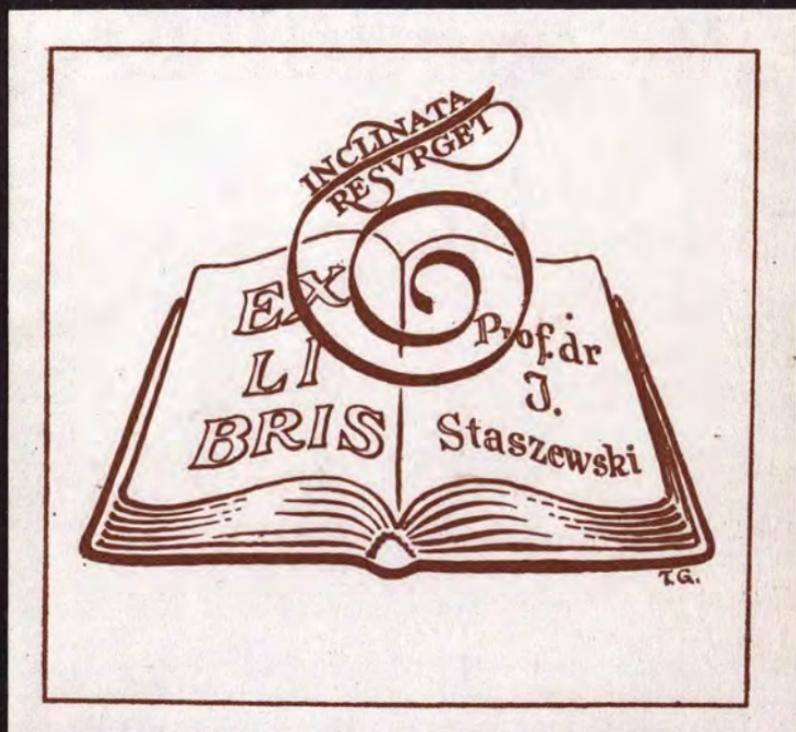


11-846



LV 189
Historia nauki o ziemi



15/11/46 Sopot
150.
24 p. 1/2

LV 621
Historia geografii

Die Reisen
des
Christof Columbus
1492—1504.

Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536
von
Bischof Las Casas seinem Freunde und Fernando Columbus
seinem Sohne.

Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826
von
Don M. E. von Navarrete.

In das Deutsche übertragen von Fr. Fr.



Leipzig,

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

CBGIÓŠ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167722



Handwritten note: 1791-1826



II-846

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Erster Brief des Columbus nach Antritt seiner ersten Reise	13
Anhang dazu	90
Zweite Reise	97
Dritte Reise	124
Brief des Königs und der Königin von Spanien an den Admiral .	143
Instruktion für den Admiral	145
Bericht über die Reise des Admirals und Beschreibung der neuent- deckten Länder von Diego Porras	148
Septer Brief aus Amerika	153
Bericht von Diego Mendez über einige Begebenheiten der letzten Reise des Admirals	167
Die letzten sechzehn Briefe des Admirals:	
1.—4. an den Bruder Don Gaspar, Karthäusermönch de las Guevas de Sevilla	181
5.—16. an Diego Colomb	183
Nachtrag: Die vom König und der Königin an Columbus verliehenen Rechte und Vollmachten	199
Über die zwei von Columbus angefertigten Karten	206
Anhang	207

Einleitung.

„Es werden in späteren Zeiten Jahrhunderte kommen, in welchen Oceanus die Schranken der Dinge durchbrechen, die Grenzen erweitern wird. Da wird die Erde sich weithin öffnen; die Schiffer werden neue Kreise enthüllen, und es wird für unsere Länderkenntniß kein äußerstes Thule mehr geben“ . . .

Es war um die Zeit von Christi Geburt, als diese denkwürdigen Worte von Marcus Annäus Seneca den Chören in den Mund gelegt wurden, welche in seinem Drama „Medea“ mitzuwirken hatten. Seneca war Spanier von Geburt, lebte aber als Dichter und Lehrer der Rhetorik zu Rom und dort mag zu seiner Kenntniß gelangt sein, was damals die Wißbegierde und Neugierde der Welt in höchste Erregung brachte: An den Mündungen der Elbe und Weser waren kupferfarbene Leute, wie sie nie zuvor gesehen worden, gestrandet. Ein germanischer Häuptling hatte sie zuerst aufgenommen, später aber sie dem gallischen Proconsul Metellus Celer zum Geschenk gemacht.

Die Geschichte schweigt über das Schicksal der Fremdlinge, aber durch sie zuerst mögen die Römer Kenntniß erhalten haben von einem fernen Lande im Westen, dessen Entdeckung Seneca voraussagte. Von da an mag die Aufmerksamkeit der römischen Colonisten in Spanien auf die Baumstämme, das geschnitzelte Holz, die Cocusnüsse, das Gefäme gerichtet worden sein, welche der damals noch ungelante Golfstrom hin und wieder an die hispanischen Küsten spülte; dadurch gewann für eine Weile die ferne Welt Gestalt in den Augen der Weisen und ließ sie als Gewißheit erscheinen.

In einer Zeit aber, wo keiner der vielen Verbindungswege bestand, welche nun die Völker verknüpfen; in einer Zeit, wo noch nicht die Buchdruckerkunst Ereignisse und Erfahrungen festhielt und verkündigte, verklang die Sage von dem wunderbaren Land im Westen so völlig, als sie nach dem Untergang der phöniciſchen Seeherrschaft verklungen war, während doch viele Spuren zeigen, daß diese Kaufherren der alten Zeit mit Centralamerika lebhaften Handel geführt.

Die Muhammedaner waren in der christlichen Zeitrechnung die Ersten, welche sich dem Studium der Erdkunde und der Pfllege der Schifffahrt mit Eifer und Erfolg hingaben. Nach der Eroberung Spaniens und der Errichtung ihrer Universitäten nahmen sie die Schriften der Egypter und Griechen zum Leitfaden ihrer Expeditionen. Ihre Naturforscher, Geographen und Kaufleute durchreisten die Länder von Fez und Marocco bis Bochara, und ihre Schiffe drangen weit hinaus in den atlantischen Ocean, ja bis Java und Sumatra.

Die Spanier und Portugiesen machten sich ihre Kenntnisse zu Nuß und bildeten sich an ihrer Hand zu Seefahrern. Viele der Bewohner der pyrenäischen Halbinsel wollten dem harten Druck entgehen, unter dem sie durch die Araber gehalten wurden und suchten auf dem Seeweg eine neue Heimath zu finden.

So schiffen sich in der portugiesischen Stadt Porto sechs Bischöfe mit ihren Gemeinden und flüchteten mit ihren Schätzen nach einem fernen Land im Westen, wo sie sieben Städte bauten. Das Land wurde von ihnen „Isla de las siete ciudades“ genannt und andere Portugiesen, welche die verlorenen Landesfinder suchten, gelangten wirklich in das amerikanische Festland, ohne freilich zu ahnen, daß es ein neuer Welttheil sei, den sie entdeckt haben..

Während sich im 7.—9. Jahrhundert im Süden diese großartige Thätigkeit entwickelte, traten im Norden Europa's die Normannen als Seefahrer auf. Als das Christenthum auch in Schweden und Norwegen vorgedrungen war, wollten die Könige ihre Unterthanen zum Uebertritt zur neuen Religion zwingen, woraus heftige Kriege entstanden. Die Verehrer Odins unterlagen und zogen vor als tapfere Wikinger sich die See zur Heimath zu erwählen. Wo ihnen gut dünkte zu wohnen, da legten sie ihre Fahrzeuge an. Einer der Ihren, Rurik hieß er, gründete das russische Reich, Rollo, ein Zweiter, die Normandie in Frankreich; — sie eroberten Großbritannien, namentlich Schottland und Irland, befuhrten von dort die Inselwelt der Shetlands- und Farörinseln; viele von ihnen ließen sich auf Island nieder und wenn es ihnen auch anfangs schien, als sei nun das Ende der Welt erreicht, so wagten sich doch die Kühnsten von ihnen bald so weit in den großen Ocean hinaus, daß sie im Westen Land erblickten. Gumbjörn, einer der kühnsten Normannen, der nach den zwischen Island und Grönland liegenden Klippen verschlagen worden war, hatte die Küste von Grönland gesehen, — Raben, die er an Bord hatte, von denen er zuweilen einen ausfliegen ließ, hatten ihn dorthin gelenkt.

Hundert Jahre später (982) machte Erik der Rothe, ein wegen Verbrechen Geächteter, die Fahrt von Island nach Grönland und ließ sich dort nieder. 986 wollte Bjärne Herulfsson seinem Vater nach Grönland nachfolgen, begleitet von Leif, seinem Freunde. Ihr Schiff wurde aber, nachdem man das Land aus dem Gesicht verloren

hatte, viele Tage und Nächte fortgetrieben, ohne daß die Reisenden wußten, wohin die Richtung ging, indem verfinsterner Nebel eingetreten war. Bei wieder eintretendem Sonnenlicht schifften sie noch Tag und Nacht, da erblickten sie Land, welches sich bei größerer Annäherung nicht bergig, sondern bloß mit kleinen Hügeln besetzt und mit Wäldern bedeckt zeigte. Sie ließen dieses Land zur Linken, fanden nach zwei Tagen ein anderes Land, welches flach und mit Feldern bedeckt war. Nach drei Tagen, in denen ein günstiger Südwestwind sie trieb, erblickten sie wieder Land, welches hoch, bergig und mit Eis bedeckt war. Nach weiterer 4tägiger Fahrt landeten sie in Grönland.

Spätere Reisen führten Leif und Herulfsson nach einem Land, wo eine größere Gleichheit der Tage und Nächte war als in Grönland, denn am kürzesten Tage stand die Sonne von Morgens halb acht bis Abends halb fünf am Horizonte.

Bei der Durchsuchung des Landes, welches stets die eine Hälfte der Einwanderer vornahm, während die andere Hälfte zu Haus blieb, fand Tyrker, ein Deutscher, Rebstöcke und Weintrauben; nach diesem vorzüglichsten Gegenstand wurde das Land Vinland (Weinland) genannt.

Die alten Runen, welche auf Island erst in neuerer Zeit entdeckt und entziffert wurden, erzählen von vielen und weiten Reisen nach Westen, welche die Normannen im 10., 11. und 12. Jahrhundert gemacht.

Die Normannen sprachen aber auch in Steinschrift zur Nachwelt; — sie liebten es, ihre Thaten in Felsen zu verewigen. — Christof Columbus war der Erste, welcher diese Sprache entzifferte. Man hatte lange vor ihm allerdings in Portugal Kunde von einem Standbild, das sich auf der Insel Corvo, im äußersten Norden der bis dahin gekannten Inseln des Oceans befände, aber Niemand wußte seinen Sinn zu deuten. Auf dem Gipfel des Gebirges fand sich ein steinernes Denkmal auf einem viereckigen Felsen. Ein Mann ohne Kopfbedeckung, auf einem vollkommen ausgebildeten Pferde, der mit einer Art maurischem Mantel bekleidet war, griff mit der einen Hand in die Mähne des Pferdes, den rechten Arm hatte er ausgestreckt, die Finger desselben waren eingezogen bis auf den Zeigefinger, der nach Westen deutete. Dieses Standbild, welches sich massiv aus einem viereckigen Felsen erhob, ließ der portugiesische König zuerst durch seinen Diener Duarte Darmas zeichnen und nachdem er die Zeichnung gesehen, gab er Befehl, daß das ganze Kunstwerk nach Portugal geschafft werde. Der damit Beauftragte brachte aber nur den Kopf des Mannes mit dem rechten Arm und der Hand, sowie den Kopf des Pferdes mit zwei Füßen nach Lissabon, woselbst die Trümmer des außerordentlichen Kunstwerks noch eine Weile in der Garderobe des Königs zu sehen waren. Noch 1529 hörte der Reisende

Pedro de Fonseca, daß im Felsen selbst Buchstaben eingegraben gewesen. So gefährlich der Zugang war, ließ er doch Männer an Seilen hinab, um von der Schrift einen Abdruck in Wachs zu erlangen; die abgebildeten Worte waren aber nicht zu entziffern.

Die Keiselust der Normannen lebte in ihren Nachkommen in Irland und Schottland fort und gestaltete sich bei Vielen in den Wunsch um, der fernern Heidenwelt das Evangelium zu verkündigen. Voll dieser Aufgabe zog denn im 8. Jahrhundert ein Bischof Brandon in das Meer hinaus und kehrte nur zurück, um zu verkündigen, er sei im Westen in ein großes, schönes Land gekommen, wo er das Evangelium verkündigt habe und wo Ansiedler sicher wohnen würden. Viele schlossen sich ihm an, aber nie mehr kam Kunde von diesen Auswanderern und ihrem Bischof.

Viele wollten, nachdem durch Cortez Mexiko entdeckt worden, in Brandon den großen, mexikanischen Religionsstifter Quetzalcoatl erkennen, welcher von verschiedenen Stämmen Mittelamerika's unter verschiedenen Namen als eine Gottheit verehrt wurde. Die Mexikaner beschreiben diesen ehrwürdigen Mann als von weißer Gesichtsfarbe, welcher begleitet von zwölf Genossen in schwarzer Priesterkleidung umherzog. Er gab dem Reiche eine Doppelform durch einen weltlichen und einen geistlichen Herrscher. Als er diese Einrichtungen durchgeführt, verschwand er auf einer Reise nach dem Osten. Noch heute warten die eigentlichen Mexikaner auf seine Wiederkehr. Als Cortez mit seinem Häuflein von 500 Spaniern bis Mexiko vorgeedrungen war, zog ihm Montezuma mit 1000 der Bornehmsten seines Reiches unter allen Zeichen der Unterwürfigkeit entgegen, führte ihn in ein mit reichen Vorräthen ausgestattetes Gebäude und eröffnete ihm hier, daß die Mexikaner eine Ueberlieferung haben, nach welcher in der Urzeit einer ihrer Fürsten in die Lande des Sonnenaufgangs gezogen und nicht wieder gekommen wäre, daß aber der Glaube bestehe, er werde einst von dort wiederkehren und sein Recht auf das mexikanische Reich geltend machen. Dieser Fürst sei wahrscheinlich der mächtige König, dem Cortez diene und darum wolle er sich und sein Reich demselben tributpflichtig machen. Nur zu bald wurden die armen Mexikaner ihres Irrthums gewiß.

In der europäischen Christenwelt hatte man so wenig als in der früheren alten Welt eine Ahnung von der einstigen Verührung, ja auch nur von dem Bestehen eines vierten Welttheils; überhaupt aber waren, trotz aller Eroberungszüge der Römer, die Vorstellungen von den außereuropäischen Ländern so verwirrt, daß das Erstaunen groß war, als im Jahre 1145 dunkelfarbige Männer zu Papst Eugen III. kamen, welche im Namen ihres Priesters und Königs Johannes das Haupt der Christenheit baten, ihnen Lehrer mitzugeben in ihr Land, welches seit Jahrhunderten dem Christenthum anhangende, dessen Kirche aber aus Mangel an Lehrern dem Verfall entgegengehe.

Der Papst und seine Umgebung verstand indeß die Sprache der Fremdlinge so wenig, als diese die europäischen Laute und so kam es, daß ihre Erscheinung in Vergessenheit gerathen wäre, wenn nicht Priester Johannes oder seine Nachfolger noch zweimal die Bitte durch Gesandte wiederholt hätten. Diese neuen Boten wandten sich mit ihrer Bitte aber nicht mehr an den Papst, sondern an den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa und an den König von Frankreich, Ludwig den Heiligen. Wohl verstand auch dieses Mal keiner die Sprache des Andern, ja die Europäer wußten nicht einmal, ob die dunkeln Männer mit edlem Angesicht dem Innern Afrikas oder Asiens entstammen, aber durch diese Vertreter einer fernen, unbekanntes Welt ward rings in den gelehrten Kreisen jener Zeit die Frage laut, wo in der weiten Welt der Fürst und Priester zu finden sei, welcher diese Boten geschickt habe. Yang Khan hießen die Fremdlinge selbst ihren Herrn. Friedrich Barbarossa sah in ihm den Monarchen und nannte ihn Grand Khan, König der Könige. König Ludwig ehrte in ihm den Priester und sandte Mönche aus, welche ihn suchen sollten.

Nach der Entdeckung Mexiko's ward die Frage aufgestellt, ob jene Gesandten nicht Mexikaner gewesen, welche unter dem Druck der Montezuma's auszogen, ihren verlorenen König zu suchen. Die mühsamen Forschungen verschiedener Gelehrten richteten jedoch die Augen auf die nestorianischen Kirchen im Osten Asiens, welche selbst in China weite Verbreitung gefunden hatten. Sie leiten auch den Namen Yang Khan, unter welchem die Fremdlinge ihren Herrn bezeichneten, von mongolischem Ursprung her.

Das Suchen nach dem geheimnißvollen Fürsten und seinen Völkern vereinte sich nun in doppeltem Maaße mit dem Suchen des Wunderlandes Indien und wurde mehr und mehr das Lösungswort für Gelehrte wie für Seefahrer. Die Kreuzzüge hatten die Lust für Forschungen, Reisen und Abenteuer wach gerufen. Schiffe um Schiffe wurden von Venedig, Pisa und Genua ausgeschickt, um Indien und den Grand Khan zu suchen, aber zu finden vermochten sie weder das Land noch den Mann. Der einstige Landweg über Egypten sowohl als über Persien war verschlossen, denn die Muhammedaner versperrten mit flammendem Schwert jeden Weg nach dem gesuchten Paradies. Zur See aber schloß das Kap der Stürme der Schiffahrt jedes weitere Vordringen ab. Marco Polo hatte 1271—1292 versucht, von China aus dort einzudringen, aber auch er konnte nur die Westküste durchforschen.

Vergeblich war indeß das Suchen nach Indien nicht. Erreichten die Seefahrer nicht, was sie gehofft, so fanden sie Anderes, was sie nicht gesucht. 1393, nach anderen Berichten 1399, ging von Castilien eine große Expedition aus und umschiffte die gesammten canarischen Inseln. 1402 wurden die Küsten Afrikas umschifft und

wurden die Inseln Forte, Vintura, Gomera, Teneriffa, sowie die Eiseninseln entdeckt; 1415 entdeckten spanische Schiffe die Insel Lancerot; sie schleppten den König und die Königin mit siebenzig Unterthanen als Gefangene nach Castilien und stellten sie dort mit den Erzeugnissen ihrer Insel zur Schau aus. Die Portugiesen entdeckten zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Azoren und auf den Seekarten, die zu jener Zeit gezeichnet wurden, ist der ganze atlantische Ocean mit einer Menge Inseln bedeckt. Der gelehrte Martin Behaim in Nürnberg stellte im Jahre 1492 einen Globus auf, auf dessen oceanischer Seite am Rande das Königreich Ciamba angedeutet ist, mit der Bemerkung: „Das Königreich Ciamba ist vol Thier, Bisamthier, do wachst vil mangerlei spezerey, das Holz aloes ebani, daß Volk sind Abgötter. Ciamba, das Gebirg, da wachst allerlei Specerei, die man da bis in unser Land verbracht. In diesem Wald wachst viel Holz und Specerei.“ Die Insel Java ist mit Zelten, Bergen und Wäldern durchzeichnet, dabei steht geschrieben: „Item als man auß des großen Königs in Cathay Landt von dem Königreich Ciamba gegen Orient fährt 1500 deutsche Meilen, so kommt man in diese Inseln gefahren genant Java mahor die hat umbfangen 5000 welsche Meilen der könig dieser Insel ist niemandt unterworfen und sind abgötter. Man findt in dieser insel allerley spezerey, pfeffer, Muskatblüth, Negel, zimmet, Cubeben und allerlei würz die man da verkauft, darnach austheilt in alle welt und gewöhnlich viel kaufleut daselbst liegen.“ Bei der Insel Anguama heißt es: „Im lezten Buch Marco Polo im 16. Kapitel findet man geschrieben, daß das Volk in diese Insel, anguama genant, Hundshaupt Augen und Zähne gleich wie die Hundte und daß es fast ungestalte Leut sollen sein und wildt wan sie fast lieber menschenfleisch denn Reiß essen sie an Brot statt mit Milch gekocht sie petten abgötter an und haben allerlei specerei fast viel die bei ihnen wachsen und frucht die den früchten in unsern Landt fast ungleich sein sollen.“ 2c. 2c. 2c.

Als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die verschiedenen Zweige der Wissenschaften auch den niedern Schichten des Volkes zugänglich wurden, da war es, als erwachten die Geister aus langem Todeßchlaf. Nun waren es nicht nur die Gelehrten, welche die Welt mit ihren Wissenssätzen bereicherten, sondern die Männer des Volkes waren es vornehmlich, welche nicht ruhten noch rasteten, bis sie Gewißheit erlangten, ob ihre Erfahrungen, Berechnungen und Voraussetzungen sich mit dem, was Andere auf Reisen beobachtet, in Uebereinstimmung bringen lasse. Andernseits verschmähten fortan Männer der Wissenschaft nicht länger, mit einfachen Handwerkern und Matrosen Nächte hindurch zusammen zu sitzen und über die Ursachen und Wirkungen, welche eine Entdeckung veranlaßt hatten, sich zu besprechen. Das meiste Interesse wandte sich der Seefahrt und ihren Entdeckungen zu und die Gewißheit, daß eine zweite Welt offenbar

werden werde, war so groß, daß ein italienischer Dichter, welcher nicht lange vor Columbus lebte, schrieb:

„Und Herkules wird mit Erröthen schauen,
Wie weit die Grenzen, die umsonst er setzte,
Das schlichte Boot in kurzem überflügelt.
Entdecken wird man einen andern Halbkreis,
Seitdem das All nach einer Mitte strebt,
Tief unter unsern Füßen gibt es Städte
Und mächtge Reiche, die er nie geahnt.
Doch sieh, die Sonne, die gen Westen eilet,
Begrüßt die Völker mit ersehntem Licht.“

(Uebersetzt von J. G. Kohl.)

Der Theorie nach war denn allen Entdeckungsreisen Thür und Thor geöffnet, galt es aber, Geld und Gefährten für ein solches Unternehmen zu gewinnen, so zogen sich Gelehrte und Kaufherrn vorsichtig zurück und wer sich noch eben als kluger, gelehrter Freund hatte preißen hören, stand nun als Träumer, ja Betrüger geächtet da.

Das war denn in ganz außerordentlicher Weise die lebenslange Erfahrung von **Christof Columbus**.

Der spätere Weltentdecker war das Kind eines armen Wollwebers zu Genua. Von Vorbildung auf irgend einen wissenschaftlichen Beruf konnte bei der Mittellosigkeit seiner Eltern keine Rede sein, obwohl vielfach behauptet wurde, er habe in Pavia studiert. Seine Angaben, wie lange er zur See gewesen, noch ehe er sich durch seine Verheirathung in Portugal niederließ, zeigen, daß er schon als 14-jähriger Knabe den Beruf des Seemanns ergriff. Bis dahin konnte er seiner Wißbegier nur Genüge thun, indem er während der Arbeit des Wollspinnens die Reisebeschreibungen von Marco Polo immer aufs Neue durchlas. Daneben, so sagt die Sage, öffnete sich ihm die Bibliothek eines Professors der Erdkunde; dessen Frau hatte als Lieblingsessen eine besondere Art von Fischen, die sehr schwer zu fangen waren. Der kleine Columbus erbot sich als Lieferrant und wenn er einen glücklichen Fang that, so erhielt er die Erlaubniß, sich in der Bibliothek des Professors ein Buch auszuwählen. Man sieht aus der Art, in welcher der Admiral später Stellen aus Aristoteles, Strabo, Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Roger Bacon anführte, daß ihm die Bücher dieser Männer durch die Hand gegangen, daß ihm daraus zum Theil sehr undeutliche, zum Theil aber auch klare Vorstellungen geblieben. Daß er die Weissagungen des Propheten Jesaias mit den Worten der Griechen und Römer in Uebereinstimmung zu bringen suchte, gehörte zu der Geistesrichtung seiner Zeit; daß er seine Gedanken und Plane zu Papier zu bringen und sich klar darüber auszudrücken wußte, beweist ein Brief, welchen der berühmte Paolo Toscanelli Columbus als Erwiderung auf einen Brief des viel jüngeren Mannes schrieb, 15 Jahre ehe dieser zur Entdeckung Amerika's auszog.

„Ich habe dir“, schreibt Toscanelli, „schon von einem Seeweg gesprochen, welcher auf viel kürzerem Wege nach dem Lande der Gewürze führen würde, als ihn die Portugiesen einschlagen. Obwohl ich weiß, daß er von der Kugelform der Erde abhängt, habe ich mich, um mich verständlicher zu machen, und das Unternehmen zu erleichtern, doch entschlossen, ihn durch eine Seekarte zu erläutern. Diese Reise müßte durch Einhalten des Weges gegen Westen gemacht werden.“

Ueber die Kugelform der Erde waren damals noch große Zweifel vorhanden; das Gesetz der Schwere, das Gesetz von der Anziehungskraft der Materie gegen den Mittelpunkt der Erde waren damals noch eben so unklare Begriffe, als die Kenntniß von der Geographie und ihrer Gesetze, und die Fragen, welche sich dem Denker aufstellten, traten darum an jeden Seefahrer doppelt heran. Columbus ging solchen Fragen nie aus dem Weg, seine ersten Reisen schon führten ihn an die Küsten von Aethiopien und Guinea, auch war er auf der Insel Teneriffa. Das waren Reisen, die das Nachdenken auf Schritt und Tritt noch jetzt herausfordern. Auf der Reise dorthin erlebte er einen so furchtbaren Wirbelsturm, daß ihm und mehreren seiner Gefährten die Haare in einer Nacht silberweiß wurden.

Um das Jahr 1470 weilte er in England und begab sich von dort nach Bissabon, dem damaligen Mittelpunkt aller „Meerwölfe“. Sie tauschten ihre Erfahrungen unter sich aus und beinahe Alle waren der Ueberzeugung, daß die Erde eine Kugelform habe und demgemäß der Ocean sich nicht in endloses Nichts auflöse, sondern mit festem Lande abschließen müßte. Columbus ward dadurch in seinem festen Glauben an die Existenz eines Welttheils im Westen immer mehr befestigt. „Es war“, so schrieb er der Königin Isabella noch vor Antritt seiner Entdeckungsreise, „keine kalte Spekulation der Wissenschaft, keine engherzige Berechnung der Interessen bei mir, es war Gott selbst, dessen Finger mir den Weg zeigte, und der diesen Weg in Verbindung setzte mit den fernsten Völkern der Erde und recht eigentlich den Weg aufhob, der mich von ihnen trennt.“ Diese Ueberzeugung war es, aus welcher der große Mann seinen unerschütterlichen Glauben schöpfte, welcher ihn lange über alles Uebelwollen und alle Ungnade der Menschen tröstete. Er glaubte an sich und seine Mission und zwang dadurch manche Sachverständige, daran zu glauben, zumal alle seine Probleme mit den Erfahrungen der Portugiesischen und Genueser Seefahrer übereinstimmten.

Bald nachdem er nach Portugal gekommen, hatte sich Columbus mit Donna Feliza Munniz-Perestrello verheirathet, einer Tochter oder Nichte des damals berühmten Seefahrers Munniz, welcher mit dem Prinzen Don Juan von Portugal weite Reisen gemacht und von diesem mit der Ueberwachung und Colonisation der Insel Porto Santo beauftragt worden war. Die Tagebücher, Berichte und Karten, sowie

die nautischen Instrumente dieses Seefahrers waren durch jene Heirath in den Besitz von Christof Columbus gekommen, was dessen Kenntnissen bedeutend zugute kam.

Je gewisser aber Columbus seiner Sache war, desto schmerzlicher war ihm die Abweisung, welche er von jeder Regierung, jeder Seestadt erfahren mußte, — kurz, ja höhnisch wurde er von den italienischen Handelsstädten, wie von Frankreich, England und Portugal abgewiesen. Düstere Schwermuth bemächtigte sich seiner, zumal er gerade in der Zeit der herbsten Demüthigungen seine Gattin verlor. Columbus ließ sie in der Carthause de las Cuevas, in der Kapelle Santa Anna begraben, — dort wurden noch zu Lebzeiten des Admirals alle seine wichtigen Papiere, Kleinodien und Kostbarkeiten in einer eisernen Casette niedergelegt und mehrere Jahre nach seinem Tod wurden seine Gebeine, die seines Sohnes Diego und die eines Entfels an der Seite der Gattin und Mutter dort eingesenkt.

Endlich raffte sich Columbus auf und begab sich mit seinen beiden Söhnen nach Salamanka, der damals hochberühmten spanischen Universität. Dort nahm sich der Prior des Dominikanerklosters Sct. Stephan seiner an und veranlaßte die Gelehrten der Hochschule, ihn zu hören und sich mit ihm zu besprechen. Auch führte er ihn bei dem Theologen Diego von Deza ein, dem Erzieher des spanischen Infanten. Dieser „Gelehrteste der Gelehrten“ veranlaßte den Herzog Luis de la Cerda, Herzog von Medina-Celi (den ersten Gouverneur des Infanten), Columbus in sein Schloß aufzunehmen, und diesen beiden Protektoren gelang es, das spanische Königspaar zu veranlassen, Columbus vor sich zu bescheiden und seine Pläne anzuhören. Columbus erhielt endlich die feste Zusage, daß, sobald Granada erobert sei, „ihm jede Hülfe werden soll, um die Länder jenseits des Oceans, welche noch im Heidenthume leben, aufzufinden und sie der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu machen.“ Für den Großen Khan oder dessen Nachfolger wurde Columbus mit besondern Vollmachten ausgestattet, und die Empfehlungsbriefe, die ihm an diesen geheimnißvollen Fürsten mitgegeben wurden, verhiessen ewige Freundschaft.

Die Königin ging um so schneller zuletzt auf die meisten der Vorschläge ein, als der Herzog von Medina-Celi sich erbot, auf eigene Rechnung und Gefahr einige Caravellen für das Unternehmen von Columbus auszurüsten. Aber plötzlich schien die ganze Unternehmung in Brüche zu gehen, und zwar an der Festigkeit, ja dem Eigensinn des Genuessers. Alles war im Oktober 1491 vereinbart, nur auf einige von Columbus gemachte Bedingungen ging das Königspaar nicht ein. In Columbus war die Vorstellung von der Herrlichkeit Indiens und Cathay's (China's) so groß, daß die Größe des Unternehmens sich mit der eigenen persönlichen Größe verschwiferte. Seine Familie, er selbst, die spanischen Könige, die

ganze Christenheit und Welt sollte unberechenbare Vortheile aus seinen Entdeckungen ziehen. Um dies zu bewirken, bedurfte er einer persönlichen Autorität und bedeutender Hülfsmittel. Darum verlangte er schon im Voraus einen Antheil an den Einkünften Indiens und den Titel sowie die Gewalt eines Vicekönigs und Admirals des Oceans. Dieses Letztere wollten die Könige von Spanien nicht gewähren und Columbus, in dessen Kopf alle jene Vorstellungen zu einem einzigen und zusammenhängenden Plane verwachsen waren und dem das Ganze verworfen schien, wenn man einen Theil nicht annehme, hatte die Kühnheit, darauf dem Hofe den Rücken zu kehren und vom Ziel seiner Wünsche weg den Wanderstab zu ergreifen, um sein Heil anderswo zu versuchen. In welcher Weise er von dieser verzweifelten Reise abgehalten ward, erzählt Garcia Hernandez, ein Arzt aus Palos. Er gibt an, Christof Columbus sei zu Fuß am Kloster La Rabida angekommen und habe den Pförtner um Brod und Wasser für sein Söhnlein, das er mit sich führte, gebeten. Ein Mönch Namens Juan Perez habe an seinem fremdländischen Accent ihn als Ausländer erkannt und ihn um das Woher? und Wohin? befragt. Columbus habe geantwortet, er komme vom Hof, wo er eine Seeexpedition vorgeschlagen, aber die Hofleute haben ihn verlacht und seine Plane als Hirngespinnste verspottet. Er wolle nun nach Huelva, um einen Schwager zu sprechen und ihm sein Söhnlein zu bringen. Nachdem Juan Perez lange mit dem Wanderer gesprochen, habe der Mönch nach ihm, dem Arzt, geschickt, der sich ein wenig auf Astronomie verstanden habe, damit er mit Columbus spreche. Nach langem Hin- und Herreden ward beschlossen, daß Juan Perez, welcher Beichtvater von Isabella gewesen war, einen Boten an die Königin absende (die Rechnung für das Saumthier, das der Bote ritt, ist noch den Papieren des Columbus beigelegt); 14 Tage nachher ward der Trotzige persönlich zur Königin beschieden. Die Folge war, daß die Ausrüstung von drei Caravellen beschlossen wurde, nachdem Columbus wieder an den Hof berufen und 5000 Maravedi's zur Ausrüstung, Kleidern u. erhalten hatte. Ueberhaupt hatte er in Spanien vom Jahre 1487 an manche Unterstützung von Seite des Königspaares zu genießen. Unter den Rechnungen des königlichen Schatzmeisters steht geschrieben: „Den 5. Mai 1487. Heute gegeben dreitausend Maravedi's an Christobal Colombo (so ward in Genua wie in Portugal der Name des Weltentdeckers geschrieben) Ausländer, der sich hier in gewissen Angelegenheiten im Dienst J. M. befindet, in Folge Anweisung von Alfonso von Quintanilla, auf Befehl des Bischofs.“ Im Jahre 1489 und 1490 wiederholen sich diese Ausbezahlungen, — das eine Mal erhielt er 4000, das andere Mal 5000 Maravedi's. Die Schilderungen seines Glends, seiner Armuth, seines dürftigen Anzugs u. sind darum, wo sie aus seiner Feder stammen, Ausbrüche der Bitterkeit, wie sie aus dem

erlittenen Undank hervorgingen, bei seinen Biographen Folge von Mißverständnissen oder Unkenntniß der Verhältnisse. Daß Columbus sich in Portugal mit dem Zeichnen und Verkauf von Karten abgab, ist kein Zeichen großer Armuth, Columbus rühmt sich der Kunst, die ihm darin zu eigen war. Die Zeit, in welcher er wirklich Noth litt, beschränkt sich wohl auf das Jahr 1491, wo er im Lager von Granada immer auf Antwort wartete, ohne sie zu erhalten. Die Königin Isabella leitete damals den Bau der Stadt Santa Fé; Hofsherren und Soldaten wetteiferten, das Werk bald zu Stand zu bringen, wie ja in der That die Stadt binnen drei Monaten erstand, obwohl die Häuser aus Stein gebaut wurden und darum viel Mühe und Zeit brauchten. Inmitten des Wirrsals von Bauleuten und kämpfenden Soldaten, inmitten einer Menschenmenge, wo Herr wie Knecht der Mühsal fast erlagen, in einer Zeit der höchsten Spannung, wo das Königspaar und die Minister den letzten Schlag gegen Granada und die Alhambra anstrebten, um das vieljährige Ziel zu erreichen, die Muhammedaner aus Spanien zu verjagen, da ist es nicht anders denkbar, als daß ein Fremdling und Bittsteller oft unwillig angelassen und bei Seite geschoben ward.

Daß noch durch viele Hindernisse anderer Art der Weltentdecker sich durchzuringen hatte, bis er am 3. August 1492 endlich mit drei schwachen Schiffen den Weg zur Entdeckung Amerika's antreten konnte, ist traurige Thatsache. Seine Pläne und Hoffnungen fanden so wenig Theilnahme, daß man die Verbrecher aus den Gefängnissen freigeben mußte, um die nöthige Bemannung für die Schiffe zu finden. Aus seinen Briefen, welche er vor der Einschiffung schrieb, spricht die tiefste Niedergeschlagenheit. Und doch war das nur der Anfang des Jammers. Das Königspaar, dem er eine neue Welt eroberte, die Zeitgenossen, welche ihm so viel verdankten, lohnten ihm mit bitterem Undank, und nicht als Held, sondern als tiefgekränkten, schwermüthigen Greis sehen wir ihn in den folgenden Briefen und Tagebüchern sein Haupt zur letzten Ruhe niederlegen.

Dieselben wurden am Schluß des vorigen Jahrhunderts von Don Navarrete, einem hochgestellten Marineoffizier Spaniens, in den Archiven des Klosters Sct. Stephan und denen des Herzogs von Veracruz, eines Nachkommen von Columbus aufgefunden. Die Briefe sind von Columbus eigener Hand geschrieben. Es war dem Entdecker derselben, Don Navarrete und seinem unermüdlischen Sekretär, Jean Baptiste Munnoz, oft sehr schwer, ja fast unmöglich, die veraltete Orthographie, die verblaßten Schriftzüge, die nicht mehr gebräuchlichen nautischen Ausdrücke, die mitunterlaufenden italienischen und portugiesischen Worte zu entziffern und den schleppenden Briefstyl, welchem jedes Unterscheidungszeichen fehlte, wiederzugeben, um sie der Jetztzeit verständlich zu machen, ohne die Art und Ausdrucksweise des Weltentdeckers zu verwischen.

Die mitgetheilten Briefe und Berichte sind als von Christof Columbus geschrieben aufgefunden worden; das Tagebuch veröffentlichte mit den Briefen in gemeinsamer Arbeit Ferdinand Colombo, der Sohn einer zweiten Verbindung des Admirals, und Las Casas, der Bischof von Chiapas.

Das Tagebuch von der ersten Reise des Admirals ist nur als sehr zusammengezogenes Resumé gegeben, denn die beiden Bearbeiter mußten sich sagen, daß die Angaben aller der nautischen Notirungen u. s. f. für den Leser kein Interesse haben konnten. Sie lassen in denjenigen Stellen, welche nicht die eigenen Worte des Columbus enthalten, von dem Admiral immer in der dritten Person reden; aber wo hervorragende Begebenheiten mitgetheilt werden, führt Las Casas die eigenen Worte des Admirals an, so die Ankunft der Insulaner an Bord des Admiralschiffes am 18. December 1492; die Beschreibung vom Verlust der Caravelle am 24. December; die Stürme im Februar 1493; die Landung an den Azoren, das Ende der Reise.

Wir folgten dem Beispiel von Las Casas und von Don Fernando und unterließen die stete Aufzählung der verschiedenen Faden Tiefe, der verschiedenen Windrichtungen, der Breiten und Tiefen der Häfen. Im Uebrigen folgten wir mit möglichster Treue der Arbeit von Don Navarrete in der von ihm durchgesehenen französischen Uebersetzung.

Die nahe 400jährige Feier der Entdeckung Amerika's gibt der Wiederauffindung der Briefe von Christof Columbus doppeltes Interesse, und so möge auch die deutsche Uebersetzung derselben freundlich aufgenommen werden.

Fr. Pr.

Für die Einleitung benutzte Quellen.

- Don Navarrete: Relation des Voyages etc. de Christof Colomb.
 Friedrich Kunstmann: Die Erdkunde Amerika's.
 Henry Harrisé: Christophe Colomb.
 Dr. Sophus Ruge: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.
 Kohl: Geschichte der Entdeckung Amerika's.
 Dittmar's Weltgeschichte: Cortez.
-

Erster Brief

von Columbus nach Antritt seiner Reise.

Bericht über die Reise, unternommen
von
Christof Columbus.

In nomine D. N. Jesu Christi.

Allerhöchste, Allerchristlichste, Allermächtigste, Allerbortrefflichste Fürsten, König und Königin von Spanien und den Inseln des Meeres, unser Herr und unsere Herrin!

Nachdem Eure Hoheiten in diesem gegenwärtigen Jahre 1492 dem Kriege gegen die Mauren, welche in Europa regierten, ein Ende gemacht und in der großen Stadt Granada Frieden geschlossen, dieses selbe Jahr am 2. Tag des Monats Januar, sah ich in Kraft der Waffen die königlichen Banner Eurer Hoheiten auf den Thürmen der Alhambra wehen und sah den maurischen König aus den Thoren seiner Stadt ziehen und die Hände Eurer Hoheiten küssen.

In demselben Monat beschloffen Eure königlichen Hoheiten in Ihrer Eigenschaft als katholische Christen und Liebhaber und Verbreiter des heiligen christlichen Glaubens, und als Feinde des Muhammedanismus und aller Abgötterei und Ketzeri, mich, Christof Columbus, nach den Gegenden Indiens zu schicken, von denen ich Euren Hoheiten Kunde gegeben, und mich an den Fürsten Grand Khan zu beordern, der in unserer Sprache König der Könige heißt. Dieser hatte wie seine Vorfahren nach Rom geschickt, um Lehrer in unserem allerheiligsten Glauben zu erbitten, auf was der heilige Vater nie eingegangen ist, wodurch so viele Völker in Götzendienst und Sünden dahingestorben sind.

Bericht über die Reise 2c.

Eure Hoheiten gedachten mich Christof Columbus in besagte Gegenden Indiens zu schicken und genaunte Fürsten, Völker und Länder kennen zu lernen, ihre Verhältnisse, Anlagen und Neigungen zu erforschen, damit man wisse, wie man sich zu benehmen habe, um dort unsern allerheiligsten Glauben einzuführen. Sie befahlen mir, nicht, wie sonst geschieht, zu Land nach dem Orient zu reisen, sondern Indien auf dem Weg nach Westen hin zur See aufzusuchen, was, soviel man weiß, bisher noch von Niemanden versucht worden ist. Demzufolge befahlen mir Eure Hoheiten im gleichen Monat 1492, in welchem Sie die Muhammedaner*) vertrieben hatten, mit einer Flotte nach den Gegenden von Indien zu reisen. Bei dieser Gelegenheit bezeugten Sie mir große Gnaden. Sie adelten mich, so daß ich fortan berechtigt bin, mich **Don** zu nennen, und machten mich zum Großadmiral des Oceans, auch zum Vicekönig und ständigen Gouverneur (gubernatur perpetua) aller Inseln und Festlande, welche ich entdecken und erobern werde, und Sie verordneten, daß mein ältester Sohn mein Nachfolger sein soll, und daß es so bleibe von Generation zu Generation.

Ich verließ die Stadt Granada am Samstag den 12. Mai desselben Jahres 1492 und kam in die Stadt Palos, welche einen Seehafen besitzt, wo ich drei für solche Reise sehr tüchtige Schiffe ausrüstete; Freitag den 3. August verließ ich diesen Hafen, wohlversehen mit Lebensmitteln und vielen Seeleuten.

Ich schlug den Weg nach den canarischen Inseln ein, welche Euren Hoheiten gehören und in besagtem Ocean liegen, um von dort meinen Weg fortzusetzen, bis ich Indien entdeckt haben werde. Ich werde mir Mühe geben, dort die Gesandtschaft wohl auszurichten, mit welcher mich Eure Hoheiten bei den dortigen Fürsten beauftragt haben. Zu diesem Zwecke gedenke ich die Reise und Alles, was ich thun und sehen werde, sehr pünktlich zu beschreiben, und Tag für Tag zu berichten, was mir begegnet ist. Ueberdies, hoher Fürst und hohe Fürstin, nehme ich mir vor, jede Nacht niederzuschreiben, was mir am Tag begegnet ist, und jeden Tag die Schiffsfahrt der Nacht. Ich beabsichtige eine neue Seekarte zu machen, in welcher ich die Lage des ganzen Meeres und aller Länder des Oceans in der ihnen eigenthümlichen Lage, sammt der darauf bezüglichen Richtung der Winde verzeichnen werde. Auch gedenke ich, ein Buch zu führen, in welchem ich gleichsam in Malerei die Längen- und Breitegrade der Aequinoctialpunkte darstellen werde. Dabei kommt es hauptsächlich darauf an, daß ich auf den Schlaf verzichten lerne und meinen Weg mit Ausdauer verfolge und prüfe, um allen Verpflichtungen nachzukommen, was eine große Arbeit sein wird.

*) Columbus sagt „die Juden“, aber diese hatten im Januar 1492 noch keine Ahnung, daß auch sie Spanien verlassen mußten.

Freitag, den 3. August.

Wir verließen Freitag, den 3. August 1492, den Hafen von Saltes*) um 8 Uhr Morgens und wurden durch eine starke Brise bis gegen Sonnenuntergang 60 Meilen, was 50 Seemeilen macht, nach Süden getrieben, dann nach Süd-Südost, um den Weg nach den canarischen Inseln einzuhalten 2c.

Montag, den 6. August.

Das Steuerruder der Barke Pinta, welche von Martin Alonso Pinson befehligt ist, zerbrach heute. Man hat Verdacht, der Unfall sei Gomez Rascon zuzuschreiben, welcher den Einflüsterungen von Cristobal Quintero, dem Eigenthümer der Barke, zugänglich gewesen sei. Schon vor der Abreise hatte man ihn über hinterlistigen Anschlägen ertappt. Die Verlegenheit war groß, da sich der Caravelle nicht beikommen ließ, ohne das eigene Schiff zu gefährden. Eine Beruhigung war, daß Pinson ein Mann von Muth ist, welcher stets neue Hilfsquellen auffindet.

Dienstag, den 7. August.

Das Steuerruder der Pinta kam außs Neue aus den Fugen. Man richtete es wieder ein, und steuerte nach Lanzerot, einer der canarischen Inseln.

Mittwoch, den 8. August.

Die Steuermänner der drei Schiffe entzweiten sich über die Frage, welches die Lage der canarischen Inseln sei? Die Ansicht des Admirals war die richtigste. Er wollte auf die größte derselben zusteuern, um die Pinta gegen ein größeres Fahrzeug auszutauschen, weil ihr Steuerruder sehr beschädigt war und das Schiff Wasser einließ. Der Wind war ihm entgegen und so machte er bei Tag und Nacht nur je 9 Meilen 2c.

Freitag, den 14. September.**)

Man machte an diesem Tag und in der Nacht 20 Meilen in der Richtung nach Westen; der Admiral schrieb aber eine kleinere Zahl, damit seine Leute nicht den Muth verlieren, wenn ihnen die Reise gar zu weit erscheine. Die Schiffer der Caravelle Rinna sagen, sie haben eine Meerschwalbe gesehen und einen Phaëton aetherus, eine Vogelart, welche sich nie mehr als 25 Meilen vom Land entfernt.

*) Die einst berühmte Stadt Saltes wurde 1500 durch eine Sturmfluth völlig zerstört.

***) Columbus hatte sich bis zu diesem Tag auf Lanzerot aufgehalten und den Umbau der Pinta geleitet.

Samstag, den 15. September.

Man kam 27 und etliche Meilen von Ost nach West. Beim Beginn der Nacht sah man 4—5 Meilen vom Schiff entfernt ein wunderbares Sternschnuppe (un maravilla ramodo fuego) vom Himmel fallen.*)

Sonntag, den 16. September.

Die Flottille segelte immer nach Westen und machte an diesem Tag 39 Meilen, von denen der Admiral 36 notirte. Es war an diesem Tage etwas neblicht. Die Luft war gleichwohl außerordentlich angenehm, so daß es eine wahre Freude war, sie zu genießen. Es fehlt nur der Gesang der Nachtigallen, sonst hätte man träumen können, den Monat Mai in Andalusien zu feiern. Hier sah man zum ersten Mal in diesen Gegenden einige Hände voll sehr schönes Gras, das offenbar noch nicht lange vom Boden losgerissen war, was anzudeuten schien, daß man sich in der Nähe einer Insel befinde. Der Admiral meinte, Festland könne das noch nicht sein, denn er sagt: „Ich berechne, daß das Festland weiter entfernt sein müsse.“

Montag, den 17. September.

Man schiffte immer weiter nach Westen und machte zwischen Tag und Nacht nicht mehr als 50 Meilen, von denen der Admiral 47 notirte. Die Strömung begünstigte die Fahrt der Schiffe. Man sah viel und oft Gras; es war Felsgras und kam von Westen. Man glaubte, nahe beim Land zu sein. Die Steuermänner nahmen nördliche Richtung, welche sie bezeichneten, und fanden, daß die Magnetnadel um ein starkes Viertel „nordwestliche“. Die Schiffer waren darob sehr ängstlich und traurig, sagten aber nicht, warum. Der Admiral bemerkte es und befahl ihnen, sobald der Tag graue, den Nordstern von Neuem zu beobachten; sie fanden, daß die Nadeln in Ordnung seien. Diese Erscheinung kam daher, daß sich offenbar der Stern bewegt, während die Nadeln unverändert bleiben.**)

An diesem Tag sah man vom frühen Morgen an viel mehr Gras als bisher, und zwar Gras, das aus irgend einem Fluß zu kommen schien. Man fand darin einen lebendigen Krebs; der Admiral hob ihn auf, weil er sagte, daß das ein sicheres Anzeichen von nahem Land sei, weil sich ein solcher Krebs nie weiter als 80 Stunden vom Land entfernt finde. Das Meerwasser war hier weniger salzig,

*) Es ist anzunehmen, daß dieses Phänomen nichts Anderes war, als das, was uns als Sternschnuppen eine beinahe alltägliche Erscheinung ist, und daß Columbus mit der Bezeichnung „maravilla“ nur sagen will, daß die Erscheinung von außerordentlicher Schönheit war. Siehe Anhang.

**) Die Richtigkeit der Beobachtungen des Admirals hat sich seitdem vollkommen bestätigt. Dagegen beweist die Angst der Schiffleute, daß damals die Abweichung der Magnetnadel zum ersten Mal bemerkt wurde.

als sie es seit den canarischen Inseln gefunden hatten, die Luft wurde immer milder. Die Schiffsleute waren alle freudig gestimmt; jedes Fahrzeug suchte das andere an Schnelligkeit zu übertreffen, um das Erste zu sein, welches Land sehe. Man sah viele toninas.*) Die Leute der Minna tödteten einen. Alle diese Zeichen, sagt der Admiral, kamen von Sonnenuntergang, wo, wie ich hoffe, der allmächtige Gott, in dessen Hand alles Gelingen ruht, uns bald Land finden lassen wird. Er sagt, daß er an diesem Morgen einen weißen Vogel gesehen habe (rabo de junco), welcher nie auf dem Meere schläft.

Dienstag, den 18. September.

Man segelte Tag und Nacht und legte mehr als 55 Meilen zurück, aber der Admiral notirte nur 48. Diese Tage alle war das Meer so still und ruhig wie der Fluß bei Sevilla. Heute nahm Martin Alonso mit seinem guten Segler, der Pinta, einen Vorsprung; von seiner Barke aus benachrichtigte er den Admiral, daß er so schnell segle, weil er gegen Sonnenuntergang eine große Menge Vögel habe fliegen sehen, und darum hoffe, er werde noch in dieser Nacht Land finden. Gegen Norden herrschte tiefe Dunkelheit, was ein Zeichen von großer Nähe des Landes ist.

Mittwoch, den 19. September.

Die Flottille verfolgte die gleiche Richtung, machte aber, weil Windstille war, während des ganzen Tages und der ganzen Nacht nur 25 Meilen. Der Admiral verzeichnete 22. Heute Nacht kam ein alcatraz (eine Art Pelikan) auf das Schiff und um 10 Uhr sah man einen andern. Diese Vögel entfernen sich gewöhnlich nicht über 25 Stunden vom Land. Es erhoben sich Nebel, ohne von Wind begleitet zu sein, was gleichfalls Nähe von Land anzeigt. Der Admiral wollte sich nicht mit Laviren aufhalten, um sich von dem nahen Land zu überzeugen; er war überzeugt, daß sich nach Norden und Süden einige Inseln befinden müssen (wie es auch wirklich der Fall war); er segelte aber zwischen durch, um in Kraft des Willens direkt auf Indien zuzusteuern. „Das Wetter ist gut, und so es Gottes Wille ist, wird sich bei der Rückkehr Alles zeigen.“ Das sind die eigenen Worte des Admirals. Die Seeleute machten hier ihre Berechnungen. Die Minna befand sich 440 Meilen von den canarischen Inseln entfernt, die Pinta 420, das Schiff des Admirals 400, nicht mehr und nicht weniger.

*) Es ist das ein Fisch, wie er sich ähnlich in Italien findet, weshalb ihn der Admiral so nennt. Von dem europäischen Thunfisch unterscheidet er sich dadurch, daß er kleiner und nicht wie dieser ganz stahlgrau ist, sondern auf dem Rücken schwarze Punkte und Ringel hat.

Donnerstag, den 20. September.

Man schiffte immer west- und nordwestlich und im 5^o Nord oder halb Quart (a la media partida), weil die herrschende Windstille einen häufigen Wechsel der Winde bedingte. Man machte zwischen 7 und 8 Meilen. Zwei Alcatraz, denen bald ein dritter folgte, kamen auf das Admiralschiff; das war auch ein Zeichen von Landnähe. Man sah Gras, obwohl man den Tag vorher keines gesehen hatte. Mit der Hand fing man einen Vogel, welcher einer Meerschwalbe glich, es war aber kein Meervogel, sondern ein Flußvogel. Zwei oder drei Landvögel kamen singend vor Tagesanbruch auf das Schiff und verschwanden noch vor Aufgang der Sonne. Es erschien ein vierter Alcatraz, er kam von West-Nordwest und flog gegen Südost. Das war ein Zeichen, daß er von nord-nordwestlich gelegnem Land komme, weil diese Vögel auf dem Land schlafen und ihre Nahrung auf dem Meer suchen. Sie entfernen sich nicht über 20 Stunden vom Land.

Freitag, den 21. September.

Den ganzen Tag herrschte Windstille, darauf erhob sich ein leichter Wind. Die Flotille verfolgte immer ihren Weg und machte kaum 13 Meilen während des ganzen Tages und der Nacht. Seit Tagesanbruch fand man so viel Gras, daß das Meer damit wie mit Eis bedeckt war.*) Das Gras kam von Westen. Man sah einen Alcatraz; das Meer wurde eben wie ein Fluß und das Fächeln des Windes so angenehm als möglich. Man sah einen Wal (ballena), was ein sicheres Zeichen von Landnähe ist, weil diese Thiere sich immer in der Nähe des Landes halten.

Samstag, den 22. September.

Man schiffte nach West-Nordwest, bald mehr bald weniger nach der Seite hin abweichend; man machte ungefähr 30 Meilen; man sah kein Gras, wohl aber einige Seeschwalben, Sturmvögel und andere Vögel. Der Admiral sagt hier: „Der Wind, der sich erhob, war mir sehr nothwendig, denn es war große Gährung unter den Leuten meines Fahrzeugs, weil sie glaubten, es wehen unter diesen Himmelsstrichen keine Winde, welche die Rückkehr nach Spanien möglich machen. Einen Theil des Tages kam kein Gras, dann kam es sehr dicht.“

Sonntag, den 23. September.

Man schiffte gegen Nordwest, von Zeit zu Zeit viertels nach Norden, und andere Male in der geraden Richtung des Wegs. Man sah eine Turteltaube, einen Alcatraz und einen Flußperling (pajarito de rio) und andere weiße Vögel. Krebse in Gras verwickelt erschienen in Menge. Das Schiffsvolk murrte, weil das Meer ruhig und eben war, denn die Leute sagten, es könne unter diesem Himmels-

*) Anmerk. Siehe Anhang.

streich keinen Wind geben, der die Rückkehr nach Spanien ermögliche. Bald aber erhob sich das Meer, ohne daß der Wind blies und wurde so groß, daß Alle sehr verwundert waren, weshalb der Admiral hier bemerkt: „So wurde mir die hohe Fluth sehr nothwendig; es ist das noch nie geschehen, wenn nicht zur Zeit der Juden, als die Egyptianer von Egypten auszogen, um Mose zu verfolgen, welcher die Hebräer aus der Sklaverei befreite.“

Montag, den 24. September.

Die Flottille verfolgte bei Tag und Nacht ihren Weg nach Westen, und machte etwa 14 $\frac{1}{2}$ Meilen, der Admiral notirte 12. Ein Alcatraz kam an Bord; man sah viele.

Dienstag, den 25. September.

An diesem Tag war Windstille und darauf Wind. Man verfolgte die Richtung nach Westen bis zur Nacht. Der Admiral besprach sich mit Martin Alonso Pinzon, dem Capitän der Carabelle *Pinta*, wegen einer Karte, welche er vor drei Tagen diesem auf sein Schiff geschickt, und auf welcher einzelne Inseln*) verzeichnet waren, die sich in diesem Meer befinden. Martin Alonso sagte, sie seien allerdings in diesem Windstreich, aber daß sie diese Inseln nicht gefunden, komme wahrscheinlich daher, daß die Strömungen ihre Schiffe immer nach Nordost getrieben haben, und daß sie noch nicht so viel Weg zurückgelegt haben, als die Schiffskleute glauben.

Darüber bat der Admiral Alonso ihm besagte Karte zu schicken, und nachdem Pinzon sie ihm an einem Seil zugeworfen, begann Columbus mit seinem Steuermann und einigen andern Seeleuten sie zu punktiren. Als die Sonne untergegangen war, stieg Martin Alonso in den Mastkorb seines Fahrzeugs und rief mit Bewegungen der höchsten Freude: „Gute Botschaft! gute Botschaft!“ und forderte Columbus auf, seine Freudigkeit zu theilen, er sehe Land. Als der Admiral ihn mit bestätigendem Ton seine Nachricht wiederholen hörte, fiel er, wie er selbst sagt, auf seine Kniee, um dem Herrn zu danken. Martin Alonso sang mit seiner ganzen Mannschaft das „Gloria in excelsis Deo;“ die des Admirals that ebenso, die Leute der *Niña* stiegen alle in den Mastkorb und das Tauwerk und Alle versicherten, man sehe Land. Der Admiral theilte ihre Meinung und glaubte, daß es kaum 25 Meilen entfernt sei. Bis zur Nacht behaupteten Alle, Land zu sehen. Der Admiral gab Befehl, den eingehaltenen Weg zu verlassen und die Richtung nach Südwest einzuschlagen, in welcher man das Land hatte erscheinen

*) Anmerk. Diese Karte war wahrscheinlich die von Marco Polo; der Irrthum von Columbus beruhte aber in der Idee, daß er bei seiner Fahrt nach Westen auf dem Weg nach Indien sei, welchen jener nach Osten gesucht, sodann auch auf der Mangelhaftigkeit dieser Karte. Navarette.

sehen. Man machte an diesem Tag $4\frac{1}{2}$ Meilen gen Westen und in der Nacht 17 gegen Südwest, was zusammen 21 Meilen macht, von denen aber Columbus der Mannschaft nur 13 eingestand, damit ihnen die Reise nicht zu weit erscheine. Zu diesem Zweck führte Columbus zweierlei Aufzeichnungen, die niedere war die unterschobene, die höhere die wahre. Das Meer wurde so glatt, daß viele Schiffer sich mit Baden und Schwimmen vergnügten. Man sah eine große Menge Fische.

Mittwoch, den 26. September.

Bis Mittag schiffte man in der Richtung nach West und fuhr dann gen Südwest bis man erkannte, daß das, was man für Land gehalten, nur der Himmel sei

Samstag, den 29. September.

Man schiffte wieder in der Richtung nach Westen und machte 24 Meilen, von denen der Admiral der Mannschaft nur 21 nannte. Man sah einen Vogel, Fregatte genannt (rabif orcado), welcher die Alcatraz zwingt auszuspeien, was sie gefressen, um es seinerseits zu verschlucken. Das ist die einzige Art, wie er sich ernährt. Es ist ein Meervogel, läßt sich aber nie auf dem Meer nieder und entfernt sich nicht über 20 Meilen vom Land. Auf dem grünen Cap gibt es deren viele. Man sah zwei Alcatraz. Die Luft war mild und sehr angenehm. Es fehlte nur der Gesang der Nachtigall; das Meer war glatt wie ein Fluß. Man sah viel Gras.

Sonntag, den 30. September.

Man schiffte wieder nach Westen; Windstillen machten es unmöglich zwischen Tag und Nacht mehr als 14 Meilen zurückzulegen, von denen der Admiral 11 notirte. Vier Vögel kamen auf das Schiff des Admirals, was ein sicheres Zeichen der Nähe des Landes ist; weil diese Menge von Vögeln Einer Gattung zeigt, daß sie sich nicht verloren noch verirrt haben. Man sah zweimal vier Alcatraz und viel Gras. Nota: „Die Sterne, welche man die Wächter nennt, sind beim Beginn der Nacht bei dem Arm, in der Richtung nach Niedergang, und beim Beginn des Tages sind sie in der Linie und unter dem Arm in der Richtung nach Nordost. Es scheint, daß sie während der ganzen Nacht nicht mehr als drei Linien, das ist neun Stunden, zurücklegen und das jede Nacht.“ So sagt der Admiral. Heute bei Tagesschluß „nordwestlichte“ die Magnetnadel um ein Viertel und beim Glauben des andern Tages standen die Nadeln gerade in der Richtung des Polarsternes. Daraus scheint zu folgen, daß der Polarstern sich wie die andern Sterne bewegt, und die Magnetnadel immer das Richtige anzeigt.

Montag, den 1. Oktober.

Die Flotille verfolgte ihren Weg nach Westen, und machte 25 Meilen, von denen der Admiral 20 notirte. Wir hatten eine große Widerwärtigkeit. Der Steuermann des Admirals sagte bei Tagesanbruch mit dem Ausdruck der Furcht, man habe seit der Eiseninsel an 578 Meilen nach Westen zurückgelegt. Die kleinere Berechnung, welche der Admiral der Mannschaft zeigte, war 584, die wirkliche, verborgen gehaltene 707.

Dienstag, den 2. Oktober.

Das Meer war glatt und ruhig, weshalb der Admiral schrieb: „Heißer Dank sei Gott dargebracht!“ Das Gras kam von Osten nach Westen, im Gegensatz zu der Richtung, aus welcher es bisher gekommen war. Viele Fische erschienen; man tödtete einen und sah einen weißen Vogel, der eine Möve zu sein schien.

Mittwoch, den 3. Oktober.

Die drei Barken verfolgten die gewöhnliche Windrichtung und machten 47 Meilen, von denen der Admiral 40 notirte. Man sah Sturmvögel und viel Gras; manches war sehr alt, anderes sehr frisches trug eine Art Früchte, Vögel sah man nicht. Der Admiral glaubte einige der auf der Karte verzeichneten Inseln hinter sich gelassen zu haben. Er sagt hier, er habe letzte Woche und die letzten Tage keine Zeit damit vergeuden wollen, dort Landungen anzustellen, weil sein vorgestecktes Ziel sei, Indien aufzufinden, und weil es der Klugheit und gesunden Urtheils ermangeln hieße, unterwegs Zeit zu verlieren.

Samstag, den 6. Oktober.

Man fuhr fort, gegen Westen zu lenken, und machte an diesem Tag 40 Meilen, von denen der Admiral der Mannschaft 30 zeigte. Martin Alonso sagte in dieser Nacht, es möchte gut sein, gegen Westviertel Südwest zu steuern. Der Admiral glaubte, er sage das in der Absicht, an der Insel Sipango zu landen und war der Ansicht, daß, wenn sie von ihrem Wege abweichen, sie nicht sobald Festland erreichen können, daß es darum besser sei, Festland zu suchen und die Inseln zu lassen.

Sonntag, den 7. Oktober.

Heute lief jede der drei Caravellen mit gleich freudiger Schnelligkeit voran, jede um vor den andern Land zu sehen, denn Jeder wünschte die Belohnung zu erlangen, welche der König und die Königin dem versprochen hatten, welcher es zuerst erblicke. Beim Aufgang der Sonne errichtete die Ninna, welche als guter Segler den andern Beiden voraus war, im Mastkorb ein Zelt und gab von dort aus eine Ladung ab, zum Zeichen, daß man Land sehe. So

hatte es der Admiral befohlen. Er hatte auch angeordnet, daß bei Sonnenaufgang und Niedergang die drei Fahrzeuge sich vereinigen, weil in diesen beiden Momenten die Abwesenheit oder Verminderung der Wolken und Dünste es am leichtesten macht, in die Ferne zu sehen. Der Abend nahte. Die Mannschaft der Minna sah das Land noch nicht, das sie entdeckt zu haben glaubte. Eine Menge Vögel flog von Norden nach Südwest, was darauf schließen ließ, daß sie entweder die Nacht am Lande zubringen, oder aber, daß sie dem Winter entgehen, welcher in den Ländern, aus denen sie kamen, nicht ferne sein werde. Der Admiral wußte, daß die Portugiesen die meisten der Inseln, in deren Besitz sie waren, durch Vogelflug entdeckt hatten. Diese Gründe veranlaßten ihn, den direkten Kurs nach Westen aufzugeben und das Steuerruder gegen West-Süd-West zu kehren, in der Absicht 2 Tage in dieser Richtung zu fahren. Dieser Wechsel vollzog sich etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang. Man machte nur 5 Stunden in der Nacht, am Tag hatte man 23 zurückgelegt, also 28 im Ganzen.

Montag, den 8. Oktober.

Die Temperatur war so köstlich, als die Luft in Sevilla im Monat April und so balsamisch, daß es eine Lust war, sie einzuhauchen. Das Gras schien ganz frisch. Man sah viele Landvögel, welche nach Süden flogen, der Admiral fing einen. Man sah Krähen, Enten, Fischräben.

Dienstag, den 9. Oktober.

Die ganze Nacht hörte man den Flug der Vögel.

Mittwoch, den 10. Oktober.

Die Leute beklagten sich über die Länge der Reise und wollten nicht weiter gehen. Der Admiral begütigte sie soviel als möglich, indem er ihnen den Nutzen vorstellte, den sie aus der Reise ziehen werden. Er fügte aber auch hinzu, daß ihr Murren sie gar nichts nütze, da er ausgezogen sei, um nach Indien zu gehen (el habia venido a las Indias) und daß er fest entschlossen sei, mit Gottes Hilfe seine Reise aus Ziel zu führen.

Donnerstag, den 11. Oktober.

Der Admiral setzte die Reise in der Richtung West-Südwest fort. Das Meer war bewegter, als es je während der ganzen Reise gewesen. Man sah eine Art Sturmvögel und ganz nahe beim Schiff des Admirals ein grünes Rohr. Die Mannschaft der Pinta erblickte ein Rohr und einen Stock, wir sahen einen andern kleinen Stock, welcher mit Eisen beschlagen zu sein schien, auch kam Gras, wie es nur auf dem Land wächst und ein kleines Brett. Die Leute

von der Rinna erblickten auch andere Zeichen von nahem Land, unter Anderem einen Zweig mit Dornen und kleinen Früchten. Diese Zeichen ließen Alle aufathmen und „erfüllten mich mit Freudigkeit.“ Bis Sonnenuntergang hatte man an diesem Tage 27 Meilen zurückgelegt.

Beim Anbruch des Abends befahl der Admiral, daß man wieder direkt nach Westen steure. Man machte 12 Meilen in der Stunde. Da die Pinta der beste Segler war und dem Admiralschiff voraus kam, so sah man von dort aus zuerst Land, und gab dort die verabredeten Zeichen. Ein Matrose, Namens Rodrigo de Triana, war der Erste, welcher Land sah. Der Admiral, welcher um 10 Uhr im Mastkorb gewesen war, sah wohl ein Licht, aber inmitten einer so dunkeln Masse, daß er nicht sicher war, ob er Land vor sich habe. Er rief gleichwohl Petro Gutierrez, den Rechner des Königs, und sagte ihm, daß ihm das, was er sehe, ein Licht zu sein scheine. Dieser schaute nun auch aus und sah ein Licht. Der Admiral wandte sich nun an Rodrigo Sanchez von Segovia, welchen der König und die Königin den Schiffen als eine Art Controleur mitgegeben hatten. Dieser Letztere sah das besagte Licht nicht, weil er es von seiner Stellung aus nicht sehen konnte. Nachdem Columbus darauf aufmerksam gemacht, sah man das Licht noch ein- oder zweimal. Es war gleich einer Kerze, deren Licht bald zu- bald abnahm; für Wenige wäre diese Erscheinung ein Zeichen von Nähe des Landes gewesen, aber der Admiral betrachtete es als das allergeringste. Als man das Salve sprach, welches die Seeleute stets nach ihrer Art singen und hersagen, theilte ihnen der Admiral seine Beobachtungen mit, hieß dem Matrosen im Mastkorb wohl Acht haben, ob er kein Land erblicke, und versprach dem, welcher es zuerst sehe, außer der von dem König und der Königin verheißenen Belohnung, die aus 10,000 Maravedi's*) jährlicher Rente bestand, einen seidenen Ueberwurf (jubon de seda). Endlich zwei Stunden nach Mitternacht erschien das Land. Es war nur noch 2 Meilen entfernt. Man zog alle Segel ein und ließ nur das große Segel frei. So blieb man unbeweglich, bis es am Freitag hell wurde, dann kam man an eine kleine Insel, welche in der Sprache der Indianer Guanahani (Watlingsinsel) heißt. Bald sah man viele, ganz nackte Bewohner. Der Admiral begab sich mit Martin Alonso Pinzon und dessen Bruder, Vincent Yannez, dem Kapitän der Rinna, an das Land. Der Admiral nahm das königliche Banner in die Hand, und jeder der beiden Kapitäne entfaltete eine Fahne mit grünem Kreuz, welche der Admiral als Zeichen der Besitzergreifung in jedem Fahrzeug niedergelegt hatte. Auf den beiden Fahnen war ein F

*) Ein Maravedi war ungefähr 80 französische Centimes, mithin 10,000 Maravedi's die für jene Zeit hohe Summe von 8000 Francs.

und ein Y, von einer Krone überragt; von den beiden Buchstaben war der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Kreuzes. An das Land gestiegen, sahen die Schiffsfahrer sehr grüne Bäume, viel Wasser und Früchte der verschiedensten Art. Der Admiral berief die beiden Capitäne und die Andern, welche an das Land gestiegen waren, und Rodrigo Descobedo, den Schreiber der ganzen Flotte, und Rodrigo Sanchez von Segovia und sagte, daß er sie zu Zeugen auf Treu und Glauben aufrufe, daß er vor ihnen Allen Besitz ergriffen habe von diesen Inseln im Namen des Königs und der Königin, ihren Herren, und daß fortan kein anderer Entdecker an diesen Rechten rütteln dürfe. Als bald sammelten sich eine Menge Eingeborene um sie.

Und nun folgen die eigenen Worte des Admirals, als Auszug aus dem Bericht über die Entdeckung der neuen Welt, welche er für das westliche Indien hielt und das darum bis heute Westindien heißt.

„Ich erkannte, daß es Leute seien, welche sich uns leichter hingeben und eher durch Sanftmuth und Ueberzeugung, als durch Gewalt zu unserem heiligen Glauben bekehren lassen werden, und gab darum Einigen von ihnen farbige Kappen und Glasperlen, welche sie um den Hals legten und viel andere werthlose Dinge, welche ihnen große Freude machten und uns ihre Freundschaft wunderbar schnell erwarben. Sie kamen darauf an unsere Schiffe geschwommen, brachten Papageien, Garnknäuel, hölzerne Lanzen und viel andere Dinge, die sie gegen das austauschten, was wir ihnen gaben, wie Glasperlen und kleine Schellen. Sie nahmen, was man ihnen gab, und gaben, was sie hatten, sehr gerne, aber es schien mir, daß es in jeder Beziehung arme Leute seien. Männer und Frauen gehen ganz nackt, ich sah nur eine ganz junge Frau, von den Männern war wohl keiner über 30 Jahr alt. Sie waren sehr hübsch gewachsen, hatten schöne Körper und Angesichte. Ihre Haare waren beinahe so dick wie Kopshaar, kurz, bis auf die Augenbrauen herabfallend; nach hinten lassen sie eine lange Flechte, die nie abgeschnitten wird. Manche bemalen sich mit einer schwärzlichen Farbe; ihre natürliche Farbe ist genau die der Canariier, nicht schwarz, nicht weiß; aber Viele bemalen sich weiß, Andere roth, wieder Andere mit der nächsten besten Farbe. Einige bemalen sich das Gesicht, Andere den ganzen Körper, Einige nur die Augen und wieder Andere nur die Nase. Sie tragen keine Waffen und kennen auch keine, denn ich zeigte ihnen Säbel und sie griffen sie so ungeschickt an der Schneide an, daß sie sich aus Unwissenheit schnitten. Sie haben kein Eisen; ihre Speere sind Stöcke ohne Eisen; manche enden mit einem Fischzahn, andere mit irgend einer harten andern Spitze. Sie haben im Allgemeinen schönen Wuchs und Haltung, ihre Bewegungen sind zierlich. Ich sah bei Manchen vernarbte Wunden, und frug durch Zeichen, woher

dieselben kommen; sie gaben mir zu verstehen, daß oft Heere von benachbarten Inseln auf ihre Insel kommen und sie gefangen nehmen wollen, weshalb sie sich vertheidigen. Ich glaubte und glaube noch, daß man vom Festland aus hierher kommt und sie in die Sklaverei führt. Sie müssen gute Diensthoten sein, von sehr gutem Charakter. Ich bemerke, daß sie leicht Alles verstehen und nachahmen, was man ihnen sagt, glaube auch, daß sie ohne Schwierigkeit Christen würden, denn es scheint mir, daß sie keiner Sekte angehören. So es unserem Herrn gefällt, werde ich bei meiner Abreise Euren Hochheiten 6 mitbringen, damit sie unsere Sprache lernen. Ich habe außer Papageien keinerlei Art von Thieren auf der Insel gesehen.

Samstag, den 13. October.

Naum graute der Tag, so war das Ufer von lauter jungen Menschen erfüllt, Alle von ziemlich hohem Wuchs; es ist ein wahrhaft schöner Menschenschlag. Ihre Haare sind nicht gekräuselt, sondern fallen gerade herab und sind grob wie Roßhaar. Sie haben Alle sehr breite Köpfe und Stirnen, mehr als ich es bei irgend einem Stamm gesehen. Ihre Augen sind schön und keineswegs klein; ihre Farbe ist nicht schwarz, sondern wie die der Eingeborenen der canarischen Inseln, und das kann auch kaum anders sein, da sie in ganz gerader Linie von Ost nach West mit der Eiseninsel, einer der canarischen Inseln, liegen. Ihre Füße sind ganz gerade, ihr ganzer Körper wohlgeformt. Sie kamen in Piroguen (almadias) angefahren, die wie lange Röhre aus einem ausgehöhlten Baumstamm ganz vortrefflich gearbeitet sind. Von diesen Schiffen sind die einen ziemlich groß, die 40—45 Mann tragen, die andern sind viel kleiner, ja manche können nur einen Mann tragen. Sie segelten mit einer Art Ofenschaukel (una pala como de fornoro) mittelst welcher sie ihre Barken vortrefflich zu lenken verstehen. Wenn eine der Barken umschlägt, werfen sie sich in's Wasser, bringen sie wieder in Gang und leeren sie mit Kürbisflaschen, die sie mit sich tragen. Sie brachten Knäuel von gesponnener Baumwolle, Papageien, Speere und andere Kleinigkeiten, welche aufzuzählen nicht der Mühe werth ist, und gaben sie für andere Bagatellen, die sie dafür erhielten. Ich frug sie aufmerksam aus, um zu erfahren, ob sie Gold haben. Ich bemerkte, daß Einige ein kleines Stückchen in einem Loche tragen, das sie sich in die Nase machen, und es gelang mir durch Zeichen zu erfahren, daß, wenn ich ihre Insel umschiffe und nach Süden steure, ich ein Land finden werde, dessen König große goldene Gefäße und eine große Menge von diesem Metall habe. Ich versuchte, sie zu veranlassen, mit mir nach diesem Lande zu fahren, begriff aber bald, daß sie nicht wollen. Ich entschloß mich darum, bis zum Nachmittag zu warten und dann nach Südwest zu steuern, wo nach den eingezogenen Erkundigungen Land sein mußte, ebenso im Süder.

und Nordwesten. Die Bewohner der in letzterer Richtung gelegenen Länder kommen oft, um diese Insel zu bekämpfen, und gehen dann nach Südwest, um Gold und Edelsteine zu suchen. Diese Insel ist sehr groß und eben, mit herrlich grünen Bäumen besetzt; sie hat viel Wasser, einen prachtvollen See in der Mitte, aber keinen Berg. Die Einwohner sind ziemlich sanft, aber äußerst verlangend nach den Dingen, die wir haben. Ueberzeugt, daß man ihnen nichts gebe, wenn sie nichts zu geben haben, entwenden sie, was sie finden, und dann schwimmen sie davon. Was sie indeß irgend haben, geben sie für die größte Kleinigkeit, die man ihnen anbietet, wie sie denn mit Freude für Glasscherben 16 Garnknäuel geben und eben so viel für 3 portugiesische Ceotiz (= $\frac{1}{2}$ Pfennig). Die 16 Garnknäuel wogen bei 25—30 Pfund, so daß ich diese Art von Tauschhandel verbot, und Niemand mehr Baumwolle einhandeln lasse, mir vorbehalten, Guern Hohheiten davon mitzubringen. Es ist das eines der Produkte der Insel. Die wenige Zeit, welche ich hier zuzubringen gedanke, gestattet mir nicht, Alles kennen zu lernen.

Das Gold, das sie an den Nasenlöchern tragen, findet sich auch, aber ich lasse nicht darnach suchen, um keine Zeit zu verlieren, denn ich will suchen, ob ich nicht an der Insel Cipango (Japan) landen kann. Jetzt, wo es Nacht ist, beeilen sich Alle, in ihren Birougen an das Land zurückzukehren.

Sonntag, den 14. Oktober.

Sobald es Tag wurde, ließ ich die Boote meines Fahrzeuges und die Barken der andern Schiffe herrichten, und fuhr die Insel in der Richtung Nord-Nordost entlang, um ihre andern Theile kennen zu lernen und die Völkerschaften zu besuchen. Bald sah ich zwei oder drei, die an das Ufer kamen, uns zu sich rufend und Gott preisend; die Einen brachten uns Wasser, die Andern Lebensmittel, und als sie sahen, daß ich mich nicht anschicke, an's Land zu gehen, warfen sie sich ins Meer und schwammen auf unser Schiff zu. Wir verstanden, daß sie uns fragen wollten, ob wir vom Himmel gekommen seien. Es war darunter ein Greis, der bis an mein Boot kam; Andere riefen mit großem Geschrei alle Männer und Frauen herbei: „Sehet doch die Leute, die vom Himmel herabgestiegen sind; bringt ihnen zu essen und zu trinken.“ Sie dankten Gott, warfen sich auf die Erde nieder, erhoben die Hände zum Himmel und luden uns ein, ans Land zu kommen. Ich scheute mich, zu landen, weil die Insel ringsum von einem ungeheuren Felswall umgeben ist. Gleichwohl bildet derselbe eine Höhlung und einen Hafen, welcher alle Schiffe der Christenheit aufnehmen könnte, nur ist die Einfahrt sehr enge. Sicher sind manche Untiefen in diesem Umkreis, aber das Meer bewegt sich darin kaum mehr, als das Wasser in einem Brunnen.

Ich setzte mich diesen Morgen in Bewegung, um alles das zu untersuchen, damit ich Euern Hoheiten davon Bericht abstaten könne und einen Ort auffinde, wo sich eine Festung anlegen lasse. Ich erblickte ein Stück Land, welches sechs Häuser enthält und beinahe eine Insel bildet, obwohl es nicht ganz getrennt ist, könnte es mit zwei Tagen Arbeit zur Insel werden. Ich glaube indeß nicht, daß das nöthig wäre, denn die Leute sind in Bezug auf den Krieg sehr einfältig, was Eure Hoheiten an den Sieben von ihnen ersehen können, die ich ergreifen ließ, um sie mitzunehmen, damit sie unsere Sprache lernen und dann in ihr Vaterland zurückkehren. Und wenn Eure Hoheiten befehlen sollten, daß man sie Alle nach Castilien brächte, oder sie auf ihrer Insel gefangen hielte, so wäre nichts leichter, denn mit fünfzig Mann könnte man sie in vollständiger Unterwürfigkeit erhalten und mit ihnen anfangen, was man wollte. Ich sah auf dieser Halbinsel Küchengärten mit Bäumen von so herrlichem Grün, wie man in Castilien nur im April oder Mai sieht. Diese Gärten sind die schönsten, die ich in meinem Leben gesehen, sie haben süßes Wasser im Ueberfluß. Nachdem ich den Hasen in allen Einzelheiten untersucht hatte, kehrte ich auf mein Fahrzeug zurück und löstete die Anker. Ich sah bald eine so große Menge von Inseln, daß ich wirklich in Verlegenheit war, an welcher ich landen soll, um so mehr als die Leute, welche ich mitgenommen, mir durch Zeichen verständlich machten, es seien unzählige; mehr als hundert zählten sie mit Namen auf. So beschloß ich denn, zu beobachten, welches die größte sein möge, und dort will ich landen. Sie ist ungefähr 5 Meilen von derjenigen entfernt, welche ich verlassen habe und der ich den Namen San Salvador gegeben. Die Andern sind mehr oder weniger weit entfernt; alle sind eben, ganz ohne Berge, sehr bevölkert und fruchtbar. Die Eingeborenen haben Kriege untereinander, obwohl es sehr gute einfache Leute sind.

Montag, den 15. Oktober.

Ich wartete diese Nacht zu, in der Sorge, ich könne vor dem Morgen nicht landen, da ich nicht wußte, ob die Küste Untiefen habe oder nicht; ich hoffte, die Segel mit Tagesanbruch lüften zu können. Da die Insel, nach welcher ich steuerte, eher 7 als 5 Stunden von der entfernt war, die ich verlassen hatte, und die Ebbe mich zurückhielt, war es ungefähr Mittag, als ich an die genannte Insel kam. Ich fand, daß die Seite, welche der Insel San Salvador gegenüber liegt, in der Richtung von Norden nach Süden ist; eine andere, welche ich darauf durchstreifte, liegt in einer Entfernung von mehr als 10 Stunden von Ost nach West. Ich löstete die Segel und segelte den ganzen Tag bis zur Nacht, weil ich zweifelte, auch zur Nacht die westliche Spitze dieser Insel erreichen zu können, welcher ich den Namen Mariä Empfängniß gab; mit Sonnenunter-

gang landete ich an dieser Spitze, um zu erfahren, ob sich dort Gold finde, weil die Indianer, die ich von San Salvador mitgenommen, mir sagten, daß man hier an Armen und Füßen große, goldene Bracelete trage. Es scheint mir aber, sie haben das Alles nur gesagt, um entfliehen zu können. Wie dem nun sei, ich wollte an keiner Insel vorüberkommen, ohne Besitz davon zu ergreifen, obwohl es gleich ist, denn wenn ich eine genommen, so gilt es von Allen. Ich landete also und blieb bis zum heutigen Dienstag, wo ich mit bewaffneter Barke an das Ufer ging. Ich betrat das Land und fand die ganz nackten Einwohner in großer Zahl beisammen; sie sind vom gleichen Völkertamm, wie die von San Salvador; sie ließen uns frei auf der Insel umhergehen und gaben uns, was wir verlangten. Da von Südost ein starker Wind blies, wollte ich mich nicht aufhalten und kehrte auf mein Schiff zurück. Dort fand ich bei der Caravelle Rinna eine große Pirogue, in welcher einer der Männer von der Insel San Salvador war; er stieß ab und fuhr davon; ein anderer Indianer schwamm ihm nach und rettete sich so an's Land. Wir verfolgten den neuen Flüchtling, die Pirogue segelte aber so schnell, daß keine Barke sie erreichen konnte und sie uns bald sehr weit voraus war. Meine Leute sprangen ihnen gleichwohl nach an's Land, wo die Indianer wie Hühner flohen. Die Pirogue, welche am Ufer geblieben war, nahmen wir mit an die Caravelle Rinna. Als wir dort anlangten, sahen wir eine andere, kleine Pirogue, in welcher ein einzelner Mann von der Insel saß, der uns einen Knäuel Baumwolle zum Tausch anbot; einige Schiffsleute warfen sich in's Meer, da er nicht auf die Caravelle kommen wollte, und ergriffen ihn. Ich sah vom Hinterdeck meines Schiffes zu und ließ den Indianer holen, gab ihm eine rothe Mütze, einige grüne Glasperlen an den Arm und kleine Schellen an die Ohren, dann ließ ich ihm seine Pirogue zurückgeben, die schon in der Barke war, und schickte ihn an's Land zurück. Darauf küstete ich die Segel, um nach der andern großen Insel zu gehen, die ich im Westen sah und ließ die genommene Pirogue am Hintertheil der Rinna schwimmen. Ich war begierig zu beobachten, welchen Eindruck die Rückkehr des Indianers, dem ich die genannten Dinge geschenkt, auf die Leute am Ufer hervorbringe; seinen Knäuel Baumwolle hatte ich nicht angenommen, obwohl er ihn mir hatte geben wollen. Alle umgaben ihn und er sagte, wir seien gute Leute, er habe Beweise davon, und er sei entzückt von uns. Der, welcher geflohen sei, habe uns Unrecht gethan, deshalb wahrscheinlich haben wir ihn mitgenommen. Es war das meine Absicht gewesen; ich wollte ihm Achtung für uns einflößen, damit wenn Eure Hohheiten Andere auf diese Inseln schicken, sie freundlich aufgenommen werden. Uebrigens war Alles zusammen kaum 4 Maravedi's werth. Es war über dem Allem etwa 10 Uhr geworden, und ich reiste mit Südostwind ab, um nach der andern

Insel zu gehen, die sehr groß ist, und von der mir die mitgenommenen Indianer andeuteten, daß hier viel Gold sei, und daß die Bewohner es in Braceleten und Ketten am Hals, an der Nase, an den Armen und Beinen tragen. Von der Insel Santa Maria bis zu dieser hier sind wohl 9 Stunden in der Richtung von Ost nach West; die Küste derjenigen, welche dieser gegenüber liegt, erstreckt sich von Nordwest nach Südost, in einer Entfernung von wohl 28 Stunden. Der Boden dieser Insel ist sehr flach, ohne irgend einen Berg, wie bei San Salvador und Santa Maria. Auf keiner dieser Meeresküsten sind Felsen, aber rings umher sind Klippen unter dem Wasser und am Land, darum gilt es, die Augen wohl offen zu halten, sich dem Land nicht zu sehr zu nähern, obgleich die Wasser immer so klar sind, daß man bis auf den Grund sieht. Zwei Pfeilschüsse von diesen Inseln entfernt, ist das Meer so tief, daß man keinen Grund findet. Die Inseln sind sehr klar und fruchtbar, die Temperatur ist sehr angenehm, und viel ist dort zu finden, was ich nicht kenne, weil ich mich nicht aufhalten will, um andere Inseln zu finden, auf denen sich Gold finden läßt. Und weil das, was diese Insulaner tragen, wahrhaftig Gold ist (ich habe ihnen das gezeigt, das ich habe, und die Leute sagten, es sei das gleiche Metall), so hoffe ich mit Gottes Hülfe, es an jenen Inseln zu finden.*)

Während ich zwischen den beiden Inseln hinfuhr, nämlich zwischen Santa Maria und der großen, welcher ich den Namen Fernandina gebe, sah ich in einer Pirogue einen einzelnen Mann, welcher von Santa Maria nach Fernandina übersezte, und der ein Stücklein Brod, groß wie etwa eine Faust, eine Flasche Wasser, etwas gepulverte rothe Erde und einige trockene Blätter brachte, die bei ihnen sehr geschätzt sein müssen, weil sie mir in San Salvador das Gleiche brachten. Er brachte auch einen kleinen Weidenkorb, worin eine Schnur Glasperlen und zwei Blanches**) waren. Er kam an mein Schiff und ich ließ ihn auf seine Bitte eintreten, ließ auch die Pirogue und Alles, was er hatte, behalten. Ich ließ ihm Brod und Honig vorsetzen und befahl, daß man ihm zu trinken gebe. Ich nahm ihn mit nach

*) Anmerk. Das Auffinden von Gold! Gold! das war die Kette, welche Columbus von Anfang seines Unternehmens an mit sich schleppen mußte, weil in den Augen der Spanier, vom Könige an bis herab zu dem geringsten, seine Entdeckungen nur Werth hatten, wenn die neue Welt die alte mit Gold versorge. Die Königin Isabella allerdings sehnte sich aufrichtig darnach, daß die entdeckten Völker Christen werden, aber sie war doch zu sehr ein Kind ihrer Zeit und ein Kind ihrer Kirche, als daß sie sich nicht gerne damit begnügt hätte, wenn die Indianer getauft seien und das Zeichen des Kreuzes machen. Aus der Bevormundung in Goldsachen kam es denn auch, daß der große Entdecker in seinen Berichten sich immer entschuldigt und Gründe anführt, wenn er den armen Indianern etwas schenkt.

**) Kleine castilianische Münzen.

Fernandino, wo ich ihm alles das Seine zurückgeben ließ, damit er günstig von uns rede, und damit die, welche Eure Höfheiten später hierherzuschicken belieben, einen guten Empfang finden.

Dienstag, den 16. Oktober.

Ich reiste von der Insel Maria Empfängniß gegen Mittag nach Fernandino ab; diese scheint an der westlichen Küste sehr groß zu sein; ich schiffte den ganzen Tag bei ruhiger See und kam nicht zeitig genug, um den Grund sondiren und landen zu können, weil man sehr vorsichtig sein muß, um die Anker nicht zu verlieren. Ich blieb darum die ganze Nacht auf der Wache; am Morgen landete ich an einer Ortschaft und begegnete dem Indianer, dem ich gestern auf dem Meer begegnet war. Er hatte bereits so günstigen Bericht über uns gegeben, daß unser Schiff die ganze Nacht voll von Indianern war, die uns Wasser brachten und was sie sonst hatten. Ich ließ Jedem eine Kleinigkeit geben: einzelne Glasperlen oder angereichte, auch kleine kupferne, bastische Trommeln, wie sie in Spanien einen Maravedi kosten, kleine Nadeln, — Dinge, die sie als Kostbarkeiten anstaunten. Ich ließ ihnen auch Zuckersyrup als Leckerbissen geben, wenn sie auf's Schiff kamen. Um drei Uhr schickte ich die Barke meines Fahrzeugs an's Land, um Wasser zu fassen und die Leute beeilten sich, den Matrosen den Ort zu zeigen, wo sich gutes finde; sie wollten es selbst in Gefäßen in die Barke bringen, und waren entzückt, wo sie uns einen Gefallen thun konnten. Diese Insel ist sehr groß und ich bin entschlossen, sie zu umschiffen, weil ich vermuthe, daß sich hier Goldminen finden, entweder hier oder auf der benachbarten, oder auf einer der weiteren Umgebung. Diese Insel ist von Santa Maria von Ost nach West acht Stunden entfernt. Die Küste, deren Kap ich berührte, ist in der Richtung von Nord-Nordwest nach Süd-Südost. Auf 20 Stunden weit hielt ich Ausschau und sah doch das Ende nicht. Im Augenblick, wo ich schreibe, lüfte ich mit Südwind die Segel, um die ganze Insel zu umschiffen, ich werde nicht ruhen, bis ich die Insel Samaot erreicht habe; das ist die Stadt oder Insel, wo ich nach den Worten der Indianer, die an Bord sind, wie derer von Santa Maria und San Salvador, Gold zu finden hoffe.

Die Eingeborenen von Fernandina gleichen nach Sprache und Sitten und Allem denen der andern Inseln, doch scheinen sie mir besser eingerichtet, gebildeter und listiger, und aus dem, was sie an Bord gebracht, weiß ich, daß sie sich besser auf den Handel verstehen, als die Andern. Ich sah gewobene Baumwollstücke, die ganz wie Mantillen geschnitten waren; die Einwohner haben eine viel bessere Haltung und sind viel gewandter. Die Frauen tragen vorn ein Stück Baumwollstoff. Die Insel ist sehr grün, der Boden flach und fruchtbar, ich glaube, daß die Leute für das ganze Jahr reich-

liche Erndten an Brod (panigo) und anderem Gutem haben. Ich sah viele Bäume, die von den unsern sehr verschieden sind, auch solche, welche die verschiedenartigsten Zweige hatten, die doch aus Einem Stamm hervorgingen. Diese Bäume sind durch die Verschiedenheit der Zweige das seltsamste Ding der Welt: ein Zweig hat z. B. rohrartige Blätter, der andere Blätter wie die des Mastixbaumes, auf einem und demselben Stamm sind fünf- und sechserlei verschiedene, und zwar sind diese Bäume nicht geimpft, wie man der großen Verschiedenheit wegen glauben könnte; diese Bäume sind in den Wäldern und Bergen und die Eingeborenen bekümmern sich nicht darum. Ich habe noch keine Gottesanbetung bei ihnen bemerkt und da sie viel Verstandniß haben, glaube ich, würden sie leicht Christen werden. Die Fische sind hier von den unsrigen wunderbar verschieden. Einige sind wie Hähne von der schönsten Farbenpracht*), es gibt gelbe, blaue, rothe, bunte, andere haben die prächtigsten Zeichnungen und Formen, so daß Jedermann seine Freude daran hat. Es gibt auch Wale. Am Land habe ich außer Papageien und Eidechsen keinerlei Thier gesehen. Ein Knabe will eine große Blindschleiche erblickt haben. Ich sah weder Schafe noch Ziegen, noch irgend ein andres Thier; allerdings blieb ich nur kurze Zeit am Land, aber wenn Thiere dagewesen wären, müßte man sie doch gesehen haben.

Mittwoch, den 17. Oktober.

Ich reiste Mittags von dem Orte ab, wo ich gelandet und Wasser eingenommen hatte, um die Insel Fernandina zu umschiffen. Der Wind war südwestlich mit Neigung nach Süden, wie ich es mir nur zu dieser Tour hätte wünschen können, die von Nord-Nordwest nach Süd-Südost läuft. Ich wollte den Weg nach Süd-Südost einschlagen, weil dort nach dem Zeugniß nicht nur der Indianer an Bord, sondern auch Anderer, die ich befragte, die Insel liegt, welche Samaot heißt, auf der man Gold findet. Martin Alonso Pinzon, der Kapitän der Caravelle Pinta, welchem ich drei der Indianer geschickt hatte, kam zu mir und sagte, einer derselben habe ihm sehr bestimmt versichert, es wäre besser, wenn man die Insel von Nord-Nordwest umschiffen würde. Ich sah, daß der Wind mir auf dem Weg, den ich verfolgt hatte, nicht günstig war, wohl aber umsomehr für die andere Richtung. So richtete ich denn die Segel nach Nord-Nordwest und fand, als ich dem Vorgebirge der Insel auf zwei Stunden nahe war, einen ausgezeichneten Hafen, oder vielmehr deren zwei, weil ein Vorgebirge den Hafen theilt; beide Eingänge sind sehr eng, obwohl das Innere so weit ist, daß hundert Schiffe darin Platz fänden, wenn er tiefer und heller wäre und beim Eingang mehr Tiefe hätte. Es schien mir passend, ihn genau zu untersuchen. Folglich warf ich die Anker aus, ehe ich einlief, und kam mit der

*) Anmerk. Siehe Anhang.

ganzen Flotille hinein. Wir erkannten, daß er nicht genug Tiefe habe, und da ich im Anfang glaubte, es sei die Mündung eines Flusses, hatte ich meinen Leuten befohlen, die Barken herbeizuschaffen, um Wasser zu fassen. Ich fand am Land sechs bis acht Männer, die gleich auf uns zukamen und uns bezeichneten, wo in der Nähe sich Ortschaften finden. Ich schickte meine Leute dorthin, um nach Wasser zu sehen, die Einen mit Fässern, die Andern mit Waffen. Da es ziemlich weit war, legte ich an und wartete ein paar Stunden. Während dieser Zeit ging ich am Strand unter den Bäumen hin, die einen über alle Beschreibung herrlichen Anblick gewährten. Ihr Grün ist so dicht und frisch, als in Andalusien im Monat April und Mai, und alle die Bäume sind von den unsern so verschieden, als der Tag von der Nacht; ebenso die Früchte und Gräser. Einige allerdings hatten Ähnlichkeit mit denen in Castilien, aber im Allgemeinen herrscht der größte Unterschied. Die verschiedenen Arten zu zählen, wäre unmöglich. Die Einwohner gleichen völlig denen der andern Inseln. Sie sind von gleicher Statur, sind nackt wie Jene und geben wie Jene für die größte Kleinigkeit, für Glascherben und Henkel von Krügen, ihre Bagaïs. Die Matrosen, welche das Wasser geholt hatten, waren in ihre Häuser eingetreten und hatten sie sehr reinlich gekehrt gefunden. Ihre Betten und die Möbel, auf denen sie ausruhen, gleichen baumwollenen Netzen. Ihre Häuser haben alle die Form von Zelten, und haben sehr hohe, gute Kamine. Unter den vielen Ortschaften, die sie besuchten, hatte keine über zwölf bis fünfzehn Häuser. Wir beobachteten, daß die verheiratheten Frauen kleine baumwollene Tücher tragen, die Mädchen nicht, außer wenn sie 18 Jahre oder mehr alt waren. Wir sahen hier Doggen und andere kleinere Hunde. Meine Leute sahen einen Indianer, der ein Stück Gold von der Größe eines Castilianers (Thaler) trug, auf welchem sich Buchstaben fanden. Ich machte meinen Leuten Vorwürfe, daß sie das Gold nicht gekauft und dem Indianer dafür gegeben haben, was er verlangt hätte, damit ich hätte sehen können, was für eine Art Münze es gewesen sei.*) Sie entgegneten, sie hätten nicht gewagt, ihm diesen Tausch vorzuschlagen. Nachdem wir das Wasser gefaßt, dessen wir bedurften, kehrte ich auf mein Schiff zurück. Ich löstete die Segel und fuhr gegen Nordwest, bis ich diesen ganzen Theil der Insel entdeckt hatte, d. h. bis zu der Küste, die sich von Ost nach West erstreckt. Kurze Zeit darauf kamen alle Indianer**) zurück und sagten, die Insel sei viel kleiner als die Insel Samaot und es wäre wohlgethan, rückwärts zu fahren, um bald dorthin zu kommen. Der Wind legte sich, dann blies er aus West-Nordwest und hinderte uns rückwärts zu fahren. So nahm

*) Wahrscheinlich waren es keine Zeichen einer Münze, sondern kleine Zeichnungen.

**) Wohl die an Bord befindlichen.

ich die Richtung, welche ich konnte und schiffte die ganze Nacht hinter Ost-Südost, dann nach Ost-Südost, dann nach Ost, dann nach Südost. Mein Zweck war, mich vom Land fern zu halten, weil sehr tiefe Dunkelheit herrschte, und der Himmel ganz bedeckt war. Der Wind war unbedeutend und machte doch, daß ich nicht an das Land treiben konnte. Seit Mitternacht bis Tag regnete es stärker, und der Himmel ist so dicht mit Wolken bedeckt, daß es scheint, es werde wieder regnen. Wir sind zum Südkap der Insel (Fernandina) zurückgekehrt, wo ich landen und abwarten will, bis es völlig Tag geworden, um die andern Inseln zu sehen, wohin ich gehen will, um eine Richtung wählen zu können. Seit ich in diesem Theile Indiens bin, hat es bald mehr, bald weniger alle Tage geregnet. Eure Hoheiten können mir glauben, daß das Land das fruchtbarste, mildeste, ebenste und beste der Welt ist.

Den 18. Oktober.

Sobald es Tag war, folgte ich dem Wind und umschiffte so viel als möglich die Insel. Ich ankerte, als ich nicht mehr schiffen konnte, aber ging nicht ans Land und mit Tagesanbruch fuhr ich weiter.

Freitag, den 19. Oktober.

Sobald der Tag anbrach, lichtete ich die Anker und schickte die Caravelle Pinta von Ost nach Südost, und die Caravelle Minna nach Süd-Südost. Ich nahm mit meinem Fahrzeug die Richtung nach Südost und befahl den zwei andern, diejenige einzuhalten, die ich ihnen bis zum Mittag vorgezeichnet hatte, dann aber sollten beide sich wieder mit mir vereinigen. Wir hatten noch nicht drei Stunden geschifft, als wir im Osten eine Insel erblickten, gegen welche wir uns wandten; nach vier Uhr Mittag langten alle drei Fahrzeuge an deren nördlicher Spitze an, wo sie ein Inselchen bildet, das im Norden durch Steinklippen vertheidigt ist, im Süden durch eine Landstrecke, welche sich zwischen der kleinen und großen Insel befindet. Die Indianer, die ich an Bord hatte, nannten die Insel Saometo, ich gab ihr den Namen Isabella. Der Wind war nördlich und das genannte Inselchen lag in der Richtung der Insel Fernandina, von wo ich mit öst-westlichem Wind (de adonde yo habia partido leste oueste) abgegangen war. Die Küste der Insel Isabella erstreckte sich von dem Inselchen zwölf Stunden lang nach Westen und endete mit einem westlich gelegenen Cap, daß ich das schöne Cap (el cabo Formoso) nannte. Es ist schön, rund, springt weit vor und ist nicht von Untiefen umgeben. Sein Eingang ist von ziemlich hohen Steinen gebildet, das Innere ist eine Fläche wie beinahe die ganze Küste. Ich ankerte dort von Freitag Nacht bis zum andern Morgen. Die ganze Küste und der Theil der Insel, welchen ich sah,

ist völlig eben; die Insel ist das Schönste, was ich je sah, weil, wenn die Andern schön waren, diese hier es noch viel mehr ist. Sie ist mit einer Menge sehr schöner, prächtig grüner Bäume besetzt, und der Boden erhebt sich mehr als bei den Andern. Es gibt einige Erhöhungen, welche man nicht Berge nennen kann, aber welche doch Abwechslung in die Ebene bringen. Im Innern scheint viel Wasser vorhanden zu sein; auf unserer Seite hat sie ein großes Vorgebirge, das mit sehr hohen, prachtvollen Bäumen besetzt ist, die eine Art Wald bilden. Ich wollte hier landen, um einen so schönen Ort zu sehen; aber ich fand wenig Grund, so konnte ich nur weit vom Land entfernt ankern; der Wind war vortrefflich, um sich dem andern Cap zu nähern, wo ich jetzt eben lande; ich gab ihm, wie gesagt, den Namen Cap Formosa, weil es so wunderbar schön ist. Ich ankerte also nicht bei dem andern Vorgebirge, zumal weil das Meer eben Fluth hatte, und es hier so herrlich grün und schön, und der Pflanzenreichthum so außerordentlich ist, daß meine Augen sich nicht satt sehen können. Ich glaube, daß auf dieser Insel viele Bäume und Pflanzen sind, welche für Spanien von hohem Werth werden könnten, wie Farbhölzer, Arzneipflanzen und Gewürze; zu meinem großen Leidwesen kenne ich sie nicht. Als wir uns dem Strande näherten, sandten uns Blumen und Bäume die lieblichsten Wohlgerüche entgegen. Morgen werde ich vor der Abreise landen, um zu sehen, was sich dort finden lasse; hier soll, nach der Aussage der Indianer an Bord, der König sein, welcher soviel Gold auf sich trägt; ich will morgen soweit eindringen, daß ich die Bevölkerung sehe. Ich werde den König sehen und mit diesem Herrscher sprechen, welcher nach dem Zeugniß der Indianer über alle benachbarten Inseln herrscht, und dessen Kleider ganz mit Gold bedeckt sind. Ich schenke zwar ihren Aussagen keinen großen Glauben, weil ich sie erstens nicht gut verstehe und dann, weil ich sah, daß es in ihrem Land so wenig Gold gibt, daß das Wenige, was der König tragen mag, ihnen viel erscheint. Cap Formosa ist, wie mir scheint, eine von Saome to getrennte Insel; ich glaube sogar, daß zwischen beiden noch eine kleine Insel liegt. Aber meine Absicht ist nicht, das Land in seinen Einzelheiten zu durchforschen, weil ich damit in fünfzig Jahren nicht zu Stande käme, sondern weil ich im Gegentheil so viel als möglich neue Länder entdecken will, um wo möglich im Monat April bei Guern Hohheiten einzutreffen, so es Gott gefällt. Nur wenn ich irgendwo viel Gold und Gewürze fände, würde ich mich aufhalten, um eine möglichst große Menge mitzubringen. Dieser Grund ist der einzige, der mich zu dem rastlosen Reisen treibt.

Sonntag, den 21. Oktober.

... Ich ging nach Tisch an das Land, fand aber an der Küste nur ein Haus, dessen Bewohner offenbar aus Furcht vor uns ge-

flohen waren. Die Insel ist voll herrlicher grüner Wälder und großer Seen, auf deren Wasser man Seelilien findet. Flüge von Papageien verdunkeln die Sonne und der Gesang von Vögeln entzückt das Ohr, wie die Farbenpracht ihres Gefieders das Auge. Nichts Aehnliches wird irgendwo in Europa geschaut. Die Verschiedenheit der Bäume und Früchte, von deren Wohlgeruch die Luft durchdrungen ist, erfüllt mein Herz mit Staunen und Bewunderung. Einige der Bewohner näherten sich uns. Ich gab ihnen einige Glöckchen und Glasperlen und erbat mir dagegen von ihnen Wasser, das sie mit Freuden in Kürbissflaschen herbeibrachten. Ich gab ihnen dafür noch ein kleines Schnürchen Perlen und sie versprachen morgen wieder mit Wasser zu kommen, was mir lieb ist, da ich alle Fässer des Schiffes zu füllen wünsche, um, sobald es das Wetter erlaubt, die Insel zu umschiffen. Dann hoffe ich zu dem König zu gelangen und zu erfahren, ob ich das Gold erlange, das er trägt. Darauf will ich nach einer sehr großen Insel reisen, welche, wie ich glaube, Cipango sein muß, die Indianer nennen sie Colba oder Cuba. Sie versichern, es seien dort eine Menge Landungsplätze und Schiffsleute; nicht ferne von dieser Insel sei noch eine andere, Namens Bohio, welche ebenso groß sei. Ich werde auch die dazwischen liegenden besuchen und je, nachdem ich „Vorräthe“ von Gold und Specereien finde, beschließen, was ich zu thun habe. Für jetzt ist mein Entschluß, das Festland zu betreten, die Stadt Guisay aufzusuchen, dem Grand Khan*) die Briefe Eurcr Hohheiten zu übergeben, ihn um Antwort zu bitten und sobald als möglich deren Ueberbringer zu sein.

Montag, den 22. Oktober.

Ich blieb hier die ganze Nacht und den ganzen heutigen Tag, in der Hoffnung, der König oder andere Leute der Insel werden kommen und mir Gold oder andere werthvolle Dinge bringen. Allerdings kamen eine große Menge Insulaner, sie waren nackt und weiß, blau, roth oder bunt bemalt, wie die Andern, boten auch die gleichen Tauschmittel wie jene. Die Goldsachen, welche sie in der Nase tragen, sind zu klein, um irgend Werth zu haben. Sie betrachten unsere Ankunft als ein großes Wunder, denn sie glauben, wir seien vom Himmel gekommen.

Dienstag, den 23. Oktober.

..... Ich stehe davon, ab die Insel Cuba, die ganz gewiß (Cipango**) sein muß, zu besuchen, wie ich geplant hatte, weil ich

*) S. Einleitung.

**) Japan, das Columbus in Folge der Karten von Marco Polo hier suchte.

sehe, daß es hier keine Goldminen und keinen Großhandel gibt. Da auch die Winde die Umschiffung erschweren, wäre es unvernünftig, mich hier aufzuhalten, statt nach Gegenden weiterzureisen, wo ich Euren Hoheiten von größerem Nutzen sein kann. Ich ließ heute eine große Menge Aloëholz in die Schiffe bringen, welches sehr werthvoll sein soll. Gestern regnete es wieder viel, aber es ist nicht kalt, bei Tag ist es sogar heiß, und die Nächte so mild wie im Mai in Andalusien.

Mittwoch, den 24. Oktober.

Ich beschloß nun doch auf die Insel Cuba zuzusteuern, da ich höre, es werde dort großer Handel getrieben.

Sonntag, den 28. Oktober.

Cuba ward heute erreicht, der Admiral betrat zuerst das Land. Die Einwohner waren sämmtlich geflohen; die Häuser waren besser gebaut; die Hunde bellten nicht; in den Hütten waren Fischneze von Bindfaden und Palmbast, Angeln von Horn, Harpunen von Bein und andere Fischgeräthe; auch Feuer brannte auf den Heerden. Wieder übertraf die Schönheit dieser Insel Alles, was er bisher gesehen; die Häfen waren ausgezeichnet, die Flüsse tief, das Meerwasser überschwamm nie die Ufer, denn das Gras wuchs lustig bis an den äußersten Rand des Wassers. Auf der Insel sind sehr schöne, hohe Berge, ihr ganzer Charakter mahnt an Sicilien. Die Indianer sagten, Cuba sei von 10 großen Flüssen durchströmt und so groß, daß sie in ihren schnellsegelnden Schiffen die Insel nicht in 20 Tagen umschiffen können. Die Indianer behaupten, es gebe hier Goldminen und Perlbänke. Der Admiral sah eine solche Bank, welche zur Bildung von Perlen sehr günstig ist, und jene Art von Muscheln, welche Bedingung der Perlbildung ist. Die Häuser waren hier alle mit Palmblättern bedeckt, das Innere sehr reinlich und zierlich, die Möbel schön verziert. Man fand hier viele Statuen mit Frauengesichtern und mehrere sehr schön gearbeitete Masken, von denen ungewiß war, ob sie zum Schmuck oder zu gottesdienstlichen Zwecken dienten. In den Häusern waren Hunde, die nicht bellten, und wilde gezähmte Vögel. Die Angeln und die andern Fischergeräthschaften waren äußerst sorgfältig gearbeitet. Es schien Columbus, diese Uferbewohner seien Fischer, welche die Fische in das Innere der sehr großen, reichen Insel bringen. Er schreibt: „Der Duft der Blumen und Bäume sei über alle Beschreibung köstlich. Offenbar gebe es hier auch Kühe und andere Heerden, denn man fand Gerippe mit Kuhköpfen. Man hörte die ganze Nacht den Gesang der Vögel, das Zwitschern der Sperlinge, das Zirpen der Grillen. Die Luft war lau und balsamisch bei Nacht, besonders weder kalt noch heiß, während es auf andern Inseln außerordentlich heiß sei, welcher Unterschied wohl von den Bergen, Wäldern und Flüssen herkomme, welche die Insel durchziehen.“ Als Columbus nach Nordwesten

steuerte, sah er ein Cap, das ganz mit Palmen bedeckt war, und nannte es deshalb Palmkap. Die Indianer an Bord sagten, daß hinter diesem Cap ein Fluß sei, und daß von diesem Fluß 4 Tagesreisen bis zur Stadt Cuba zu machen seien.

Montag, den 29. Oktober.

Der Kapitän der Pinta besprach sich mit Columbus darüber, daß das Land Cuba keine Insel, sondern ein Continent sein müsse, welcher sich nach Norden hin ausdehne, und daß ihm scheinete, der König dieses Landes sei im Krieg mit dem Grand Khan, welchen die Eingeborenen Cami nennen; seinem Land oder seiner Stadt geben sie den Namen Fava und viele andere Namen. Der Admiral beschloß, den Fluß hinauszufahren, dem König des Landes ein Geschenk zu übersenden und ihm die Briefe der spanischen Majestäten übergeben zu lassen, denn es lag ihm Alles daran, den Grand Khan aufzufinden, welchen er in diesen Gegenden sicher vermuthete. Am 1. November schickte der Admiral die Schaluppen an's Land, aber seine Leute sahen, daß Jedermann vor ihnen die Flucht nahm; nach einiger Zeit jedoch erschien ein Mann und Columbus schickte einige der auf seinem Schiff befindlichen Indianer ab, welche den Cubaner versicherten, die Fremden seien gute Leute, die Niemandem was zu Leide thun, und keine Unterthanen des Grand Khan, sondern sie haben im Gegentheil auf allen Inseln, wo sie gewesen, Geschenke ausgetheilt. Darauf kamen mehr als 16 Canoes auf das Schiff zu und brachten gesponnene Baumwolle und andere Kleinigkeiten. Der Admiral befahl „nichts davon zu nehmen, damit sie merken, er suche nichts als Gold!“ das sie nucay nannten. In Folge davon kamen und gingen die Indianer in aller Gemüthsruhe hin und her und ebenso thaten die Schiffsleute. Der Admiral sah kein Gold an den Cubanern, dagegen trugen sie in der Nase fein gearbeitete Stückchen Silber, was bewies, daß dieses Metall sich auf der Insel finde. Die Einwohner gaben durch Zeichen zu verstehen, daß vor drei Tagen Kaufleute aus dem Innern des Landes gekommen seien, um Gegenstände zu kaufen, welche die Weißen gebracht; diese können Nachricht geben über den König des Landes, welcher, sofern ihre Zeichen recht verstanden worden seien, vier Tagesreisen weit im Innern wohne. Die Händler haben nach allen Seiten hin Sendboten geschickt, um die Ankunft der Fremdlinge anzuzeigen.

„Sie sind von der ganz gleichen Art wie die andern Eingeborenen nach Sitten und Gebräuchen, ich sehe keine Art von Gottesverehrung. Ich habe Keinen beten sehen von denen, die ich mit mir nahm, aber sie sagen das Salve und Ave Maria sehr deutlich mit zum Himmel erhobenen Händen und dabei machen sie das Zeichen des Kreuzes. Alle diese Indianer haben eine und dieselbe Sprache, alle stehen freundlich mit einander. Ich glaube, daß alle diese

Länder nur Inseln sind, deren Einwohner sich im Krieg mit dem Grand Khan befinden; sie nennen ihn Cavila; seinem Königreich geben sie den Namen Berfan. Es ist sicher, sagt der Admiral, daß dort die Insel Cipango ist, was auch durch das Meer bewiesen ist, das ganz anders ist, als es bisher war.

Freitag, den 2. November.

Der Admiral schickte zwei Spanier an das Land mit dem Auftrag, Nachrichten über den König des Landes einzuziehen und den Stand der einzelnen Provinzen, Häfen, Flüsse, und deren Entfernungen von einander genau zu erforschen. Er unterrichtete sie genau von dem, was sie dem Könige von den spanischen Majestäten sagen sollen, damit dieser recht verstehe, daß der Admiral gesandt sei, um ihm Briefe von dem König und der Königin von Castilien zu überbringen und mit ihm einen Friedensbund zu schließen. Columbus gab den beiden Reisenden Glasperlen mit, damit sie im Falle der Noth sich Lebensmittel verschaffen können, und begleitet von einigen Indianern zogen sie fröhlich ihre Straße. Auch der Admiral ging an das Land und erfuhr, daß nicht ferne von hier viele Zimmbäume wachsen. Einige Greise versicherten ihm, auf Bohio gebe es viel Gold und Perlen. Ob sie damit eine Insel dieses Namens meinten, oder die Häuser, welche in Cuba Bohio heißen, blieb ungewiß. Jene versicherten, im Südosten der Insel tragen Männer und Frauen Goldringe am Hals, an den Ohren, Armen und Beinen. Dort seien auch große Schiffe und eine Menge Waaren. Die Menschen dort haben Schnauzen wie die Hunde und nur ein Auge. Sie seien Menschenfresser; sobald sie einen Fremden habhaft werden, schneiden sie ihm den Kopf ab, trinken sein Blut und essen sein Fleisch.

„Diese Ländereien sind sehr fruchtbar“, schreibt der Admiral, „voll mames*), welche Carotten gleichen, und den Geschmack von Castanien haben. Sie werden mit viel Sorgfalt gepflanzt, ebenso die Bohnen, deren Schoten von den unsrigen verschieden sind. Baumwolle wird nicht gepflanzt, sondern wächst auf den Bergen auf Bäumen. Ich glaube, daß sie zu jeder Zeit geerntet werden kann, denn ich sah auf den gleichen Bäumen blühende, halboffene und ganz offene Kapfeln.“

Diese Länder bringen außerdem so viele und verschiedene Früchte hervor, daß es mir ganz unmöglich ist sie zu beschreiben, aber sie anzupflanzen müßte für Spanien von größtem Nutzen sein.“ Auch Gummi wurde entdeckt und ein Indianer machte bemerklch, dessen Genuß heile Magenleiden.

*) Kartoffeln? Laß Casas sagt ajas oder patated (batatas) sei das Gleiche mit mames.

Dienstag, den 6. November.

Die Ausgesandten kamen zurück und berichteten, sie haben nach etwa 12 Meilen Wegs ein Dorf gefunden, welches wohl 1000 Einwohner haben könne, da sehr viele Menschen in einem Hause wohnen. Die Häuser gleichen großen Zelten. Sie sagten auch, die Bewohner hätten sie mit der größten Feierlichkeit empfangen; Männer und Frauen seien herbeigeeilt sie zu sehen; man habe sie in den besten Häusern einquartirt, wohin die Indianer sie auf den Armen getragen, sie auf Sitze gesetzt, ihnen Hände und Füße geküßt, kurz auf jede Weise versucht auszudrücken, daß man wisse, die weißen Leute seien vom Himmel gekommen. Alles, was an Lebensmitteln vorhanden gewesen, wurde ihnen als Speise vorgesetzt; die Eingebornen setzten sich rings um sie, offenbar um zu erforschen, ob die Fremdlinge auch Körper von Fleisch und Wein haben. Wenigstens 50 Männer und Frauen baten, mit den Weißen in den Himmel reisen zu dürfen. Als die Spanier nach dem Schiff zurückkehrten, begleiteten sie mehrere Häuptlinge. Columbus empfand lebhaft die Versuchung, diese intelligenten, schönen Männer mitzunehmen, um sie dem König und der Königin mitzubringen, doch wagte er nicht, Gewalt anzuwenden, und, von glücklichem Instinkt getrieben, kehrten die Indianer an das Land zurück, ohne wiederzukehren. Den beiden Spaniern hatten viele Männer und Frauen begegnet, welche Alle eine glühende Kohle in der Hand trugen, die von wohlriechenden Kräutern unterhalten wurde. Es waren das trockene Kräuter, in ein gleichfalls trockenes, breites Blatt eingewickelt; sie waren von der Art der kleinen Musketen, deren sich die spanischen Kinder an Pfingsten bedienen. Am einen Ende waren sie angezündet, am andern Ende saugten die Leute und tranken gewissermaßen durch Einathmung den Rauch. Sie werden dadurch eingeschläfert und berauscht, sind aber offenbar dadurch vor Müdigkeit geschützt. Die Leute heißen diese Art kleiner Musketen tabacos. Ich kenne Spanier, welche es nachahmten, und wenn ich*) Ihnen diese „barbarische Sitte“ verwies, antworteten sie, es stehe nicht in ihrer Macht, sich diesem Genuße wieder zu entziehen. Was sie davon für Gewinn haben, weiß ich nicht.**)

Die Spanier hatten auf ihrer Reise auch viele rohe, gereinigte und gesponnene Baumwolle gesehen; in einem einzigen Hause fanden sie mehr als 500 arobes (= 11,000 Pfund), was mich glauben läßt, daß man leicht jährlich 40,000 Centner in Spanien einführen könnte Die mich begleitenden Indianer sagen, auf der Insel Babel sei so viel Gold, daß man es oft unter leichter Erddecke erblicken könne. An dem Fluß, von dem ich eben herkomme, sind eine Menge Gummibäume, welche man leicht vermehren und verpflanzen könnte, denn sie bewurzeln sich im Augenblick und sind hier sehr

*) Das Casas. **) Siehe Anhang.

groß und zahlreich; sie haben Blätter und Früchte wie die Mastixbäume, nur sind die Bäume und Blätter größer als die, von denen Plinius spricht und die ich selbst auf der Insel Chios im Archipel gesehen habe. Ich befahl, daß man an mehreren dieser Bäume Einschnitte mache, um zu sehen, ob Harz fließe, aber da es die ganze Zeit, die ich auf diesem Flusse war, regnete, konnte ich nur eine kleine Menge sammeln, welche ich Guern Hohheiten mitbringen werde. . . . Ich glaube, daß Baumwolle wie Mastix und Gummi einen guten Handelsartikel für die Länder des Grand Khan und anderer Fürsten gäbe, welche wir gewiß noch entdecken. In ihre Städte brächte man die Handelsartikel aus Spanien und dem Orient, um sie dort gegen die Erzeugnisse des Westens auszutauschen, denn in der Richtung von uns sind sie die Abendländer. Man findet hier auch viel Aloësträucher, diese werden übrigens kein sehr einträglicher Handelsartikel werden. Was das Harz der Mastixbäume betrifft, so lege ich darauf großen Werth, denn bis jetzt fand man es nur auf der Insel Chios, wo, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, man jährlich 50,000 Dukaten daraus gewinnt. Gestern kam eine Pirogue mit sechs jungen Leuten zu mir an Bord, von denen fünf auf mein Schiff stiegen. Ich hielt sie zurück und bringe sie mit. Darauf schickte ich in ein Haus an der Mündung des Flusses; man brachte mir sieben Frauen und drei Kindlein. Ich beschloß, sie mitzunehmen, in der Hoffnung, meine Indianer werden sich dann besser in Spanien angewöhnen, wenn sie Frauen ihres Landes bei sich haben. Es geschah so oft, daß, wenn man von Guinea Männer nach Portugal brachte, um sie unsere Sprache zu lehren, sie trotz allem Unterricht und aller Geschenke verschwanden, sobald sie an's Land kamen, und nicht wieder gesehen wurden. Diese Nacht kam der Mann einer dieser Frauen, der Vater der drei Kinder und bat mich, ihm zu erlauben, auch mitzugehen, worüber ich sehr froh bin, denn nun werden sie Alle befriedigt sein.“

Mittwoch, den 21. November.

. Der Admiral war damals 42 Grad von der Aequinoctiallinie entfernt, aber er sagt hier, er wolle sich seines Reductionsmessers nicht bedienen, bis er an's Land gekommen sei und Alles genau berechnen könne. Was ihn veranlaßte, sich auf seinen Reductionsapparat zu verlassen, war, daß derselbe sich Norden gegenüber so hoch erwies, als in Castilien. Wenn das richtig war, mußte er sich nahe bei Florida befinden. Was sollen dann aber die Inseln, die er am Tag vorher gesehen, und die, gegen welche er sich wandte? An diesem Tag trennte sich Martin Alonso Pinzon mit der Caravelle Pinta, welche er commandirte, von den beiden andern Fahrzeugen, nicht nur ohne die Erlaubniß des Admirals, sondern gegen dessen ausdrücklichen Befehl. Columbus sagt, er handle aus Geiz so, weil er die Hoffnung hege, er werde eine Menge Gold

finden. Er bediente sich dazu der Hülfe von Indianern, die der Admiral an Bord der Pinta gegeben hatte. Sie gingen bei schlechtem Wetter, und ohne irgend eine andere Veranlassung, in vollstem Eigensinn davon. Der Admiral sagt, Pinzon habe noch ganz andere Dinge gesagt und gethan.

Donnerstag, den 22. November.

..... Martin Alonso verfolgte den Weg nach Babeque in östlicher Richtung; die Indianer glauben ja, daß es hier viel Gold gebe. Er schiffte in der Entfernung von nur 16 Meilen vor den Augen des Admirals. Dieser ließ die ganze Nacht das Licht der Caravelle brennen, weil er glaubte, Pinzon komme zurück, was ihm leicht gewesen wäre, denn die Nacht war sehr klar und hell und der Wind mild.

Freitag, den 23. November.

..... Die Schiffe kamen an das Cap der Insel Bohio. Die Eingeborenen an Bord erblickten vor Furcht, als sie sahen, daß der Admiral hier landen wolle, denn sie behaupteten, die Einwohner seien Menschenfresser und haben nur ein Auge mitten in der Stirne. Sie sollen sehr gut bewaffnet sein.

Die Bewohner heißen Kannibalen und stößten ihnen offenbar große Angst ein; sobald sie merkten, daß der Admiral nach dieser Richtung segle, vermochten sie vor Angst nicht mehr zu sprechen, weil sie sagten, dort seien Leute, die sie fressen werden und die sehr gut bewaffnet seien. Der Admiral sagt, er glaube wohl, daß etwas Wahres daran sei, aber da sie gut bewaffnet sein sollen, müssen sie etwas civilisirtes sein als die andern Eingeborenen. Er denkt, sie haben wahrscheinlich andere Indianer gefangen gehalten und, als dieselben nicht heimkehrten, habe man gedacht, sie seien aufgefressen. Hatten nicht Einige das Gleiche von dem Admiral und seinen Leuten geglaubt, als man sie das erste Mal sah?

Samstag, den 24. November.

Der Admiral segelte die ganze Nacht durch und legte gegen 3 Uhr Morgens an der Insel Plata*) an, am gleichen Ort, wo er letzte Woche ankerte, als er an die Insel Babeque ging. Zuerst wagte er nicht, sich dem Land zu nähern, weil das Meer in dem von Bergen gebildeten Hafen so gewaltig brandete. Endlich kam er in das Meer von notre dame, wo eine große Menge Inseln war, und dort fand er an der Mündung dieser Inseln einen Hafen, in den er einlaufen konnte. Er sagt, daß, wenn er diesen Hafen früher gekannt hätte, und sich nicht damit aufgehalten hätte, die Inseln des Meeres von notre dame zu besuchen, er nicht genöthigt gewesen

*) Es ist das Caie de Moa. Navarette.

wäre, sich rückwärts zu bewegen, obgleich er denkt, diese Zeit sei nicht verloren, weil er dadurch die Inseln gesehen habe. Sobald er an's Land gestiegen war, schickte er die Schaluppe ab und ließ den Hafen sondiren; er fand bei 6 Faden Tiefe eine lange Klippe (muy buena barra); der Hafen hatte 20 Faden und war so rein, daß man den Sand auf dem Grund sah. So ließ der Kapitän ein und richtete das Steuerruder nach Südwest, nachher nach West, wodurch er die Insel Plata nördlich liegen ließ, welche mit dem Hafen beinahe gleich läuft und so im Meer „einen See bildet“, in welchem alle Schiffe Spaniens bleiben und Schutz finden könnten vor allen Winden, sogar ohne Anker. *) Der Eingang von Südost, welchen man gewinnt, wenn man das Steuer süd-südwestlich richtet, hat auf der östlichen Seite einen sehr tiefen und sehr breiten Ausgang, folglich ist es leicht, zwischen diesen Inseln durchzukommen, was denn jeder Schiffahrer, der von Norden kommt, ausführen kann, ohne von seinem Weg abzuweichen. Die genannten Inseln sind am Fuß eines großen Berges, der sich von Osten nach Westen erstreckt; die, an welcher der Admiral landete, ist sehr lang, länger und höher als alle die an dieser Küste verstreuten, unzähligen Inseln; sie ist nach Außen, den Berg entlang, von einem Felsen begrenzt, der einer Sandbank ähnlich ist, die sich bis zum Eingang erstreckt. **) Alles das ist auf der südwestlichen Seite; auf der Seite der Insel Plata ist auch ein Felsen, aber er ist viel kleiner als der südöstliche. Es ist also, wie schon gesagt, zwischen den beiden Inseln eine große Breite und Tiefe. Sobald sie in der Mitte dieses Hafens waren, sahen sie südöstlich einen großen, herrlichen Fluß ***) , welcher viel mehr Wasser enthielt, als alle andern, die man bisher gesehen hatte, und dessen Wasser bis zum Eintritt in das Meer süß blieb. An seiner Mündung ist eine Sandbank, aber im Innern hat er 8—9 Klafter Tiefe. Seine Ufer sind wie die der andern Flüsse mit Palmen und vielen andern Bäumen bekränzt.

Sonntag, den 25. November.

Der Admiral bestieg vor Sonnenaufgang eine Schaluppe und steuerte nach einer Landspitze, die im Südost der kleinen Insel Plata, in einer Entfernung von etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden liegt, weil er dachte, es müsse hier ein Fluß sein. Er fand in der That nach einer Ueberfahrt von 2 Bogenschußlängen einen großen Fluß, mit sehr reinem

*) Es muß das der Hafen sein, welchen Columbus Santa Catharina nannte, weil er am Abend des der Heiligen geweihten Tages ihn entdeckte.
Barth. de las Casas.

**) Das kann nur der Hafen Caie de Moa sein, dessen Beschreibung von dem Admiral sehr genau ist.
Navarette.

***) Der Fluß von Moa.

Navarette.

Wasser, das von der Höhe bis zur Tiefe eines Berges herabfließt und großen Lärm verursacht. Er ging an den Fluß und fand dort einige goldfarbig gefleckte Steine glänzen. *) Er erinnerte sich, daß man an der Mündung des Flusses Tajo in das Meer Gold finde, und es schien ihm gewiß, daß das hier auch der Fall sein müsse. Er ließ mehrere dieser Steine auswählen, um sie dem König und der Königin zu bringen. Im Augenblick, wo man sie auswählte, stießen die Schiffsleute Freudenrufe aus, weil sie Fichtenwälder erblickten. Der Admiral sah nach der Seite des Berges und erblickte so schöne, große Fichten, daß er nicht übertrieb, wenn er sagte, sie seien gerade wie Linien und von wunderbarer Dike und Höhe. Seine Freude war groß, als er sich überzeugte, daß man in diesem Land Schiffe bauen und Bretter für die größten Schiffe Spaniens herstellen könne. Er sah Eichen und Erdbeerbäume**) und wählte aus, um Sägemühlen zu errichten. Die Höhe und Schönheit der Berge machte den Boden und die Luft milder, als es der Admiral bisher irgendwo gefunden. Er sah am Ufer viele andere Steine, die der Fluß herbeigerollt; die einen waren eisensarbig, die andern kamen, nach der Ansicht Mehrerer der Mannschaft, aus Silberminen. Er nahm hier eine Quersegelstange und einen Mast für das Focksegel der Caravelle Minna. Er kam an die Mündung des Flusses und gelangte in eine sehr weite, tiefe Bucht, die an der südöstlichen Seite dieses Caps lag, und in welcher hundert Schiffe ohne Anker und Taut geborgen wären.

Nie hat ein Auge solchen Hafen gesehen. Die Berge des Vorgebirges sind sehr hoch; von allen rieseln klare Wasser reichlich nieder, Fichtenwälder bedecken sie theilweise, und wie die Ebenen, sind auch sie mit kleinen Gehölzen und andern Bäumen der prächtigsten Art geschmückt. Der Admiral überschritt 2 bis 3 dieser Flüsse. Er entwirft dem König und der Königin ein herrliches Bild von dem, was er gesehen und gefunden; ganz besonders entzückt ist er von den schönen Fichten, weil man daraus hier zu Lande so viele Schiffe bauen könne, als man irgend wünsche, sobald außer dem vorhandenen Holz und Bech das Nöthige geschickt werde. Der Admiral versichert, daß sein Lob nicht den hundertsten Theil der Wahrheit erreiche; er sagt, daß es dem Herrn gefalle, ihm immer neue, noch bessere Dinge als die bisherigen zu zeigen, und daß er bisher in allen seinen Entdeckungen vom Guten zum Besseren gelangt sei, sowohl in Bezug auf den Boden, als die Bäume, Pflanzen, Früchte und Blumen, und besonders die Menschen. Er fügt hinzu, daß er überall Unterschiede gefunden habe, und daß sowohl bei den Menschen als bei den

*) Es werden das Margaretensteine (pietras de margarita) gewesen sein.

**) Arbusen.

Produkten Stufungen hervortreten. Das Gleiche fand er bei den Häfen und Gewässern. Er sagt schließlich, daß, weil alle diese Wunder die Bewunderung derer, welche sie sehen, in so hohem Grade erregen, sie den gleichen Eindruck auf die hervorbringen müssen, welche davon lesen, obwohl Niemand, der es nicht selbst gesehen, an solche Wirklichkeit glauben könne.

Montag, den 26. November.

Mit Tagesanbruch lüftete der Admiral die Segel im Hafen Santa Catharina, in welchem er an der Insel Plata gewesen war, und steuerte mit schwachem südwestlichem Winde in der Richtung des Caps del Pico. Das Wetter war so ruhig, daß er ein wenig spät ankam; von dort erblickte er ein anderes Vorgebirge südostviertelsöstlich, das ungefähr 60 Meilen entfernt lag und wieder eines südostviertelsüd, das etwa 20 Meilen näher zu liegen schien. Letzterem gab er den Namen Campana*), er konnte aber nicht mehr bei Tag dorthin gelangen, wegen völlig ruhigem Wetter. Er machte an diesem Tag 32 Meilen, = 8 Stunden. Er fand während der kurzen Ueberfahrt sehr beachtenswerthe Häfen, ob denen er und alle Schiffsteute sich wunderten. Er erblickte zu gleicher Zeit fünf große Flüsse, denn er umfuhr die ganze Küste, um Alles zu sehen, was sich hier finde. Dies ganze Land besteht aus sehr hohen, schönen Bergen, die weder steil noch felsig sind; sie lassen sich im Gegentheil leicht besteigen; man sieht auch sehr schöne Thäler, und diese Thäler sind wie die Berge voll hoher, grüner Bäume, — es scheinen Fichtenwälder zu sein. Hinter dem Cap del Pico sind südöstlich zwei Inselchen, von denen jedes etwa zwei Stunden Umfang hat; es finden sich dort drei treffliche Häfen und zwei große Flüsse. Der Admiral sah auf der ganzen Küste vom Meer aus keine Völkerschaften; es lassen jedoch manche Zeichen vermuthen, daß Menschen hier gewohnt, denn es fanden sich Reste von Feuer. Der Admiral glaubt, daß das Land, das er an diesem Tag südöstlich vom Cap Campana gesehen, die Insel sei, welche die Indianer *Bohio* nennen; er gründete seine Ansicht auf die Entfernung, welche dieses Cap von jener Insel trennt. Er sagt, daß alle Insulaner, welchen er bis heute begegnet, eine außerordentliche Furcht vor den Bewohnern von Caniba oder Canima haben, von denen sie glauben, daß sie auf der Insel *Bohio* wohnen, die, wie es scheint, sehr groß sein soll. Er glaubt, daß die Cannibalen sie in ihrem Land überfallen und die andern Insulaner sogar aus den eigenen Häusern fortschleppen, weil diese sehr feig sind und sich keiner Waffen zur Vertheidigung zu bedienen wissen. Der Admiral glaubt, daß die Nähe der Leute von Caniba der Grund sei, warum die Indianer, die er an Bord hatte, keine Dörfer an

*) Das ist die Spitze Berez. Navarette.

die Meeresküste bauen, und fügt hinzu, daß, als die Indianer sahen, daß er die Richtung nach Bohio nahm, sie von der Idee, gefressen zu werden, wobon sie nichts heilen konnte, so sehr erschreckt waren, daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnten. Sie sagten, die Antropophagen haben nur ein Auge und ein Hundsgesicht, aber der Admiral glaubte, daß sie lügen, und daß die vorgeblichen Cannibalen Unterthanen des Grand Khan sein müssen, welcher die Insulaner fange, um sie in Gefangenschaft zu führen.

Dienstag, den 27. November.

Gestern kam der Admiral bei Sonnenuntergang an ein Cap, das er Campana nannte. Obgleich der Himmel rein und klar war, und obwohl er fünf oder sechs prächtige Häfen erblickte, wollte er doch nicht an's Land gehen, um den Verlauf der Reise und die Erfüllung seiner Pflichten nicht zu verzögern. Der Wind war überdies schwach und er hielt sich überall länger auf, als er wollte, von dem Wunsch und dem Genuß geleitet, die Schönheit und köstliche Luft zu bewundern, die ihm von jeder Seite her entgegentam. Aus allen diesen Gründen lavirte er und verhielt sich ruhig. Die außerordentlich starken Strömungen hatten ihn diese Nacht um fünf oder sechs Meilen nach Südost zurückgedrängt, beinahe bis zu dem Ort, wo er am Abend bei Sonnenuntergang gewesen und sich Campana gegenüber geglaubt hatte. Das Cap, welchem er diesen Namen gegeben hatte, schien ihm durch eine große Oeffnung gebildet, von der er annahm, daß sie ein Land vom andern trenne und gleichsam eine Insel in der Mitte bilde. Darum beschloß er, mit dem Südwestwind zurückzukehren, und kam nach dem Ort, wo die Oeffnung sich zu finden schien. Er erkannte, daß es nur eine große Bucht sei*), an der sich ein Cap befinde, auf welchem ein hoher, eckiger Berg**) sei, welcher von ferne als eine Insel erschien. Der Wind kam jetzt von Norden, darum nahm der Admiral die Richtung nach Südost, um an der Küste hinzustreichen und zu entdecken, was sich irgend sehen ließ. Bald erblickte er am Fuß des Vorgebirges Campana einen prachtvollen Hafen***) und einen großen Fluß, eine Viertelstunde weiter einen andern Fluß, wieder eine halbe Stunde entfernt, einen andern Fluß, eine Stunde weiter einen Fluß, und abermals eine Stunde noch einen Fluß, der nur durch eine Viertelstunde von einem neuen getrennt war; nach einer weiteren Stunde kam ein neuer, sehr großer Fluß, der ungefähr zwanzig Meilen vom Cap Campana entfernt ist, welches südöstlich von allen diesen Flüssen liegt. Die meisten dieser Flüsse haben große, breite, klare (limpias)

*) Es war der Hafen von Baracoa. Navarette.

**) Es war der Berg Yunque.

***) Der Hafen von Navari.

Mündungen; ihre herrlichen Häfen vermögen Fahrzeuge des größten Umfangs aufzunehmen; sie haben weder Sandbänke, noch Felsen, noch Klippen. Indem der Admiral so an der südöstlichen Seite der Küste hinsteuerte, fand er am letzten der Flüsse eine große Ortschaft, viel größer, als er sie bis heute irgendwo getroffen; am Meeresufer stand eine unendliche Menge von völlig nackten Menschen, die alle mit Zagai's bewaffnet waren und laute Schreie ausstießen. Da er mit ihnen zu sprechen wünschte, näherte er sich dem Ufer und schickte die Schaluppe seiner Caravelle ab, der Mannschaft streng einprägend, daß den Indianern kein Leid geschehe, aber daß auch sie nichts schaden dürfen. Er befahl seinen Leuten, den Wilden Kleinigkeiten aus den Waaren, die er bei sich hatte, zu schenken. Die Indianer machten Miene, sie nicht an das Land zu lassen und sich gewaltsam zu wehren, aber als sie sahen, daß die Schiffe näher kamen und sie nicht fürchteten, verließen sie das Ufer. Die Christen glaubten, die Indianer würden sie weniger fürchten, wenn nur zwei oder drei an das Land stiegen, und riefen ihnen in ihrer Sprache zu (denn sie hatten einige Worte von den Indianern an Bord gelernt), sich nicht zu fürchten; aber Alle flohen, nicht ein Einziger blieb zurück. Die drei Christen gingen in die Häuser, die von Stroh gemacht sind, in der Art, wie alle, die man bisher gesehen. Sie fanden weder Leute noch Mobilien, noch irgend etwas darin. So kehrten sie auf die Schiffe zurück und lüfteten gegen Mittag die Segel, um sich nach einem schönen Cap zu begeben, das sie im Osten entdeckten, und von dem sie nur acht Stunden entfernt sein konnten. Als der Admiral eine halbe Stunde in jener Bucht gewesen, erblickte er auf der Südseite einen sehr merkwürdigen Hafen*) und südöstlich ganz wunderbar schöne Ländereien, — Ebenen voll kleiner Hügel, die von Bergen umgeben sind. In dieser weiten Fläche sah man große Feuer, große Einwohner-schaft, sorgfältig bebaute Felder, und der Admiral beschloß darum, nach diesem Hafen zu segeln. Er sagt, daß, wenn er die andern Häfen gerühmt habe, er diesen noch viel mehr preisen müsse, wegen der Ländereien, die ihn umgeben, wie auch wegen der Temperatur und den Völkerschaften, die sie bewohnen. Er kann die wunderbare Schönheit des Landes und der Bäume, worunter viele Fichten und Palmbäume**), nicht genug rühmen. Die Ebene breitet sich gegen Südost aus, ihre Oberfläche ist nicht ganz eben (no es llana de llanos***). Aus dieser Ebene entströmen große Flüsse, die aus den Hügeln herabfallen, was ganz herrlich anzusehen ist. Als das Schiff am Lande war, sprang der Admiral in die Schaluppe, um den

*) Das ist der Hafen von Baracoa.

Navarette.

**) Ueberall wo sich Palmbäume von großer Höhe befinden, ist der Boden sehr fruchtbar.

Bartholomäo de las Casas.

***) Der Admiral will hier sagen, der Boden sei nicht sehr eben.

Bartholomäo de las Casas.

Hasen zu sondiren, der ungefähr die Form einer Schüssel hat, und als er an den südlichen Eingang kam, fand er die Mündung eines Flusses, welche breit genug wäre, um einer Galeere Einlaß zu gestatten. Die Lage dieser Mündung ist so, daß man sie erst sieht, wenn man vor dem Eingang steht; ist man dort, so sieht man, daß sie eine Breite von fünf Fäden hat, also die Länge der Schaluppe; die Tiefe beträgt acht Fäden. Es war beim Durchfahren ein wunderbares Ding um die köstliche Luft, die Schönheit der Bäume, welche beide Ufer des Flusses umsäumten, um die klaren Wasser und die von einer Menge von Vögeln belebte Gegend. Alles das bot einen so herrlichen Anblick, machte den Ort so bezaubernd, daß der Admiral sich kaum loszureisen vermochte. Er sagte zu seiner Umgebung, es würde tausend Zungen und Hände bedürfen, um dem König und der Königin eine kleine Idee von dem zu geben, was ihn hier in ein Zauberreich versetzte. Er drückte den Wunsch aus, daß nüchterne, angesehene Männer alle diese Wunder sehen möchten und ihr Urtheil darüber abgeben könnten. Der Admiral drückt sich in folgenden Worten aus: „Ich sage nichts darüber, welche Vortheile aus dem Besitz dieses Landes hervorgehen müssen. Es ist gewiß, großer König und große Königin, daß aus solchen Ländern die größten Vortheile hervorgehen müssen. Aber ich halte mich in keinem Hasen auf, weil ich so viele Länder sehen möchte, als irgend möglich, um es Euern Hohheiten beschreiben zu können. Was mir bei Allem ein großes Hinderniß bleibt, ist, daß ich die Sprache nicht verstehe, die man hier spricht, und daß die Eingeborenen mich und meine Leute nicht verstehen. Oft verstehe ich von den Indianern, die ich bei mir habe, gerade das Gegentheil von dem, was sie sagen^{*)}, auch traue ich ihnen nicht, weil sie schon mehrmals zu fliehen versuchten. So es dem Herrn gefällt, werde ich mehr und mehr die Sprache verstehen lernen und die Orte erforschen, und Leute meines Hauses in der Sprache unterrichten lassen; dann erst wird man später alle Vortheile erkennen, welche aus diesen Gegenden hervorgehen, dann erst kann man auch daran arbeiten, die Leute zu Christen zu machen, was leicht sein wird, denn sie sind keine Gözendiener und haben keinen Cultus. Ihre Hohheiten werden in diesen Ländern Städte und Festungen anlegen lassen und dann werden die Länder bald bekehrt sein. Ich versichere Eure Hohheiten, daß ich glaube, es könne keine fruchtbareren Länder unter der Sonne geben, keine herrlichere Luft, keine gesünderen, besseren, reichlicheren Wasser, ganz verschieden von den Flüssen Guineas, die nur Krankheiten und Ansteckung erzeugen. Dem Herrn sei's gedankt! Keiner meiner Leute hat bis auf heute das geringste Kopfweh empfunden, Keiner mußte wegen

*) Dieser Mangel an Verständniß hat bei den Berichten des Columbus zu viel Mißverständnissen beigetragen. Navarette.

Frankheit zu Bett liegen, mit Ausnahme eines Einzigen, der aber sein Lebenlang am Stein gelitten hatte, und auch er genas, als er zwei Tage im Lande war; was ich sage, gilt von allen Leuten der drei Schiffe. Sobald es Gott gefällt, daß Eure Hoheiten unterrichtete Männer in dieses Land schicken, oder daß sie von selbst kommen, werden sie die Wahrheit alles Gesagten erkennen, besonders auch über die Entdeckung einer günstigen Lage für die Errichtung einer Stadt oder Festung am Flusse Mares*), wegen der Güte des Hafens, der an diesem Orte ist, und der Schönheit der Umgegend. Alles was ich früher sagte, ist die lautere Wahrheit, aber es ist gar kein Vergleich mit jenen Orten und denen, wo ich jetzt bin. Auch zwischen den Länderstrichen des Meeres von Notre Dame und denen, welche ich augenblicklich durchreise, läßt sich keine Vergleichung anstellen, weil hier im Innern des Landes noch zahlreiche Völkerschaften, eine große Bevölkerung und eine Menge Dinge von größtem Werth sein müssen. Hier besonders werden sich, ehe ich nach Castilien zurückkehre, viele Beziehungen für die Christenheit anknüpfen lassen, für Spanien, dem diese Länder unterworfen sind, noch viel mehr als für die andern Staaten. Ich füge hinzu, daß Eure Hoheiten doch keinem Fremden, der nicht Katholik und Christ ist, erlauben möchten, den Fuß in dieses Land zu setzen und irgend Verbindung mit den Eingeborenen anzuknüpfen, denn die Entdeckungen, die ich auf Befehl Eurer Hoheiten machte, hatten den Zweck, die Verbreitung und Ehre der christlichen Religion anzustreben.“ Das sind die eigenen Worte des Admirals. Er fuhr den Fluß hinauf, an dessen Mündung er geschrieben hatte und sah nach allen Seiten hin prächtige Pflanzungen und liebliche Gärten; weiter oben entdeckte er, daß der Fluß sich in mehrere Arme theile, er fand auch eine Birogue oder Rahn, der aus einem Stamm gemacht und so groß war als eine Fuste.**) Das Schiff hatte zwölf Bänke, es war sehr schön, lag in einer Art hölzernem Schuppen auf Bohlen, und war ganz mit großen Palmblättern bedeckt, so daß weder Sonne noch Regen ihm etwas anhaben konnten. Der Admiral sagt, daß die Trefflichkeit des Hafens, der Wasser, des Bodens, die Schönheit der Umgegend, der Ueberfluß an Holz diesen Ort außerordentlich angemessen für die Anlegung einer Stadt oder eines Hafens erscheinen lasse.

Mittwoch, den 28. November.

Der Admiral blieb diesen Tag im Hafen, weil es regnete und der Himmel sehr bedeckt war. Er hätte zwar die ganze Küste ent-

*) Das ist der Hafen de las Nuevitas.

***) Die Fuste ist ein langes, nicht weit über das Wasser vorragendes Fahrzeug, das durch Ruder und Segel getrieben wird. Kavarette.

lang fahren können, weil der Wind aus Südwest blies und das Hintertheil des Schiffes getrieben hätte; aber da man das Land nicht gut sehen konnte, hielt er es für vorsichtiger zu bleiben. Die Mannschaft stieg an's Land, um ihr Weißzeug zu waschen und Einige von ihnen sahen viele Ortschaften; die Häuser waren aber alle leer, weil die Bewohner die Flucht ergriffen hatten. Die Seeleute kamen einen tiefer gelegenen Fluß entlang, der größer war, als der, an dessen Mündung die Schiffe lagen.

Donnerstag, den 29. November.

Weil es immer regnete und der Himmel noch immer sehr bedeckt war, reiste man noch nicht ab. Einige der Christen kamen in eine Ortschaft, welche gegen Nordwest lag, fanden aber weder Menschen, noch irgend etwas; unterwegs begegneten sie einem alten Mann, dem die Kraft mangelte auszuweichen. Sie versicherten ihn, daß sie ihm kein Uebel thun wollten und gaben ihm einige Kleinigkeiten, dann ließen sie ihn gehen. Der Admiral hätte ihn gerne gesehen und bekleiden lassen, um Nachrichten von ihm zu erhalten, denn er interessirte sich sehr für das Glück dieses Landes und war entzückt von den Vortheilen, welche sich für die Gründung einer Kolonie darboten; er glaubte auch, daß hier eine Menge Ortschaften bestehen. Seine Leute fanden einen Wachsstock in einem der Häuser, welchen der Admiral dem König und der Königin mitbrachte. Er sagt, daß, wo Wachs ist, es noch tausend andere gute Dinge gebe. Die Schiffsleute fanden in einem andern Haus in einem Weidenkorb einen sorgfältig verpackten Menschenkopf, der mit einem zweiten Korb zugedeckt und an einem Pfeiler des Hauses aufgehängt war. In einem andern Weiler fanden sie einen ganz gleich aufbewahrten. Der Admiral glaubte, es müssen das die Köpfe von irgend einer besonders angesehenen Persönlichkeit sein, weil diese Häuser so gebaut waren, daß eine große Anzahl Menschen sich in denselben aufhalten konnte, woraus er schloß, daß alle Bewohner Verwandte oder Abkömmlinge des Verstorbenen gewesen seien.

Freitag, den 30. November.

Der Admiral konnte nicht abreisen, weil der Wind, der aus Ost blies, dem Weg entgegen war, welchen er verfolgen wollte. Er schickte acht wohlbewaffnete Männer mit zwei der Indianer aus, die er an Bord hatte, damit sie die Völkerschaften im Innern des Landes sähen und mit ihnen verkehrten. Sie kamen an viele Häuser, in welchen sie weder Menschen noch sonst etwas fanden, denn alle Bewohner hatten die Flucht ergriffen. Sie sahen vier junge Leute, welche die Erde gruben und flohen, sobald sie die Christen erblickten; es war unmöglich sie zu erhaschen. Die Schiffsleute legten, wie sie sagten, einen weiten Weg zurück; sie sahen viele Ort-



schaften, sehr fruchtbare Ländereien, große Ströme und Flüsse. An einem derselben sahen sie eine sehr schöne Pirogue, die aus einem Stamme gearbeitet, eine Länge von 95 Spannen hatte, in der 150 Mann bequem Platz fanden.

Samstag, den 1. December.

Die gleichen Ursachen, — widrige Winde und heftige Regen hinderten den Admiral am Weiterreisen. Er ließ auf einem der Felsen am Eingang des Hafens ein großes Kreuz befestigen und nannte den Hafen Puerto Santo. Dieser Hafen ist durch eine Spitze vertheidigt, die sich am Eingang gegen Südost erhebt

Sonntag, den 2. December.

Der Wind war immer noch widrig, folglich konnte der Admiral nicht abreisen. Er sagt, es blase jede Nacht ein Landwind, aber alle Schiffe der Welt brauchen in diesem Hafen die heftigsten Stürme nicht zu fürchten, weil die tiefen Gründe am Eingang den Winden den Zutritt versperrten. Der Admiral bemerkt auch, daß einige Schiffszungen an der Mündung Steine gefunden haben, welche goldhaltig zu sein scheinen. Er nehme sie mit, um sie dem König und der Königin zu zeigen. In der Entfernung eines Pfeilschusses vom Hafen seien große Flüsse.

Montag, den 3. December.

Da das Wetter noch immer ungestüm war, verschob der Admiral die Weiterreise, und beschloß, ein sehr schönes Vorgebirge zu beaugenscheinigen, das sich südöstlich vom Hafen in der Entfernung von einer Viertelstunde erhob. Er ging in der Schaluppe an's Land und nahm einige bewaffnete Männer mit sich. Am Fuße des Caps war die Mündung eines schönen Flusses; um einlaufen zu können, wandte er das Steuer nach Südost; er sah, daß die Mündung hundert Fuß breit und einen Faden tief sei. Als er in das Innere des Flusses drang, fand er eine Tiefe von bald zwölf, bald vier und fünf Faden, nie unter zwei, so daß alle Schiffe von Spanien sich darin aufstellen könnten. Einen Arm des Flusses verlassend, wandte er sich nach Südost und fand eine kleine Bucht, in welcher er fünf schöne Piroguen fand, welche die Indianer Canoes nennen. Sie waren von so schöner Arbeit, daß der Admiral sagte, es sei eine Freude sie zu sehen. Alle Felder, welche er bis zum Fuß des Berges erblickte, waren trefflich bebaut. Er ging mit seinen Leuten unter sehr dicht belaubten Bäumen hin; der Weg führte ihn nach einem Zimmerplatz, wo Alles aufs Beste geordnet und so wohl bedeckt war, daß weder Sonne noch Regen die Schiffe während des Baues schädigen konnte. Es war eines in der Arbeit, das wie die andern aus einem einzigen Stamm ausgehöhlt und so groß als

eine Fuste von siebzehn Bänken war. Es war eine Freude, die Schönheit der Arbeit und der Verzierungen zu bewundern. Der Admiral bestieg darauf einen Berg, dessen Spitze er eben und mit den verschiedensten Früchten bebaut fand, unter denen ihm sehr schöne Kürbisse auffielen. Es machte ihm Freude, den ganzen Bergfelgel zu durchforschen, auf dessen Mitte er eine große Ortschaft erblickte; er näherte sich und befand sich plötzlich mitten unter den Einwohnern; Männer und Frauen ergriffen im höchsten Entsetzen die Flucht, sobald sie ihn erblickten. Der Indianer, den Columbus an Bord hatte und der ihn begleitete, beruhigte die Leute, versicherte sie, sie brauchten keine Furcht zu haben, die Fremden seien gute Menschen. Der Admiral ließ ihnen Kettchen, kupferne Ringe und grüne und gelbe Kugeln geben, was sie sehr zufrieden stellte. Als er sah, daß sie weder Gold noch andere Kostbarkeiten besaßen, hielt es der Admiral für angezeigt, sie in Ruhe zu lassen, zumal als er sah, daß die ganze Gegend bevölkert sei und alle Bewohner die Flucht ergriffen hatten. Der Admiral versichert den König und die Königin, daß zehn Spanier zehntausend von ihnen in die Flucht schlagen würden. Sie seien so feige und furchtsam, daß ihre einzige Waffe in einem Stoc bestehet, an dessen einem Ende ein zweiter, sehr kurzer und sehr spiziger, im Feuer gehärteter Stoc befestigt sei. Der Admiral beschloß zurückzukehren, um ihrer Stöcke habhaft zu werden, indem er ihnen einen Tausch vorschlug, auf was sie gerne eingingen. Als er zur Schaluppe gekommen war, sandte er einige seiner Leute zurück, weil er glaubte, an einer Steigung einen großen Bienenstoc gesehen zu haben. Noch ehe die Christen zurück waren, kamen viele Indianer nach dem Ort, wo die Schaluppe lag, in welche der Admiral und seine Mannschaft schon eingestiegen war. Einer der Indianer näherte sich im Fluß dem Hinterdeck des Schiffes und hielt eine lange Rede, welche der Admiral nicht verstand; er bemerkte, daß während ihrer Dauer die andern Indianer die Hände gen Himmel erhoben hatten und laute Schreie ausstießen. Der Admiral nahm das Alles als die Versicherung der Freude über seine Ankunft, aber er sah bald, daß der Indianer an Bord erzitterte, die Farbe wechselte und gelb wie Wachs wurde. Er sagte, wir müßten den Fluß verlassen, man wolle uns tödten. An der Seite eines Christen, welcher mit einer Armbrust bewaffnet war, erklärte der Admiral dem indianischen Redner, diese Waffe trage sehr weit und sei im Stande sie Alle zu tödten. Er griff nun nach seinem Degen, zog ihn aus der Scheide und machte drohende Geberden, worauf Alle die Flucht ergriffen. Gleichwohl zitterte unser Indianer noch immer an allen Gliedern, so wenig Muth hatte der starke, große Mann. Der Admiral ließ nun, statt den Fluß zu verlassen, gerade hinauffteuern, und näherte sich den Ländereien, wo sich eine große Zahl Indianer befanden. Alle waren völlig nackt und roth

bemalt. Einige hatten das Haupt mit Federbüschen geziert, Alle trugen Bagais. „Ich näherte mich ihnen und bot ihnen einige Bissen Brod, dann bat ich sie um ihre Bagais und gab ihnen dagegen Ketten, Andern Kupferringe und Glaskugeln, so daß Alle sich beruhigten und gerne auf die Schaluppe kamen, wo sie mit Freuden Alles was sie hatten, gegen die größten Kleinigkeiten austauschten. Man hatte eine Schildkröte getödtet, deren Schale noch in Stücken auf dem Verdeck lag. Die Schiffsjungen gaben ihnen davon nagelgroße Stückchen und erhielten dafür die Spitze eines Bagai.“ Diese Leute, sagt der Admiral, gleichen den Indianern, die ich bereits gefunden; sie haben den gleichen Glauben und sind überzeugt, daß wir vom Himmel gekommen seien. Sie geben Alles was sie haben, für die größte Kleinigkeit; ich glaube, sie würden selbst Gold und Gewürze geben, wenn sie es hätten. Ich sah ein schönes, nicht sehr großes Haus mit zwei Thüren (wie sie es beinahe überall haben), ich trat ein und fand eine wunderbare Arbeit; es waren eine Art Zimmer, in einer Weise gemacht, die ich nicht beschreiben kann; an der Decke waren Schnecken und andere Dinge so zierlich befestigt, daß ich glaubte, es sei ein Tempel; ich rief die Indianer und frug durch Zeichen, ob sie hier ihre Gebete verrichteten. Sie sagten Nein! Einer von ihnen stieg hinauf und bot uns, was er erreichen konnte; ich nahm Einiges davon an.

Dienstag, den 4. December.

Der Admiral lüftete die Segel bei schwachem Wind und verließ den Hafen, den er Puerto Santo nannte. Nach etwa zwei Meilen sah er den Fluß, von dem er gestern sprach. Er fuhr die Küste entlang, welche, nachdem er das oben genannte Cap passirt hatte, sich von Ost-Südost nach West-Nordwest bis zum Cap Joli (cabo lindo) erstreckt, welches südöstlich vom Cap del Monte fünf Meilen weit entfernt ist. Underthalb Stunden nach dem Cap del Monte ist ein großer, etwas enger Fluß, der einen guten Eingang zu haben scheint und sehr tief ist. Dreiviertel Meilen später sah er einen merkwürdig breiten Fluß, dessen Lauf außerordentlich sein muß. Seine Mündung, worin sich keine Sandbank findet, hatte sicher eine Breite von hundert Schritten und eine Tiefe von acht Faden, folglich besitzt er eine gute Einfahrt. Der Admiral sandte eine Schaluppe aus, die sondiren und prüfen sollte, und die Seefahrer, welche er mit diesem Auftrag betraute, berichteten, daß außer seiner Breite und Tiefe, das Süßwasser dieses Flusses sich ziemlich weit in's Meer erstrecke, und daß es einer der größten Flüsse sei, den man bisher gesehen. Sie glauben, daß den Ufern entlang eine Menge Ortschaften sein müssen. Nach dem Cap Lindo begegne man einer großen Bucht, die einen guten Durchgang von Ost-Nordost nach Südost und Süd-Südwest böte.

Mittwoch, den 5. December.

Der Admiral braßte die ganze Nacht (anduvo à la corda) bei Cap Lindo, wohin er bei Sonnenuntergang gekommen war, um das Land zu sehen, das sich nach Osten hin erstreckt. Bei Tagesanbruch sah er ein anderes Cap zwei und eine halbe Stunden östlich. Nachdem er es passirt hatte, sah er, daß die Küste sich nach Süden wende und sich dann Nordwesten zuneige.*) Darauf entdeckte er ein sehr schönes, hohes Cap, das in der genannten Richtung lag und etwa sieben Stunden vom vorhergehenden entfernt war. Er wäre gerne dorthin gegangen, aber da er an die Insel Babeque zu kommen wünschte, welche nach den Berichten der Indianer, die er an Bord hatte, nordöstlich lag, verzichtete er darauf; der Wind war ihm aber so entgegen, daß er doch nicht nach Babeque kam. Bei Fortsetzung des Weges sah er südöstlich Land.***) Es war das eine sehr große Insel, welche nach den Versicherungen der Indianer Bohio heiße. Diese Insel war sehr bevölkert. Er sagt auch, daß die Eingeborenen von Cuba (oder Juanna) große Angst vor denen von Bohio haben, weil sie sagen, dieselben fressen Menschen. Durch Zeichen erzählten die Indianer andere wunderbare Dinge. Der Admiral sagt nicht, daß er denselben Glauben schenke, sondern er dachte, die Leute von Bohio müssen geschiedter und geschickter sein als die andern Indianer, so daß sie dieselben zu Gefangenen machen können, und fügt hinzu, daß Letztere weder Herz noch Muth haben. Da der Wind von Nordost blies und ein wenig nach Norden wandte, entschloß er sich, die Insel Cuba (oder Juanna) zu verlassen, deren Größe ihn bisher hatte glauben lassen, daß sie ein Continent sei, denn er hatte eine ihrer Küsten 120 Meilen lang von Südost bestrichen (por que bien habria andado en un parage ciento y veinte leguas). Er reiste denn ab und wandte sich Südost-viertelsoft, weil das Land, das er gesehen hatte, sich südöstlich zeigte. Er vergewisserte sich seines Weges, indem er diesen Windstrich einhielt, denn der Wind drehte immer von Norden nach Nordost und von Nord ost nach Osten und Südost. Der Wind wurde sehr heftig und der Admiral entfaltete alle Segel; das Meer war schön und glatt, die Strömung half der Schifffahrt so sehr, daß der Admiral vom Morgen bis ein Uhr Nachmittags je acht Meilen in der Stunde machte, es waren denn nicht ganz sechs Stunden während dieser Fahrt verstrichen; man sagt, daß in dieser Breite die Nächte fünfzehn Stunden dauern. Darauf machte er zwei Meilen in der Stunde bis zum

*) Das ist die östliche Küste der Insel Cuba, welche einen langen, flachen Meeresstrand bildet.

**) Es scheint das die Insel Española gewesen zu sein.

Bartholomão de las Casas.

Allerdings. Navarette.

Untergang der Sonne, so daß sich am Abend fand, daß er 88 Meilen nach Südost gekommen war. Da die Nacht hereinbrach, löste er die Caravelle *Ninna*, die ein guter Segler war, damit sie voraus gehe und vor dem völligen Hereinbrechen der Nacht den Hafen erforsche. Als sie an die Mündung des Hafens kam, welcher der Bucht von Cadix gleicht*), ließen sie ihn, da es schon ganz Nacht war, mit Licht sondiren. Als der Admiral an den Ort kam, wo ihn die Caravelle labirend erwartete, und die Schaluppe das Zeichen zur Einfahrt geben sollte, erlosch das Licht der Schaluppe. Als die Caravelle nichts mehr sah, legte sie sich auf die Breitseite und zündete ein Licht an, damit der Admiral sie sehe. Als Letzterer ihnen nahe kam, erzählten sie ihm, was geschehen war, und währenddem zündeten die Leute auf der Schaluppe ein anderes Licht an. Die Caravelle verherte sich ihr, aber der Admiral konnte nicht nahe kommen; so verbrachte er die Nacht ganz mit Hin- und Herfahren an der Küste.**)

Donnerstag, den 6. December.

Als der Tag anbrach, war der Admiral vier Meilen vom Hafen entfernt. Er gab ihm den Namen Hafen Maria, und einem sehr schönen Cap, das er süd-viertel-südwestlich entdeckte, gab er den Namen Cap des Sternes; es schien ihm dies die südlichste Spitze dieser Insel; das Cap war jedoch noch 28 Meilen entfernt. Der Admiral erblickte nach Westen zu ein anderes Land, das ihm eine kleine Insel zu sein schien, die etwa 40 Meilen entfernt liege.***) Er entdeckte auch ost-viertel-südöstlich, ein anderes sehr schönes Cap von schönen Formen, welchem er den Namen Cap des Elephanten (cabo del Elefante) gab; er war etwa 54 Meilen davon entfernt. Abermals sah er südöstlich ein anderes Cap, das er Cap von Cinquin benannte, von dem er 28 Meilen entfernt war. Im Südosten erblickte er einen tiefen Einschnitt, oder Oeffnung, oder Hafen, er hielt es für einen Fluß†), der von dem Ort, wo er entdeckt wurde, nur 20 Meilen weit entfernt sei. Es schien ihm, zwischen dem Cap des Elephanten und dem von Cinquin sei ein großer Eingang; einige der Seeleute behaupteten, es sei ein Inselchen, das von der Insel durch die Wasser getrennt sei, und es war wirklich eine kleine Insel, welcher der Admiral den Namen Schild-

*) Es ist das der Hafen *St. Nicolas* bei der Insel *Española*.
Navarette.

**) Die Darstellung ist im Original unverständlich und wurde wörtlich übersetzt.

***) Es ist das die Fortsetzung der südlichen Spitze der Insel *Española*.
Navarette.

†) Es ist das der große Hafen *puerto escudo*. Navarette.

Fröteninsel gab. Die andere große Insel schien ein sehr hochgelegenes Land zu sein, das nicht von Bergen durchschnitten, sondern flach und eben sei, voll der schönsten Felder. Es schien, wenn nicht ganz, so doch größtentheils bebaut zu sein; die angesäten Felder gleichen den Weizenfeldern bei Cordova im Monat Mai. Die ganze Mannschaft sah diese Nacht eine große Menge Feuer, und ebenso am andern Tag, die offenbar von aufgestellten Posten angezündet waren, welche auf der Wache standen gegen Feinde, mit denen sie im Krieg waren. Die ganze Küste dieses Landes erstreckt sich gegen Osten. Um die Zeit der Vesper lief der Admiral in den Hafen ein, und gab ihm den Namen *Sct. Nicolas*, zu Ehren des Heiligen, dessen Fest heute gefeiert wurde. Er war, als er in den Hafen einlief, entzückt von dessen Schönheit und Güte, und obgleich er die Häfen von Cuba sehr gerühmt hatte, sagt er gleichwohl, daß dieser ihnen in nichts nachstehe, sondern sie im Gegentheil übertreffe, ja, daß keiner ihm gleichkomme. Er ist bei seiner Mündung und bei seinem Eingang anderthalb Stunden breit; man muß, um in ihn einlaufen zu können, das Steuer nach Süd-Südost richten; ist man aber der Breite nach im Hafen, so kann man es richten wie man will. In dieser Weise verlängert sich der Hafen in der Länge von zwei Stunden nach Süd-Südost; nach der südlichen Seite ist der Hafen bei seinem Eingang von einer Art Vorgebirge überragt, worauf dann die Küste nicht mehr gezackt ist, bis zum Cap, wo sich eine prachtvolle Fläche und ein mit tausenderlei Bäumen bepflanztes Feld darstellt. Die Bäume sind voll von Früchten, worunter auch Gewürze und Muskatnüsse sind, welche allerdings noch nicht reif waren und deshalb nicht recht erkannt werden konnten. Ein Fluß, der die Fläche durchströmt, befruchtet das Land. Die Tiefe dieses Hafens ist wunderbar, denn bis zur Länge eines*) — konnte die Sonde, ehe man das Land erreichte, keinen Grund finden, obwohl 40 Faden sich abwickelten. . . . So ist er auch die ganze Küste entlang, tief, rein, ohne eine einzige Untiefe; noch in der Entfernung von Steuerruderslänge hat er dem Ufer entlang eine Tiefe von fünf Faden. Nachdem dieser Hafen seiner Länge nach durchlaufen und die Richtung von Süd-Südost eingehalten worden ist, tritt ein Arm des Hafens durch eine Wendung nach Nordost, eine gute halbe Stunde weit in das Land ein; seine Breite beträgt etwa 25 Schritte und ist so gleichmäßig, als hätte Menschenhand ihn nach dem Maßstab gegraben. Wenn man in diesen Hafensarm eingedrungen, kann man die Breite der Mündung nicht mehr sehen, so daß der Hafen geschlossen scheint. . . . Die ganze Küste bietet einen lachenden Anblick, obwohl man keine Bäume sieht. Die ganze Insel schien dem Admiral felsiger, als irgend eine von den bisher erblickten. Die Bäume waren kleiner

*) Hier ist eine Lücke im Original. Navarette.

als die andern, viele waren von der Art der spanischen immergrünen Eichen, Erdbeerbäume u. A. Es war auch so mit den Pflanzen und Gräsern. Dieses Land ist sehr hochgelegen, der Boden ist eben, die Luft trefflich; noch nirgends war es so kalt wie hier, obgleich man von kalt nur reden kann im Vergleich mit den andern Gegenden, durch die wir kamen. Diesem Hafen gegenüber ist ein prachtvolles Thal, das von einem Fluß durchzogen und bewässert ist. Aus der großen Zahl von Rähnen und Piroguen schließt der Admiral, daß das Land sehr bevölkert sein müsse. Die meisten der Fahrzeuge waren so groß als Justen von fünfzehn Bänken. Beim ersten Anblick der europäischen Fahrzeuge ergriffen die Indianer die Flucht, wie es die andern auch gethan hatten. Die Insulaner, welche sich an Bord befanden, wünschten so sehnlich heimzukehren, daß der Admiral sagt, er werde genöthigt sein ihnen zu willfahren, denn sie mißtrauen ihm, weil er nicht den Weg nach ihren Inseln mache. Er sagt, daß die Einwohner der Insel, auf der er sich eben befinde, ihnen die größte Furcht einflößen, und fügt hinzu, daß, um diese Leute ein wenig zu verstehen, er mehrere Tage auf der Insel hätte bleiben müssen, daß er aber das nicht thue, um noch weitere Gegenden zu entdecken, und auch, weil er zweifle, daß das Wetter noch lange so günstig bleibe. Er hoffte zu Gott, daß die Indianer an Bord die Sprache jener Insel verstehen werden und diese die ihrige; daß er dann zurückkehren und auch mit diesen Insulanern verkehren könne, und „daß ihm Gott beistehen werde, von ihnen vor seiner Rückkehr nach Spanien eine große Menge Goldes eintauschen zu können.“

Freitag, den 7. December.

Mit Tagesanbruch löstete der Admiral die Segel und verließ den Hafen St. Nicolaß. Er schiffte mit Südwestwind zwei Stunden nordöstlich, bis zu einem Cap; südöstlich ließ er ein Vorgebirge, südwestlich das Cap des Sternes liegen, von dem er 24 Meilen entfernt war. Von da besuhr er die Küste nach Osten bis zum Cap Cinquin, von dem er bei 48 Meilen entfernt war. Der ganzen Küste entlang ist das Land sehr hoch und das Meer sehr tief. Am Fuß des Ufers sind bei 30 Meter Tiefe und einen Pfeilschuß weiter findet man schon keinen Grund mehr. Der Admiral stellte heute bei südwestlichem günstigem Wind die Messungen die ganze Küste entlang selbst an. Er sagt, das Vorgebirge, von dem er gesprochen, sei von dem Hafen St. Nicolaß nur einen Pfeilschuß weit entfernt und wenn man einen Canal grabe und es vom Land losreißt, würde es ein Inselchen im Umfang von drei bis vier Meilen werden. Die ganze Gegend hier ist sehr hochgelegen und die Bäume sind nicht höher als unsere immergrünen Eichen und Erdbeerbäume. Das Land gleicht überhaupt Castilien. Zwei Stunden, ehe man an das

Cap Cinquin gelangte, fand er eine kleine Rhede, gleich der Oeffnung eines Berges, und sah ein sehr großes Thal, das ganz bedeckt mit einer Pflanze war, die unserer Gerste glich. Er schloß daraus, daß diese Insel sehr bevölkert sei; hinter dem Thal erhoben sich sehr breite, hohe Berge. Als er an das Cap Cinquin kam, hatte er das Schildkröten-cap nordöstlich und war etwa 32 Meilen davon entfernt. Dem Cap Cinquin lag die Schildkröteninsel nordöstlich; er war etwa 32 Meilen davon entfernt. Bei dem Cap Cinquin erhebt sich auf einen Pfeilschuß weit entfernt ein Fels, der ganz senkrecht aus dem Meere emporsteigt und von Weitem gesehen werden kann. Als der Admiral an dem Cap ankam, war er von dem Elephanten-cap etwa 70 Meilen entfernt. Das ganze Ufer war sehr hoch. Sechs Stunden später fand der Admiral einen großen Golf, von dem aus er große Thäler erblickte, schönangepflanzte Felder und hohe Berge, die denen von Castilien glichen. Acht Meilen von diesem Golf entfernt erblickte er einen sehr tiefen, engen Fluß, in den eine Barke aber doch ganz bequem einlaufen konnte. Sechzehn Meilen später fand er einen sehr tiefen Hafen. Obgleich es erst ein Uhr nach Mittag war, lief er dort ein, weil die Dunkelheit des Himmels heftigen Regen erwarten ließ, und es in den unbekanntem Himmelsstrichen gefährlich ist, sich auf offenem Meer einem Sturm auszusetzen. Er traf in dem Hafen die Mündung eines Flusses, welcher ein wunderbar fruchtbares, schönes Land durchströmte.

Der Admiral hatte Fischneze in die Schaluppe bringen lassen, aber ehe sie ausgeworfen wurden, schnellte eine Seebarbe in die Schaluppe. Er freute sich darüber, denn es war der erste Fisch, welcher den castilianischen glich; bald fing man weitere ähnliche zur Freude Aller. Der Admiral stieg an das Land und fand sorgfältig bebaute Felder, er hörte den harmonischen Gesang der Nachtigallen und anderer Vögelein, die den castilianischen ähnelten, ebenso fand er eine Myrthe und andere castilianische Pflanzen.

Den 9. December.

Heute hat es geregnet und das Wetter war wie in Castilien im Monat Oktober. Ortschaften hatte der Admiral noch keine gesehen und nur erst ein Haus gefunden, dieses war aber schöner und besser gebaut, als er auf der ganzen Reise eines gesehen. Die Insel ist sehr groß; der Admiral sagt, es würde ihn nicht wundern, wenn sie 200 Stunden im Umfang hätte. Er sah, daß sie allerorten angebaut sei. Er glaubt, daß die Ortschaften weit vom Meer entfernt, und so gebaut seien, daß die Einwohner die Ankommenden sähen. Darum war auch unsere Ankunft bekannt geworden und waren die Leute geflohen mit Allem, was sie mit sich nehmen konnten. Weil Alles hier den Admiral an Castilien mahnte, gab er der Insel den Namen Española.

Montag, den 10. December.

Ein scharfer Nordostwind trieb die Schiffe einen halben Nabel weit von den Ankeru fort, was den Admiral sehr verwunderte; er erklärte es sich daraus, daß die Anker sehr weit dem Ufer zugeworfen worden waren und der Wind vom Land her wehte. Als er sah, daß er mit diesem Wind nicht in der beabsichtigten Richtung gehen könne, schickte er sechs wohlbewaffnete Leute ab mit dem Befehl, zwei bis drei Stunden weit in das Innere zu gehen und zu sehen, was sich erforschen lasse. Sie hatten bei ihrer Rückkehr weder Menschen noch Häuser gesehen, nur einige Hütten und breite Landstraßen, an vielen Plätzen hatten große Feuer gebrannt. Sie erblickten die schönsten Felder der Welt und viele Mastixbäume, von denen sich aber nichts gewinnen ließ, da der Saft gegenwärtig nicht gerinnt.

Den 11. December.

Der Wind, welcher noch immer Ost-Nordost ist, erlaubte auch heute dem Admiral nicht abzureisen. Die Schildkröteninsel, welche diesem Hafen gegenüber liegt, scheint ziemlich groß zu sein. Ihre südliche Spitze erstreckt sich beinahe in gleicher Richtung wie die der Insel Española, es scheint, daß die Eine von der Andern zehn Stunden weit entfernt ist. Der Admiral sagt, er wolle den Raum zwischen beiden durchfahren, um den Anblick der Insel Española zu genießen, welcher der denkbar schönste sei, und weil, nach Aussage der Indianer, das der Weg zur Insel Babeque ist, die sehr groß und mit Bergen bedeckt, voll Flüsse und prächtige Thäler sein soll. Sie sagen, die Insel Bohio sei größer als Juanna. Das läßt mich glauben, daß sie vom Festland reden, welches hinter der Insel Española liege, sie nennen das Land Caritaba, was einen sehr großen Continent bedeutet. Sie mögen Grund haben, die Bewohner für arglistig zu halten, denn sie leben in fortwährender Angst vor ihnen. Der Admiral bleibt bei seiner Meinung, daß Cariba das Land des Grand Khan sei, dessen Staaten an diese Insel grenzen. Dieser Monarch muß Schiffe haben, auf denen seine Unterthanen ausziehen, um andere Insulaner gefangen zu nehmen. Jeden Tag, sagt der Admiral, verstehen wir die Indianer und sie uns besser, obgleich noch viele Verwechslungen vorkommen. Der Admiral schickte Leute an's Land. Sie fanden viel flüssigen Mastix, was der Admiral dem vielen Regen zuschrieb. Er sagt, daß man auf der Insel Chios den Mastix im Monat März sammle, aber bei der Milde des hiesigen Klimas sollte man ihn hier im Januar sammeln. Sie fingen viele Fische, die denen von Castilien gleichen. . . .

Den 12. December.

Der Admiral küstete wegen widriger Winde heute die Segel

nicht. Er ließ am östlichen Eingang des Hafens ein großes Kreuz aufrichten, das weithin gesehen werden konnte, zum Zeichen, sagt er, daß diese Länder Euern Hoheiten gehören, zu allermeist aber zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi und zur Ehre der Christenheit. Nachdem das geschehen, drangen drei Matrosen in den Wald, um die Bäume und Pflanzen zu erforschen. Sie sahen einen Trupp Leute kommen, welche so nackt waren als die andern Insulaner. Sie riefen sie und vertraten ihnen den Weg, aber die Leute ergriffen die Flucht. Schließlich nahmen sie eine Frau und brachten sie in einer Barke an Bord. „Ich hatte“, sagt der Admiral, „ihnen nämlich befohlen, einige Einwohner aufzugreifen, damit man ihnen Ehre erzeigen und ihre Furcht vor uns zerstreuen solle, und das Land zu unsern Gunsten gestimmt werde. Die Güte des Bodens und Schönheit des Landes macht es wünschenswerth, daß wir Besitz davon ergreifen. Die Frau war sehr jung und sehr schön. Sie sprach mit den Indianern an Bord, denn sie hatten eine gemeinsame Sprache.“ Der Admiral ließ sie denn bekleiden und gab ihr Glasperlen, Klingeln und Tombakringe, dann schickte er sie mit großen Ehren nach Hause. Er schickte einige Christen und drei Indianer mit, damit sie mit den Eingeborenen redeten. Die Schiffer, welche die junge Frau zurückführten, sagten, sie habe das Fahrzeug gar nicht verlassen, sondern bei den andern indianischen Frauen bleiben wollen, welche sie an Bord sah, und welche der Admiral im Hafen von der Insel Cuba oder Juanna mitgenommen hatte. Der Admiral fügt hinzu, daß die Indianer, welche der jungen Frau entgegen kamen, in einem Canoë waren, wie sie sich deren als Caravelle bedienen, darauf ließen sie von einem Ort zum andern fahren. Als sie die Augen auf den Hafen geworfen hatten, den sie den Fluß herab berührten, ließen sie ihr Schiff im Stich und kehrten zu Land nach ihrem Flecken zurück, dessen Lage die Indianerin den Matrosen bezeichnete. Sie trugen ein Stück Gold in den Nasenlöchern; das ist ein Zeichen, daß auf dieser Insel Gold ist.

Den 13. December.

Die Männer, welche die Indianerin begleitet hatten, kamen drei Stunden nach Mitternacht zurück. Sie gingen nicht ganz mit ihr, weil es ihnen entweder zu weit war, oder weil sie sich fürchteten. Sie berichteten, es werden bald viele Indianer an Bord kommen, weil sie durch die Nachrichten, die ihnen die Frau gebracht habe, beruhigt seien. Der Admiral wünschte zu wissen, ob in der Gegend etwas Nuzbringendes zu finden sei, und ob sich mit den Leuten in Verkehr treten lasse. Darum schickte er neun für ein solches Unternehmen taugliche Männer aus, die er von Kopf zu Fuß bewaffnete. Er ließ sie durch einen der Indianer, die er an Bord hatte, begleiten. Diese gingen in den Flecken, der südwestlich in einer Ent-

fernung von vierthalb Stunden in einem tiefen Thale lag, aber er war ganz verödet, denn sobald die Leute hörten, daß die Fremdlinge kommen, vergruben sie so viel als möglich von ihren Habseligkeiten und ergriffen die Flucht. Der Ort bestand aus tausend Häusern und hatte mehr als dreitausend Einwohner. Der Indianer, welchen die Christen mitgebracht hatten, sprang ihnen nach und sagte ihnen, sie brauchen keine Furcht zu haben, die Christen seien nicht aus Cariba, sie kämen im Gegentheil vom Himmel, und geben denen, die sie finden, sehr schöne Sachen. Was er sprach machte so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich beruhigten und bei zweitausend sich um die Christen sammelten. Alle legten ihnen als Zeichen der Freundschaft und Verehrung die Hände auf's Haupt; gleichwohl blieben sie ängstlich und zitternd, bis der Indianer und die Christen ihre Furcht zerstreut hatten. Die Christen sagten, sobald die Furcht bei den Eingeborenen erloschen gewesen, seien sie nach ihren Wohnungen geeilt, und haben gebracht, was sie an Lebensmitteln besaßen, besonders Brod von Niamos*), einer Wurzel, die etwa so groß ist, wie Rettige, die sie säen, pflanzen, und die beinaß ihre ganze Nahrung bildet. Sie machen Brod daraus, kochen und rösten sie; sie haben so ganz den Geschmack von Castanien, daß man beim Essen gar nicht anders denken kann, als man genieße die Frucht vom Castanienbaum. Auch Brod und Fische wurden ihnen vorgesetzt. Die Indianer an Bord hatten bemerkt, daß der Admiral einen Papagei zu besitzen wünsche, und der Indianer, der die Christen begleitete, scheint das den Insulanern mitgetheilt zu haben, denn sie beeilten sich, Papageien herbeizubringen, überhaupt alles Denkbare, ohne etwas dagegen zu verlangen. Die Indianer baten sie, nicht in der Nacht zurückzukehren, und versprachen, ihnen viel Anderes zu schenken, daß sie in den Bergen haben. Während alle Indianer um die Christen versammelt waren, sahen sie eine große Menge Leute herbeikommen, in deren Mitte der Mann der Frau war, welcher der Admiral einen so guten Empfang hatte zu Theil werden lassen und die er dann zurückgeschickt hatte. Sie trugen die Frau auf den Achseln und kamen, um den Christen für die empfangenen Ehren und Geschenke zu danken. Die Christen sagten dem Admiral, daß diese Insulaner schöner, angenehmer und umgänglicher seien, als alle andern Eingeborenen, die sie bisher gesehen, während doch schon die Andern ihnen so zuthunlich erschienen hatten. Die Christen sagen, im Vergleich mit den andern Eingeborenen seien Männer wie Frauen unterschieden schöner und weißer als die bisher gesehenen; sie sahen zwei

*) Niamos oder Gnammes sind eine Art Pflanze, aus deren Wurzeln, die den Geschmack von Castanien haben, Brod gebacken wurde. Der Admiral kommt am 16. und 21. December darauf zurück. Das Brod, welches sie aus der Wurzel der Yuca-Wurzel machten, nannten die Indianer Cavabete.

Mädchen, die beinahe so weiß waren wie Spanierinnen, und versichern, daß sich die schönsten, fruchtbarsten Ländereien Castiliens nicht messen können mit denen hier. Der Admiral vergaß nicht, wie viel Herrliches er hier schon gesehen, aber mit der Pracht der Insel Española lasse sich nichts vergleichen, und auch die Gegend von Cordova verhalte sich dagegen wie Nacht zu Tag. Aller Boden sei bepflanzt und das wunderbare Thal sei von einem Fluß durchströmt, mit dessen Wasserreichtum die ganze Insel getränkt werden könne. Alle Bäume seien grün und voll Früchte, die Gräser blumig und sehr hoch, die Wege trefflich und sehr breit, die Luft so köstlich als in Castilien im Monat April. Die Nachtigall und andere Vögel singen wie in Castilien in diesem schönen Monat; ihr Gesang sei so lieblich als das Klima; die Abgesandten des Admirals waren ganz entzückt. Manche Vögel singen auch während der Nacht mit nicht geringerer Lieblichkeit. Allerorten hörte man Grillen und Frösche; die Fische auch gleichen denen Spaniens. Die gleichen Abgesandten hatten Mastixbäume, Aloë und Baumwolle, aber kein Gold gefunden, was nicht verwunderlich ist, da sie erst so kurz im Lande waren. Der Admiral wollte vergleichen, aus wie viel Stunden hier der Tag, aus wie vielen die Nacht bestehe, und wie viel Zeit von einem Sonnenaufgang zum andern vergehe. Er fand, daß zwanzig Sanduhren von je einer halben Stunde abfließen, aber er sagt, es könne hier ein Irrthum obwalten, sei es, daß man den Sand nicht nachfülle, sobald er abgelassen sei, sei es, daß ein Theil des Sandes nicht durchrinne. Er sagt, er habe mit seinem Reduktionsquadranten gefunden, daß er 34 Grad von der Aequinoctiallinie entfernt sei.

Freitag, den 14. December.

..... Das Land der Schildkröteninsel ist sehr hoch, aber nicht bergig, es erinnert an die Ebene von Cordova.

Samstag, den 15. December.

..... Der Admiral durchstrich die Schildkröteninsel; er sah viele Thäler und Ortschaften und sagt, man könne sich nichts Schöneres denken, als dieses von dem herrlichen Fluß durchströmte Thal. Die Einwohner flohen alle, sobald sie die Fremdlinge erblickten. Der Admiral bemerkt, die armen Leute müßten sehr gequält werden, weil sie so furchtsam seien. Sie zündten in der That, sobald sie etwas Fremdartiges erblickten, die ganze Insel entlang Feuer an — eine Sitte, die auf dieser Insel und auf Española viel gebräuchlicher ist als bei den andern Inselanern. Er gab dem Thal den Namen valle de paraiso (Thal des Paradieses), den Fluß nannte er Guadalquivir, weil, wie er sagt, derselbe eben so groß ist, als der Guadalquivir bei Cordova, dessen Ufer mit ebenso prächtigen Steinen bedeckt sind und er ebenso schiffbar ist als jener.

Sonntag, den 16. December.

Gegen Mitternacht löstete der Admiral die Segel, um mit einem kleinen Landwind den Golf zu verlassen. Er stand am Seitensegel, als er die Ufer der Insel Española verließ, weil um drei Uhr sich ein Ostwind erhob. Als er in der Mitte des Golfes war, sah er ein Canoë, darin ein einziger Indianer saß, was ihn sehr verwunderte, denn er konnte nicht begreifen, wie derselbe sich bei so starkem Wind über Wasser halten könne. Er nahm ihn mit seinem Fahrzeug in sein Schiff auf, liebte ihn und gab ihm Glaskugeln, Schellen und messingene Ringe. Er führte ihn mit seinem Schiff an's Land, wo am Meeresufer eine Ortschaft lag, die neugebaut schien, denn alle Häuser waren neu. Der Indianer ging an's Land und pries die Güte und Sanftmuth der Fremdlinge. Die Insulaner hatten aber schon vorher davon gehört, weil die sechs Christen auf ihrem Streifzug hier durchgekommen waren. So eilten denn, so bald sie von der Ankunft des Admirals hörten, bei 500 Mann herbei, bald auch kam der König. Sie hielten sich Alle am Strand, ganz nahe bei den Schiffen, die hier vor Anker lagen. Bald kamen sie an Bord des Admiralschiffes, zuerst einer, dann noch einer, dann mehrere zumal, aber sie brachten gar nichts mit sich. Einige trugen in den Ohren und Nasenlöchern kleine Goldkörner, welche sie mit Vergnügen hergaben. Der Admiral befahl, daß man sie Alle mit Ehren empfangen, „weil,“ sagte er, „es die besten, sanftesten Leute der Welt seien, und weil ich große Hoffnung habe, daß Eure Hohheiten sie bald zu Christen machen, und Alle bald Eure Unterthanen sein werden; ich für mich betrachte sie bereits als solche.“ Der Admiral sah auch den König, der sich am Strande aufhielt, und bemerkte, daß Alle ihn mit Auszeichnung behandelten (lo hacian acatamiento). Er schickte ihm ein Geschenk, das mit vielen Ceremonien angenommen wurde. Es war, sagt Columbus, ein junger Mann von höchstens 21 Jahren; ein alter Erzieher und andere Rätke in seiner Umgebung beriethen sich und antworteten statt seiner, er selbst sprach kein Wort. Einer der Indianer aus dem Gefolge des Admirals unterhielt sich mit dem jungen Herrscher, sagte ihm, daß die Christen vom Himmel kommen, daß sie Gold suchen, und auf die Insel Banegue zu kommen wünschen. Man antwortete, das sei gut und auf der Insel Banegue sei viel Gold; dem Alguazil des Admirals, der dem König ein Geschenk überbracht hatte, zeigte er selbst den Weg, welchen man einhalten müsse, um nach dieser Insel zu kommen, und fügte hinzu, man brauche kaum zwei Tage, um dorthin zu kommen; wenn man von seinem Land irgend etwas bedürfe, werde er es gerne geben. Der König und alle Officiere seines Gefolges gingen wie alle andern Indianer völlig nackt, ebenso die Frauen, aber Niemand schien sich darob zu schämen. Sie waren ziemlich

weiß und hätten sie die Gewohnheit sich zu kleiden, um sich vor Sonne und Regen zu schützen, so wären sie so weiß wie Spanierinnen, denn das Klima ist hier ziemlich kühl. Das Land liegt hoch, hat aber nur Ebenen und Thäler, die höchsten Berge könnten von Ochsen gepflügt werden. In ganz Castilien ist kein Platz, der sich mit diesem an Schönheit und Fruchtbarkeit messen könnte. Diese und die Schildkröteninsel sind ganz so bebaut, wie die Gegend von Cordova. Die Einwohner pflanzen Ayes, das sind kleine Zweige, die sie pflanzen und an deren Fuß Wurzeln hervorsproießen, die denen der Carotten ziemlich gleichen; sie stampfen und reiben sie und machen Brod daraus. Das gleiche Zweigchen stecken sie dann an einen andern Ort, wo wieder vier oder fünf solcher Wurzeln hervorkommen. Sie sind ungemein saftig, der Geschmack ist ganz der von Castanien. Der Admiral sagt, hier wachsen bei weitem die Besten unter allen den Inseln und fügt hinzu, die gleiche Art finde sich in Guinea; hier seien sie oft schenkelgroß. Die Leute dieser Ortschaft sind groß und kräftig, nicht mager und zänkisch, wie er schon gefunden; in der Unterhaltung sind sie gesprächig und sanft, einer Sekte gehören sie nicht zu. Die Bäume dieser Gegend sind so kräftig und saftig, daß ihre Blätter vom Grünen in's Schwärzliche übergehen. Es ist das wunderbarste Ding, diese Thäler, diese Ströme, diese schönen, süßen Gewässer, diese Felder zu sehen, die Brodfrüchte und Gemüse in Menge hervorbringen können; nicht minder das Futter für Hausthiere aller Art, von denen sie jetzt auch nicht Eines haben; herrliche Gärten, Alles, Alles was der Mensch bedarf und verlangen kann, vermag dieser Boden hervorzu- bringen. Am Abend kam der König auf das Admiralschiff und ward mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen; der Admiral ließ ihm sagen und erklären, er sei im Dienst des Königs und der Königin von Spanien, der mächtigsten Fürsten der Welt. Aber weder die Indianer an Bord, die als Dollmetscher dienten, noch der König glaubten das, weil sie fest überzeugt waren, daß die Christen vom Himmel kommen, und daß die Reiche des Königs und der Königin Reiche des Himmels und nicht der Erde seien. Der Admiral ließ dem König castilianische Speisen vorsehen. Er nahm ein klein wenig davon, dann gab er alles Uebrige seinen Räten, seinem Erziehler und den Officieren, die ihn begleitet hatten. „Ich flehe Eure Hoheit an zu glauben, daß diese Länder und besonders diese Insel Española so gut und fruchtbar sind, daß Niemand es glauben kann, der es nicht mit Augen gesehen. Ich flehe Sie an, überzeugt zu sein, daß diese Länder Ihnen so gut gehören als Castilien, denn um über diese Länder zu herrschen, braucht es gar nichts, als daß Jemand sich hier niederlasse, und den Einwohnern zu befehlen, was sie thun und lassen sollen. Ich habe ja keine große Mannschaft bei mir, aber wenn sie mir folgt, kann ich die ganze Insel als Herr

durchziehen. Ost sind nur drei von meinen Matrosen an's Land gestiegen, und gleich floh die ganze Menge der Insulaner, denen man doch kein Uebels gethan. Sie haben keinerlei Waffen und sind nicht kriegerisch gesinnt. Alle gehen nackt und sind so furchtsam, daß Tausende nicht festen Fuß hielten vor drei Christen. Sie sind folglich ganz zum Gehorchen und Dienen angelegt. So lasse man sie denn Städte bauen, lehre sie sich zu bekleiden und gewöhne sie an unsere Sitten."

Montag, den 17. December.

..... Der Admiral blieb den ganzen Tag auf der Insel; er schickte Leute mit Netzen zum Fischfang aus und die Indianer waren entzückt sie begleiten zu dürfen. Sie brachten Rohrstäbe, in denen sehr spitze im Feuer gehärtete Pfeile steckten, welche den Cannibalen gehört haben sollen. Sie zeigten zwei Männer, die an verschiedenen Orten des Körpers Löcher im Fleisch hatten, und versicherten, die Cannibalen haben sie mit den Zähnen hineingebissen.

Dienstag, den 18. December.

..... Eure Hoheiten wären sicher überrascht durch die Pracht des Gefolges des Kaziken Guacamoni und die Achtung, die ihm überall erzeigt wird, obgleich auch er ganz unbekleidet ist. Ich war in dem Augenblick, wo der König das Schiff betrat, auf dem Hinterdeck und speiste. Er kam gerade auf mich zu, setzte sich zu mir und gestattete nicht, daß ich mich irgend stören lasse, ehe ich meine Mahlzeit vollendet habe. Im Gedanken, daß er wohl gerne von unsern Speisen versuchen werde, befahl ich, man solle ihm auch auftragen. Seinen Leuten hatte er beim Eintreten mit einem Zeichen seiner Hand geboten, Außen zu bleiben und sie hatten ihm mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit gehorcht. Mit Ausnahme von zwei älteren Männern, die sich zu seinen Füßen niederließen, hatten sie sich auf das Verdeck begeben. Der eine der Greise schien sein Rath, der Andere eine Art Lehrer zu sein. Der König berührte das Fleisch und die Speisen nur soweit es die Höflichkeit erforderte; das Andere ließ er seinen Leuten bringen, welche es mit Lust verzehrten. Ebenso that er mit den Getränken; er benetzte damit kaum die Lippen und schickte das Weitere seinen Leuten. Alles that er mit ausgezeichneter Würde. Er redete sehr wenig, aber was er sagte, schien mir richtiges Urtheil und Ueberlegung zu bekunden. Die beiden Herren zu seinen Füßen lauschten auf jedes Wort seines Mundes und sprachen im Tone tiefster Ehrerbietung zu ihm. Nach Tisch überbrachte ihm sein Kammerherr einen Gürtel, ganz in der Art, wie man ihn in Castilien trägt, nur ist die Art der Arbeit verschieden. Der König überreichte ihn mir mit zwei Stücken sehr dünnem bearbeitetem Gold. Es scheint, sie sammeln wenig von

diesem Metall, obwohl sie so nahe bei der Gegend sind, wo es dessen im Ueberfluß gibt.

Ich sah, daß ihm die Garnitur meines Bettes gefiel und schenkte sie ihm, ebenso einige Kügelchen Ambra, die ich am Hals getragen hatte, dazu farbige Schuhe und ein Fläschchen Orangewasser. Er war darüber außerordentlich erfreut und äußerte, wie auch die beiden Herren, sein großes Bedauern, daß wir uns nicht verstehen können. Ich ließ eine Kette holen mit den goldenen Medaillen, auf denen die Porträts Ihrer Hohheiten eingravirt sind. Er war sehr verwundert und sprach es aus, wie groß die Macht Ihrer Majestäten sein müsse, daß Sie mich furchtlos in diese Länder geschickt haben, von so ferne und vom Himmel herab. Als es spät geworden war und er gehen wollte, ließ ich ihn mit großen Ehren in sein Schiff bringen und einige Schüsse aus den Musketen abgeben. An das Land gekommen, ließ er sich in einer Sänfte tragen; sein Söhnlein trug ein hochgestellter Indianer auf der Achsel, hinter Vater und Kind ging das Gefolge, welches aus mindestens 200 Personen bestand. Der König hatte allen meinen Leuten große Ehren erzeigen lassen und sie gespeist und getränkt. Ein Matrose, welcher dem königlichen Zug begegnete, sagte, unsere Geschenke seien mit großer Feierlichkeit vor dem Könige hergetragen worden.

Ein kleineres, doch immer ansehnliches, Gefolge begleitete den Bruder des Königs, welcher etwas später das Admiralschiff besuchte. Der Prinz wurde nicht in einer Sänfte getragen, sondern stützte sich auf zwei hohe Herren; auch mit ihm tauschte Columbus Geschenke ein. Er sagte dem Admiral, bei ihnen sei der Name des Königs Nazike. Ein Greis aus seiner Begleitung versicherte, nicht weit von hier sei eine Insel ganz voll Gold; man nehme sich dort nicht die Mühe, sich darum zu bücken. Er beschrieb, daß dort Goldbarren gegossen werden und nannte eine Menge von Gegenständen, die er zu beschreiben suchte.

Vom Hafen der Insel sagt der Admiral: „Seit drei und zwanzig Jahren habe ich die Meere beinahe ohne Unterbrechung durchkreist. Ich war in der Levante, war im Norden und Süden, in England und Guinea, aber nirgendwo habe ich solche Häfen gesehen.“

Dienstag, den 25. December. Christfest.

Die Flotte lief, von wenig Wind getrieben, am gestrigen Tage vom Meere San Thomä bis Punta Santa. Die Flottille war gegen das Ende des ersten Viertels eine Stunde weit entfernt und es war 11 Uhr Abends, als der Admiral beschloß, sich nieder zu legen, denn seit zwei Tagen und einer Nacht hatte er sich keine Ruhe mehr gestattet. Da es ganz ruhig war, überließ sich der Schiffsmann, dem das Steuer vertraut war, gleichfalls dem Schlaf und übergab das Steuer einem Schiffsjungen (mozo grumete), was der

Admiral seit Beginn der Reise streng verboten hatte; nie — ob Windstille herrschte, oder Sturm tobte — durfte der Steuermann einem Jungen das Steuer übergeben. Wegen Sandbänke und Klippen war der Admiral ruhig, da erst am Sonntag, als die Schiffe dem König des Landes vorgeführt wurden, die Mannschaft mindestens $3\frac{1}{2}$ Stunden darauf verwandt hatte, das Meer im Osten von Punta Santa zu sondiren und zu beobachten. Nun aber gefiel es Gott dem Herrn, daß um Mitternacht, als sich der Admiral zur Ruhe gelegt, und das Meer völlig ruhig war, als Alles schlief und das Steuerruder sich darum in den Händen des jungen Knaben befand (de aquel muchacho), die Strömung das Schiff nach einer der Sandbänke trieb. Obgleich es Nacht war, sah man sie doch, und man hörte über eine Stunde weit die Brandung; das Schiff aber stieß so sachte an, daß man es kaum bemerkte. Der Schiffsjunge fühlte plötzlich das Steuer gehemmt und hörte das Geräusch der Bogen, weshalb er anfang zu schreien. Darob erhob sich der Admiral mit solcher Schnelligkeit, daß noch Niemand vor ihm eine Ahnung vom Scheitern des Schiffes hatte. Der Schiffsmeister (el maestro de la nao), dem die Wacht vertraut war, eilte auch herzu. Der Admiral gab Befehl, daß die Ladung des Hinterdecks in's Meer geworfen werde, daß ein Anker dort befestigt und vom Hintertheil des Schiffes ausgeworfen werde. Als der Admiral sah, daß der Schiffsmeister und mehrere Andere sich vom Schiff hinunterließen, glaubte er, daß sie thäten, was er ihnen befohlen, aber sie im Gegentheil dachten nur darauf, sich an Bord der Caravelle zu flüchten, die eine halbe Stunde entfernt lag; die Caravelle nahm aber die Deserteure nicht auf, woran sie wohl that. Darauf kamen sie auf das Schiff zurück, wo die Mannschaft der andern Caravelle schon angelangt war. Als der Admiral sah, daß seine Leute flohen, daß die Fluth immer mehr sinke und das Schiff sich schon zur Seite neige, blieb ihm kein anderes Mittel, als den großen Mast abzuhaueu, und das Fahrzeug so viel als möglich zu erleichtern, um zu sehen, ob es sich wieder in Lauf bringen und sich vorwärts schieben lasse. Aber da die Wasser immer mehr sanken, und das Fahrzeug sich immer tiefer dem Meere zuneigte, war jedes Mittel vergeblich. Das Meer war ganz ruhig, das Fahrzeug blieb ganz, nur die Nähte*) öffneten sich. Der Admiral begab sich an Bord der Caravelle Rinna und brachte dort seine Mannschaft unter. Da sich ein leichter Landwind erhob und die Nacht noch nicht sehr vorgeschritten war (der Admiral hatte kurz zuvor notirt, die Nacht daure 15 Stunden), da man ferner nicht wußte, wie weit sich die Sandbänke erstreckten, ließ er bis Tagesanbruch beidrehen und kam dann wieder von der Seite

*) Anmerk.: „Nähte“ heißt man die Vernietung, welche hindert, daß das Wasser eindringe.

der Sandbank an Bord seines Schiffes. Die Schaluppe hatte er noch vorher mit Diego de Arana von Cordova, dem Algazil des Geschwaders und Pietro Gutierrez, dem Officier des königlichen Hauses (repostero de la casa real), an das Land geschickt, um den Kaziken von seinem Unglück zu benachrichtigen. Dieser hatte ihn eingeladen gehabt, am Samstag mit seinen Schiffen in einem Hafen einzulaufen, welcher ungefähr anderthalb Stunden von der Unglücksstätte entfernt war. Der Kazike brach in Thränen aus, als er die Nachricht empfing und sandte alsbald seine Unterthanen in großen Rähnen ab, um das Fahrzeug zu entladen, was durch die Gewandtheit und den guten Willen der Indianer schnell vollzogen wurde. Der König kam selbst mit seinen Brüdern und Verwandten und ermunterte zu rastloser Thätigkeit und wachte, daß nichts entwendet werde. Von Zeit zu Zeit schickte er einen Verwandten, der unter heißen Thränen Columbus zu trösten suchte und ihn von Seite des Kaziken versicherte, daß dieser ihm Alles geben werde, was in seinem Besitz sei, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen. „Nirgendß in Castilien“, schreibt Columbus, „hätte ich treuere, eifrigere Hülfe finden können, als hier. Mit großer Umsicht ordnete der Kazike an, daß Alles so lange bei den Häusern niedergelegt werde, bis Verfügung getroffen sei, wie sich die Schiffsladung bergen lasse. Die ganze Nacht mußten bewaffnete Männer wachen, damit nichts entwendet werde. Ich versichere Eure Hohheiten (schreibt der Admiral weiter), daß es in der ganzen Welt keine besseren Leute und kein besseres Land gibt. Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst; sie haben eine wahrhaft liebenswürdige Art zu reden und stets ein freundliches Lächeln bereit. Männer und Frauen sind ganz unbekleidet und doch dürfen Eure Hohheiten mir glauben, daß der König eine süperbe Haltung hat, ebenso sein Gefolge, und daß Alles mit so viel Zurückhaltung geschah, daß es eine Freude war zuzusehen. Sie haben ein gutes Gedächtniß, wollen Alles sehen und prüfen, und fragen aufmerksam, zu was die Dinge dienen.“

Mittwoch, den 26. December.

Der König kam schon bei Tagesgrauen an Bord der Caravelle Nina, auf welche sich der Admiral begeben hatte, und bat ihn unter Thränen, sich nicht zu betrüben, er wolle ihm Alles geben, was er habe, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen. Er habe den Christen zwei große Häuser eingeräumt, und werde, wenn es nöthig sei, gerne noch mehr geben, und so viele Canoës, als Columbus immer bedürfe, um sein Schiff einzuladen und auszuladen. Er habe gestern schon seinen Leuten verboten, auch nur eine Brosame Brods, oder sonst das Geringste anzunehmen. Während der Admiral mit dem Kaziken sprach, kam von einer andern Seite ein Schiff, auf welchem einige Indianer waren mit Stücken Goldes, das

sie für eine kleine Klingel boten, weil ihnen diese als das Werthvollste erschien. Das Canoë war noch nicht ganz nahe gekommen, als sie schon ihre Stücke Goldes zeigten, immer mit dem Ruf: „chug! chug!“¹⁴, um die Klingeln zu bezeichnen, über die sie ganz närrisch sind. Dann kamen andere Boote von anderen Seiten, welche dem Admiral zuriefen, er möchte bis morgen ihnen Klingeln aufheben, dann werden sie vier Stücke Gold bringen, so groß als ihre Hand. Darüber war Columbus hoch erfreut, zumal ein Seemann vom Land herkam und berichtete, es sei erstaunlich, wie viel Gold die Christen für die geringsten Dinge eintauschen. Für ein Stückchen Stecknadel erhalten sie Stücke im Werth von 2 castillars (= 40 Mark), und sie fügten hinzu, in einem Monat werde es noch viel mehr sein, denn die Leute gehen fort, Gold zu suchen. Der gute Kazike freute sich, den Admiral so heiter zu sehen und als er sah, wie sehr er wünsche, viel Gold zu bekommen, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen, er wisse einen Ort, wo eine große Menge sei; er solle nur heiter und guter Dinge sein, er werde ihm so viel geben, als er wünsche. Der Kazike speiste mit dem Admiral an Bord der Rinna, dann fuhren sie beide an das Land, wo dem Admiral alle erdenkliche Ehre erzeigt ward. Man bot ihm eine Mahlzeit von zwei oder drei Arten Bohnen, Ziegenfleisch, Wildpret, Fische, wie auch ihre Art von Brod, das sie cazavi*) heißen. Nach dem Mahl führte der König seinen Gast in die Baumpflanzungen, welche rings die Häuser umgaben; mehr als tausend Personen folgten ihnen, sämmtlich unbekleidet, während der Kazike bereits ein Hemd und Handschuhe trug, die ihm der Admiral geschenkt hatte; die Handschuhe schienen ihm von Allem das Werthvollste zu sein. Der König aß mit ausgezeichnetem Anstand, so daß man schon daran seine hohe Geburt sah (se mostra bien de ser de linage). Nach dem ziemlich langdauernden Gastmahl brachte man gewisse Kräuter, mit denen er sich die Hände rieb, während man dem Admiral Wasser zum Händewaschen bot, wie der Kazike es auf dem Schiff gesehen hatte. Darauf führte er den Admiral an das Ufer, und dieser ließ eine türkische Armbrust holen, nebst einem Bündel Pfeile, worauf er einen der besten Bogenschützen kommen und die Pfeile abschießen ließ, was den indianischen Fürsten, der überhaupt keine Waffen besaß, in hohes Erstaunen setzte. Es geschah das in Folge einer Unterhaltung über die Caraïben, welche auch auf diese Insel kommen, um Gefangene zu machen, und sich der Armbrüste und Pfeile bedienen, welche Letztere indeß keine eisernen Spizen haben; denn außer Gold und Kupfer war in diesen Gegenden bisher kein Metall bekannt.

*) Es ist das wahrscheinlich Brod von der Maniokwurzel, welche getrocknet und zu Mehl zerstampft, einen so köstlichen Geschmack hat, daß viele Europäer es dem feinsten Weizenbrod vorziehen.

Der Admiral gab durch Zeichen dem Kaziken zu verstehen, daß die castilischen Könige befehlen werden, die Caräiben zu vernichten, und daß sie ihren Häuptling mit gebundenen Händen werden vor sich bringen lassen. Darauf ließ Columbus eine Muskete laden und abschießen, worüber die Eingeborenen vor Schreck zu Boden fielen. Sie brachten dem Admiral eine große Maske, welche in den Ohren, den Augen und an andern Theilen große Stücke Goldes trug. Der König hatte sie dem Admiral mit vielen andern Kostbarkeiten herbringen lassen, welche er selbst am Kopf und Hals seines Gastes befestigte.

Bei solchen Ausdrücken der Freundschaft kommt Columbus immer darauf zurück, welches Glück es sei, daß er hier gerade habe stranden müssen, „und es ist das um so wunderbarer, weil das Schiff, da weder Wind noch starker Wogenschlag war, so sanft auf fuhr, daß man es kaum bemerkte.“ Der Admiral hat Alles das gesagt. Er fügt noch hinzu, daß es der offenbare Wille der göttlichen Vorsehung gewesen sei, daß er gerade hier habe stranden müssen, damit hier Christen bleiben, weil, wenn der Schiffsmeister und sein Anhang nicht Verrath geübt und verweigert hätten, die Anker herabzulassen, wie Columbus befohlen hatte, das Fahrzeug gerettet worden wäre. In diesem Fall aber hätte man das Land nicht kennen gelernt, wie man es jetzt kenne, und durch die Leute, die hier bleiben, immer mehr werde kennen lernen. Er für sich habe den Beruf, immer neue Länder zu entdecken, und sich darum nie länger als einen Tag irgendwo aufzuhalten, wenn ihn nicht widrige Winde dazu zwingen. Sein Schiff, sagt er, sei sehr schwer, und für Entdeckungsreisen gar nicht geeignet, was er den Schiffsbaumeistern in Palos zuschreibt, welche dem König und der Königin versprochen hatten, Schiffe herzustellen, wie sie für eine solche Expedition nöthig seien. Er schließt damit, daß er sagt, er habe so sorgfältig über Alles gewacht, daß durch seine Schuld kein Stückchen Seil, kein Brett, kein Nagel verloren gegangen sei. Er tadelt, daß keine Oeffnungen angebracht worden, um die Wassertonnen und Waaren aus- und einzuladen, die, wenn auch wohl versorgt, doch alle auf dem Boden liegen. Er fügt hinzu, er hoffe bei seiner Rückkehr von Castilien eine Tonne Goldes vorzufinden, welches die Zurückbleibenden durch Tausch und Entdeckung von Minen leicht zusammenbringen würden. Eben so viel Gewürze hofft er vorzufinden, so daß der König und die Königin vor Abfluß von drei Jahren an die Eroberung der heiligen Stadt (casa = Hauses) denken können. Der Admiral sagt, „in dieser Weise habe er gegen Ihre Hohheiten ausgesprochen, was er als Lohn für seine Unternehmungen wünsche, daß nämlich die heilige Stadt erobert werde. Ihre Hohheiten lachten und sagten, das würde Ihnen auch gefällig sein und selbst ohne

das hätten Sie große Lust dazu.“ Das sind die eigenen Worte des Admirals.

Donnerstag, den 27. December.

Mit Sonnenaufgang kam der König des Landes an Bord der Caravelle und versicherte den Admiral, er habe fortgeschickt, um Gold zu holen; er wolle ihn vor seiner Abreise ganz damit überdecken; er bat, daß Columbus vorher nicht abreise. Der König sowie sein Bruder und ein anderer Verwandter speiseten mit dem Admiral; die beiden Letzteren sprachen gegen Columbus den Wunsch aus, mit ihm nach Castilien gehen zu dürfen. Es kam die Nachricht, die Caravelle Pinta sei am Ende der Insel gesehen worden, als sie eben in einen Fluß einlaufen wollte; der Kазike sandte alsbald ein Canoë ab, welchem der Admiral einen seiner Matrosen mitgab. Es war wunderbar, wie sehr der König den Admiral liebte. Letzterer entfaltete die größte Thätigkeit, um seine Abreise nach Castilien zu bewerkstelligen.

Freitag, den 28. December.

Um Ordnung und Thätigkeit in die Erbauung der Feste zu bringen, und um die Disciplin unter den Zurückbleibenden zu ordnen, ging der Admiral an das Land. Es schien ihm, der König habe ihn kommen sehen, sei dann aber schnell in ein Haus getreten, von wo er einen seiner Brüder schickte, um den Admiral in eines der Häuser zu führen, welche er den Spaniern abgetreten hatte; es war das schönste und höchste der ganzen Stadt. Man hatte ihm dort auf einer Estrade Palmmatten ausgebreitet, auf welche er sich niedersezte, nachdem der Bruder des Königs einen Herrn abgeschickt, um dem Könige zu melden, der Admiral sei gekommen. Dieser brachte ein großes Goldblech, das er Columbus überreichte, der bis zum Abend auf der Insel blieb und alles Nöthige besprach.

Samstag, den 29. December.

Ein durch Verstand und Muth ausgezeichneteter, sehr junger Neffe des Königs kam, wie der Admiral sagt, mit Tagesanbruch auf das Schiff, und da Columbus jede Gelegenheit ergriff zu erfahren, wo man Gold finde, frug er auch den Jüngling durch Zeichen. Dieser erwiderte, daß in einer Entfernung von vier Tagereisen in der Richtung nach Westen, eine Insel Namens Guarionex liege, und noch etwas weiter andere, wie Macorix, Majonic, Fuma, Cibao und Coroay, welche viel Gold enthalten. Der Admiral schrieb diese Namen auf. Er erfuhr später, daß ein Bruder des Königs demselben Mittheilung davon gemacht, und daß der junge Mann darüber einen Verweis erhalten habe, Columbus hatte schon mehrfach bemerkt, daß Guacanagari nicht wollte, daß die Fremdlinge

erfahren, wo Gold zu finden sei, damit sie es bei ihm allein eintauschen. Es war schon Nacht, als der König Leute schickte, die als Geschenk eine große goldene Maske brachten und dagegen eine Wäschschüssel und eine Flasche erbateten. Der Admiral dachte, er werde später Bestellungen darauf machen, und schickte ihm das Gewünschte.

Sonntag, den 30. December.

Der Admiral ging zur Mahlzeit an das Land. Er kam in dem Augenblick, wo fünf Könige, welche Guacanagari tributpflichtig waren, bei diesem eintrafen. Alle trugen ihre Kronen und hatten eine gute Haltung. . . . Der Admiral ließ sich, wie den Tag zuvor, auf den Sitzen der Estrade nieder. Darauf nahm der König seine Krone vom Haupt und setzte sie Columbus auf. Dieser nahm dafür von seinem Hals ein Collier von indischen Steinen (buenos alaqueques) und von bunten schönen Kugeln, welche in allen Farben glitzerten, und legte sie dem Kaziken um; darauf entledigte er sich eines Scharlachmantels von feinem Tuch, den er an diesem Tage trug und bekleidete jenen damit. Dann ließ er gestickte Schuhe holen und ließ sie dem Könige anziehen; desgleichen steckte er ihm einen silbernen Ring an den Finger, weil er wußte, daß der Fürst viele Umtriebe gemacht hatte, um diesen Ring zu erhalten, der einem der Seeleute gehörte. Der König ward dadurch hoch erfreut; zwei der andern Könige brachten zwei Goldplatten.

Montag, den 31. December.

Dieser Tag wurde dazu verwandt, um Wasser und Holz für die Reise nach Spanien einzuladen, um so schnell als möglich dem König und der Königin Nachricht zu geben von dem, was entdeckt worden war und noch entdeckt werden wird. Denn, sagt der Admiral, die Sache ist von höchster Wichtigkeit, aber er möchte die ganze Ostküste entlang fahren, damit er das ganze Land kenne und die Entfernung von Castilien genau berechnen könne, um Vieh und andere Dinge einführen zu können. Da ihm aber nur ein einziges Fahrzeug geblieben, schien es ihm nicht vernünftig, sich den Gefahren der Entdeckungsreisen auszusetzen. Er beklagt sich bitter über die Sorgen und Uebelstände, die ihm durch das Weggehen der *Pinta* entstehen.

Mittwoch, den 2. Januar.

Der Admiral begab sich diesen Morgen an's Land, um sich vom König Guacanagari zu verabschieden und dann im Namen des Herrn abzureisen. Er schenkte dem Fürsten eines seiner Hemden und zeigte ihm die Gewalt der Armbrust und die Wirkung, die sie hervorbringe. Er ließ zu diesem Zweck eine solche laden und auf die Flanken des gestrandeten Schiffes richten. Eine Unterhaltung

über die Caraïben, mit denen der König im Krieg war, hatte dazu Veranlassung gegeben; er sah denn, wie weit die Armbrust trage, und wie der Stein die Flanken des Schiffes durchdrang und von da in's Meer fiel. Der Admiral ließ auch von bewaffneten Seeleuten ein Gefecht ausführen und sagte dem Kaziken, er brauche sich vor den Caraïben fortan nicht weiter zu fürchten, auch wenn sie kämen. Alles das that er, sagt der Admiral selbst, damit der König mit den Spaniern Friede halte, und so mörderische Waffen fürchten lerne. Darauf gingen die Weiden zum Mittagstisch. Der Admiral befahl den Zurückbleibenden, besonders Diego von Arana, Petro Gutierrez und Rodrigo Escovedo, welche er mit den obrigkeitlichen Rechten der Colonie betraut hatte, daß sie doch um Gottes und Ihrer königlichen Hohheiten willen, Allem auf das Treueste und Beste nachkommen möchten. Der Kazike äußerte tiefen Schmerz über die Abreise von Columbus, besonders als derselbe sich einschiffte. Einer der Hofherren vertraute dem Admiral, der Fürst habe ihm eine Statue, so groß als der Admiral selbst, von lauterem Gold bestellt, die in zehn Tagen fertig sein werde. Er übertrug den Zurückbleibenden Diego von Arana, Petro Gutierrez und Rodrigo von Escovedo alle Vollmachten, womit der König und die Königin ihn selbst ausgestattet hatten, ferner übergab er ihnen alle Waaren, welche der König und die Königin als Tauschartikel gekauft hatten, und von denen noch eine große Menge vorhanden war. Ebenso übergab er ihnen Alles, was von dem gestrandeten Fahrzeug gerettet worden war: Brobbisquit für ein ganzes Jahr, Wein, Artillerie und eine Schaluppe, damit, da die Meisten Seefahrer waren, es ihnen möglich sei, auf die Entdeckung von Goldminen auszugehen. Der Admiral hoffte, bei seiner Rückkehr von Castilien so viel Gold zu finden, daß man an die Erbauung einer Stadt gehen könne; er ließ auch Fruchtkörner zur Ausfaat zurück. An Mannschaft blieben die Handwerker, die mit ihm gekommen, der Schreiber und der Amtmann des Admirals, ein guter Bogenschütze, welcher zugleich Ingenieur war, ein Schiffsbauer, ein Kalfaterer, ein Bötticher, ein Arzt, ein Schneider, — lauter erprobte Seemänner.

Donnerstag, den 3. Januar.

Der Admiral konnte heute nicht abreisen, weil drei der Indianer, die er von der ersten Insel mitgenommen, am Land geblieben waren, und heute war die See zu unruhig, als daß man in der Schaluppe die drei Männer und ihre Frauen hätte abholen können. So beschloß denn der Admiral, mit Gottes Hülfe erst am folgenden Tage abzureisen. Er sagt, wenn er die Caravelle Pinta bei sich gehabt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, eine Tonne Goldes mit nach Spanien zu bringen, weil er dann hätte wagen können, die Inseln zu umfahren, was er jetzt nicht riskire, weil, wenn ihm ein

Unglück widerfahren würde, die spanischen Majestäten keine Kunde von seinen Entdeckungen bekämen. Wüßte er gewiß, daß dieser Martin Alonso Pinzon nach Spanien käme, so würde er es vielleicht versuchen, aber es wäre zu fürchten, daß er den König und die Königin betrüge und ihnen Lügen vorbrächte, um der Strafe zu entgehen, welche er durch sein böses Thun verdient hätte, da er sich ohne Erlaubniß von ihm getrennt, und dadurch alles Gute gehindert habe, was schon jetzt von der Expedition zu hoffen gewesen wäre. Der Admiral will darum jetzt alsbald nach Castilien; er hofft, daß er mit Gottes Hülfe glücklich dort anlange und noch Alles gut werde.

Freitag, den 4. Januar.

Mit Sonnenaufgang hob man die Anker. Man segelte nach Osten auf einen hohen Berg zu, der eine Insel zu sein scheint, es aber nicht ist; er erstreckt sich in das flache Land und hat die Form eines sehr schönen Pavillons. Der Admiral gab dem Ort den Namen Monte Christo; er liegt in einer Entfernung von 18 Stunden gerade im Osten des Caps Santo. Das Casas bemerkt hier: Man gibt keine weiteren Einzelheiten, weil man den Weg schon kennt. Der Admiral schließt, indem er sagt, Cipango liege sicher in dieser Insel, und es finde sich hier viel Gold, Gewürze, Mastix und Rhabarber.

Samstag, den 5. Januar.

. Der Admiral betrat das Inselchen Monte Christo; er fand Feuer und andere Zeichen, daß Fischer hier wohnen; er fand auch sehr schöne bunte Steine, von denen er sagt, sie würden zum Bau von Kirchen und königlichen Palästen treffliches Material geben.

Sonntag, den 6. Januar.

Der Admiral war in einem sehr guten Hafen, welcher um so werthvoller war, als rings um die Insel her eine Menge Untiefen und Sandbänke liegen. Nachmittags blies der Wind gewaltig von Osten. Der Admiral schickte einen Mann in den Mastkorb, um wegen der Klippen Ausschau zu halten, und dieser erblickte die Caravelle Pinta mit vollen Segeln auf das Admiralschiff zukommen. Da man an diesem Ort wegen der Sandbänke nicht landen konnte, ging der Admiral um zehn Meilen rückwärts, nach Monte Christo. Die Pinta folgte ihm. Martin Alonso Pinzon stieg an Bord der Nina, auf welcher sich der Admiral befand und entschuldigte sich, indem er sagte, er habe sich unfreiwillig von ihm getrennt, wofür er Gründe anführte; aber der Admiral sagte, sie seien alle falsch, er habe sich aus Eigensinn und Bosheit entfernt; er wisse nicht, was ihn dazu veranlaßt habe, auf der ganzen Reise sich so stolz und

grob gegen ihn, den Vorgesetzten, zu benehmen. Doch mäßigte sich der Admiral, „um den Versuchungen des Satans zu widerstehen“, der von Anfang die Reise zu hindern versucht habe. Der Admiral erfuhr, daß einer der Indianer, welchen er mit Andern Pinzon empfahlen und auf seine Caravelle gegeben hatte, diesem mittheilte, daß auf einer Insel Namens Baneque viel Gold sei; Pinzon, der ein leichteres Schiff hatte, wollte darum allein dorthin segeln, und verließ deshalb seinen Herrn. Martin Alonso fand kein Gold auf der Insel Baneque; so ging er auf den Rath anderer Indianer an die Küste der Insel Española zurück (die Indianer nannten sie Bohio), und hoffte dort viel Gold zu finden. Das war es, was ihn zwanzig Tage früher in eine Entfernung von fünfzehn Stunden von der Stadt Nativité gebracht hatte. Der Admiral sagt, offenbar habe die Pinta durch Tausch viel Gold erhalten; für ein fingerlanges Stückchen Band haben sie oft handgroße Stücke Gold erhalten; davon behielt Martin Alonso die Hälfte, während die Mannschaft die andere Hälfte unter sich vertheilte. Der Admiral sagt, er wisse, daß südlich hinter der Insel Juana eine andere große Insel sei*), in welcher man in solchem Ueberfluß Gold findet, daß bohnenlange Stücke auf dem Boden verstreut sind, während auf Española sie nur so groß als Weizenkörner seien.**). Der Admiral fügt hinzu, daß diese Insel Yamaye***) heiße und daß ganz nahe dabei eine Insel sei, die nur von Weibern bewohnt werde, was viele Leute wissen. Die Insel Española wie die von Yamaye sind vom Festland nur zehn Tagereisen (mittelft Canoë) entfernt, was also 60—70 Stunden Entfernung beträgt; die dortige Bevölkerung soll bekleidet sein.

Dienstag, den 8. Januar.

Man konnte heute wegen heftiger Ost- und Süd-Ostwinde nicht reisen; so befahl der Admiral, daß man das Schiff mit Wasser, Holz und Allem versehe, was für die Reise nöthig sei. Er wünschte Española so lange zu streifen, als es ihm von seinem Weg nicht abbringe, aber verschiedene Umstände nöthigten ihn, die Ausführung seines Vorsatzes aufzugeben. Die Brüder Martin Alonso Pinzon und Vincento Añez, welche er auf den beiden Caravelen als Capitäne angestellt hatte, nebst mehreren Andern, die sich aus Stolz und Bosheit auf ihre Seite gestellt hatten, glaubten, ihnen allein müßte Alles gehören, und darob vergaßen sie die Ehren, die ihnen Columbus erzeugt hatte. Darum hatten sie seinen Befehlen nicht nur den Gehorsam verweigert und sie nicht mehr ausgeführt, sondern sie hatten

*) Es war das keine Insel sondern Festland. Las Casas.

***) Das kann nur Jamaica sein. Navarrete.

***) Man fand auf der Insel Española Stücke Gold so groß wie ein Brod von Alcalá; ich sah selbst Stücke von einem, zwei, ja acht Pfund.
Las Casas.

die unpassendsten Worte ausgestoßen, bis also endlich am 21. November Martin Alonso sich ohne irgend einen andern Grund, als den des Ungehorsams, vom 21. November bis 6. Januar von dem Admiral entfernt hatte. Derselbe hatte Alles das in der Stille ertragen, damit die Reise glücklich vollendet werde. Er wünschte so schlimmer Gesellschaft los zu werden, in welcher man sich trotz aller Insubordination noch verstellen müsse, statt die Schuldigen strafen zu dürfen, wenn auch viele rechtschaffene Leute ihm zur Seite stehen; das entschied für möglichst schnelle Heimreise. Er stieg in die Schaluppe und begab sich nach einem ganz nahen Fluß im Südwesten von Monte Christo. In der sehr breiten, tiefen Mündung des Flusses ist der Sand voll Gold; die Körner sind klein, aber deren Menge ist so groß, daß es ein wahres Wunder ist. Er nannte daher den Fluß den Goldfluß (rio del oro). Der Admiral sagt, er wolle sich mit dem Sammeln des Goldes nicht aufhalten, weil ja Ihre Hoheiten so in der Nähe Ihrer Stadt Navitité dessen in Menge haben, und er mit vollen Segeln Ihnen zu eile, um Ihnen Bericht von der Reise zu bringen, und aus der übeln Gesellschaft der Banditen loszukommen, in deren Mitte er sich befinde.

Mittwoch, den 9. Januar.

Der Anblick der Insel Monte Christo und ihrer Umgebung ist entzückend schön; das Land ist eben, voll herrlicher, bebauter Felder, die sich von Osten nach Westen ausdehnen und von vielen Flüssen getränkt werden. Es gibt eine Menge Schildkröten. Der Admiral sagt, daß, als er gestern zum Goldfluß ging, er drei Sirenen gesehen habe, die sich plötzlich aus dem Wasser erhoben; aber, sagt er, sie waren nicht so schön als man sie schildert.*)

Sonntag, den 13. Januar.

Der Admiral reiste an diesem Tag nicht weiter, weil der Wind seine Abreise nicht begünstigte. Er wäre gern in einen bessern Hafen gekommen, weil dieser sehr den Winden ausgesetzt war, und er gern die Wirkung beobachtet hätte, welche die Vereinigung des Mondes mit der Sonne, welche am 17. d. M. stattfinden sollte, beobachtet hätte, ebenso die Gegenüberstellung dieses Planeten zu Jupiter, seine Vereinigung mit Merkur, und die Gegenüberstellung der Sonne zu

*) Es waren vielleicht Seekälber, welche Oviedo im 85. Kapitel seiner Naturgeschichte schildert. Diese gleichen dem menschlichen Geschlecht nur, weil sie weibliche Brüste haben. Um ein menschliches Angesicht bei ihnen herauszufinden, muß sie Columbus von sehr ferne gesehen haben; doch ging es andern Seefahrern an der afrikanischen wie an der amerikanischen Küste ebenso.

Kabarette.

Jupiter, was große Stürme hervorbringen muß. *) Er schickte eine Schaluppe an's Land um Ayes zum Essen holen zu lassen. Die Spanier begegneten drei Männern, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Sie kauften ihnen zwei Bogen und eine Menge Pfeile ab und baten einen derselben, mit ihnen auf die Caravelle zu kommen, um mit dem Admiral zu sprechen. Er ging mit ihnen, und der Admiral sagt, ein entstellteres Gesicht, als dieses, habe er nirgends bisher gesehen. Sein Gesicht war ganz mit Kohlen geschwärzt, nach dem in diesen Gegenden herrschenden Gebrauch, sich mit verschiedenen Farben zu bemalen; er hatte sehr lange, zusammengebundene Haare, die hinten in einer Art Büschel von Papageienfedern zusammengeknüpft waren; nackt war er wie die Andern. Der Admiral schloß, daß das einer der Caraïben **) sein werde, welche Menschen fressen, und daß der Golf, den er gestern gesehen, und welcher das Land durch einen langen Vorsprung trennt, eine Insel bilden müsse. ***) Er erkundigte sich bei dem Indianer, ob es Caraïben gebe, indem er nach Osten deutete. Dieser verstand offenbar die Frage falsch und versicherte, daß es auf dieser Insel viel Gold gäbe; auf das sehr große Hinterdeck des Schiffes zeigend, sagte er, es gäbe Stücke von diesem Umfang. Er nannte das Gold tuob; auf der Insel Española hieß man das Kupfer so und bezeichnete Gold mit einem geringeren Namen. Dieser Indianer sagte, die Insel Martinino sei ganz von Frauen bevölkert, ohne einen einzigen Mann, und man finde dort viel Kupfer und Gold; sie liege im Osten von Carib. Columbus ließ dem Indianer Essen vorsetzen, schenkte ihm Stücke von rothem und grünem Tuch, Glasperlen, welche Alle sehr lieben, wouaf er ihn wieder an's Land schickte und ihm sagte, wenn er Gold habe, solle er es bringen, dann bekomme er noch viel mehr von diesen Dingen. Als die Schaluppe an das Land kam, waren hinter den Bäumen wenigstens 55 nackte Männer, mit sehr langen Haaren, die mit dicken Büscheln Papagei- und anderen Federn geschmückt waren. Der Indianer stieg an's Land, und auf das, was er sagte, legten Alle ihre Bogen, Pfeile und Stöcke nieder. Sie näherten sich der Schaluppe und eine freundliche Annäherung wurde versucht. Die Spanier näherten sich und kauften nach der Anordnung des Admirals Bogen, Pfeile und andere Waffen; doch erhielten sie nur zwei, und plötzlich fielen die Einen der Wilden auf

*) Es läßt sich darnach annehmen, daß der Admiral einige Kenntniß der Astronomie besaß, obgleich mir die Stellung der Planeten nicht richtig angegeben scheint, was aber auch ein Fehler des Abschreibers sein kann.

Las Casas.
**) Wahrscheinlich waren es Ciguajos, welche die Gewohnheit hatten, die Haare sehr lang zu tragen. Bartolomé de las Casas.

***) Es waren keine Caraïben, es gab deren nie auf der Insel Española.
Las Casas.

die Spanier und die Andern entrißen ihnen die gekauften Sachen, zogen Stricke aus dem Gebüsch und wollten sie an Bäume binden. Doch ehe das gelang versetzte einer der Spanier dem Indianer einen mächtigen Säbelhieb in beide Füße und verwundeten einen Andern schwer in die Brust. Die Indianer sahen, daß hier nichts zu gewinnen, wohl aber viel zu verlieren sei, obwohl sie zu fünfzig, die Weißen nur sieben waren. Gerne hätte Columbus hier gelandet, denn er war überzeugt, leicht mit den Caräiben fertig zu werden, aber seine beiden Schiffe ließen so viel Wasser ein, daß der Admiral nur in der Hoffnung auf den Schutz Gottes, der ihm bisher so wunderbar durchgeholfen, sich auf ihnen nach Spanien einschiffen konnte. Er machte dafür die Schiffsbauer in Palos verantwortlich, von welchen er glaubte, daß sie geflissentlich schlechtes Holz genommen hätten, indem er damals die Insekten noch nicht kannte, welche in jenen Gegenden mit spitzem Rüssel das Holz anstechen und ihre Eier darein legen, was solche Zerstörungen hervorbringt, daß schon viele Schiffe plötzlich aus den Fugen gingen und versanken.

So ununterbrochen glücklich die Seereise nach Westen gewesen war, so stürmisch und voller Hindernisse war die Heimreise, denn mer mit den täglichen Arbeiten fertig war, mußte alsbald an das Wasseraus schöpfen gehen, das kaum mehr zu bewältigen war. Der Hauptmast der Pinta war schwer beschädigt, so daß sie der Niña kaum zu folgen vermochte. Es wurde von Tag zu Tag kälter und viel Zeit ging verloren mit Warten auf das Schiff des Pinzon. Oft sagte Columbus seufzend: „Wenn dieser Capitän soviel Sorgfalt darauf verwendet hätte, sein Schiff in Stand zu halten und für einen guten Mastbaum zu sorgen, deren er so viele und schöne hätte haben können, als er Sorge trug, sich von dem Admiral zu trennen, um sein Schiff mit Gold zu füllen, so wäre Alles gut.“

Dienstag, den 13. Februar.

Es erhob sich ein heftiger Sturm, welcher den Schiffen die höchste Gefahr brachte. Die Nacht darauf verging in tausend Nöthen, im Nord-Nordost zuckten drei Mal fürchterliche Blitze durch die Dunkelheit, was einen noch viel heftigeren Sturm ankündigte, welcher von dieser oder der entgegengesetzten Seite kommen werde. Den größten Theil der Nacht wachte Columbus über den Masten und dem Takelwerk. Gegen Morgen legte sich der Wind ein wenig, aber bald ward der Sturm fürchterlicher als je. Die Wellen kreuzten sich und warfen sich die Schifflein förmlich zu; am 14. Februar kam der Sturm von zwei Seiten, so daß sie weder vorwärts noch rückwärts zu steuern vermochten; da die Wogen sich beständig am Fahrzeug brachen, ließ der Admiral das große Segel senken, damit es keine andere Wirkung hervorbringen könne, als das Fahrzeug durch die Fluthen zu reißen. In dieser Lage verharrete die Mannschaft

drei Stunden. Sie wurden bei zwanzig Meilen „fortgeschleudert“. Das Meer stieg höher und höher, der Wind wurde immer fürchterlicher. Die Mannschaft konnte sich nur auf dem Hinterdeck halten; die Pinta ward ganz aus den Augen verloren, obwohl Columbus stets wieder Zeichen gab, um ihr den Weg zu zeigen. Nach Sonnenaufgang nahm die Wuth des Sturmes noch mehr zu, das Meer wurde in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt. Der Admiral hielt das große Segel immer gesenkt, damit das Schiff durch die Wogen komme, die sich über ihm kreuzten und jeden Augenblick es in den Abgrund zu ziehen drohten. Der Admiral steuerte zuerst in der Richtung nach Ost-Nordost, dann nach Nordost (a la quarta hasta el nordeste). Ungefähr sechs Stunden steuerte er in dieser Richtung und legte etwa $7\frac{1}{2}$ Meile zurück. Er befahl, man solle das Loos ziehen für eine Wallfahrt zur heiligen Maria von Guadelup, welcher man eine Wachskerze von fünf Pfund gelobte. Jeder mußten versprechen die Wallfahrt auszuführen, wenn das Loos auf ihn falle. Er befahl zu diesem Zweck so viele Erbsen in ein Säckchen zu thun, als Leute auf dem Schiff seien; eine der Erbsen ward mit einem Kreuz bezeichnet und der Sack tüchtig durcheinander geschüttelt. Der Erste, der die Hand hineinlegte, war der Admiral und — er zog die mit dem Kreuz bezeichnete Erbse heraus. Auf ihn war also das Loos gefallen, und er betrachtete sich von diesem Augenblick an als Pilger, welcher verpflichtet sei, ein gethanes Gelübde zu erfüllen. Man zog ein zweites Loos, um auch einen Pilger nach „Unserer lieben Frauen von Loretto (welche in der den päpstlichen Staaten zugehörigen Mark Ancona verehrt wird) zu schicken; „das ist ein Ort, wo die heilige Jungfrau schon viele Wunder gethan hat.“ Dieses Mal fiel das Loos auf einen Matrosen Namens Petro de Villa, welchem der Admiral die daraus entstehenden Reisekosten zusicherte. Ein dritter Pilger sollte abgeschickt werden und eine Nacht in St. Clair de Morguer weilen, um eine Messe sagen zu lassen. Wieder wurden die Erbsen geschüttelt und wieder fiel das Loos auf den Admiral. Ferner that er und alle seine Schiffsleute das Gelübde, sobald sie in irgend einen Ort kamen, wo ein Gotteshaus sei, in Prozession in bloßem Hemd, unter Anrufung der heiligen Maria nach dieser Kirche zu wallfahren. Außer den allgemeinen oder gemeinschaftlichen Gelübden that Jeder noch besondere, denn Alle begaben sich des Lebens. Der Sturm wurde immer fürchterlicher, und die Gefahr war dadurch vermehrt, daß die Schiffe zu wenig Ballast hatten, denn der Verbrauch der Lebensmittel, des Weines und des Wassers hatte die Last bedeutend vermindert. Die Hoffnung, die Heimreise werde so glücklich sein als die Hinreise, hatte den Admiral verleitet, nicht genügende Vorsorge zu treffen. Sobald es irgend möglich war, ließ Columbus alle leeren Fässer mit Seewasser füllen und machte dadurch dieser Gefahr ein Ende.

Er allein gab die Hoffnung auf Errettung nicht auf. Zu sehr war er durchdrungen von der Ueberzeugung, daß den Indianern durch die Segnungen des Christenthums das höchste Glück zu Theil werde, zu sehr erfreute ihn der Gedanke, wie der Reichthum der Neuen Welt Europa und insbesondere Spanien zu Wohlstand verhelfen werde, als daß er an Gottes allmächtiger Hülfe verzagt wäre. Er gesteht, daß er so kleingläubig und mürrisch gewesen, daß jedes Mücklein ihn geärgert habe, aber immer wieder gingen die dunklen Stunden vorüber, lebte die Hoffnung neu auf. Er hielt sich vor, welcher Gnade ihn Gott gewürdigt habe, indem er ihn mehr entdecken ließ, als seine kühnsten Träume erhofft, seine höchsten Wünsche gewünscht hatten, so daß er für alle Zeiten der Enttäuschungen und des Mißmuths überreich entschädigt sei. Er sagte sich, daß er bei seinem Unternehmen die Ehre Gottes und die Verbreitung des Christenthums im Auge gehabt, daß Gott bisher sich zu seiner Mission bekannt habe und darum gewiß sein Werk nicht untergehen lasse. Er fügt hinzu, daß Gott ihm vor der Abreise und während der Hinreise Wege bereitet, die viel schwieriger gewesen durch die Leiden, ja Qualen, welche ihm seine Schiffsmannschaft bereitet, welche sich verschworen hatte, ihn zur Rückkehr zu zwingen, und welche durch ihre Verschwörung selbst sein Leben bedroht hatten. Damals selbst hatte der ewige Gott ihm die Kraft und Herrschaft verliehen, deren er bedurfte; er hatte ihn auf der Reise die Wunder seiner Schöpfung schauen lassen, wie sollte dieser Gott ihn jetzt verlassen?

„Diese Gründe“, schreibt der Admiral, „hätten mich aufrecht halten sollen, aber Schwachheit und Todesangst umfingen mich mit aller Macht. Mit tiefer Traurigkeit gedachte ich meiner beiden Söhne, die in Cordova studirten. Was sollte aus den Vater- und Mutterlosen im fremden Lande werden? Der König und die Königin wußten ja im Falle seines Unterganges nichts von den Diensten, die ich ihnen und ihrem Lande erzeigt, nichts von den großen Nachrichten, die ich ihnen zu bringen im Begriffe stand, und hatten darum auch keine Verpflichtungen gegen die Kinder des vermeintlichen Abenteurers.“

Voll aller dieser Gedanken suchte Columbus nach einem Mittel, ihren Hohheiten seine Entdeckungen zu offenbaren, auch wenn er sterbe. Er nahm denn mitten im Aufruhr aller Elemente Feder und Pergament und schrieb mit zitternder Hand einen gebrängten Reisebericht mit Bezeichnung des Wegs, welchen künftige Seefahrer einzuschlagen hätten; er bat den etwaigen Finder inständig, wer er auch sei, die Inlage dem König von Spanien zu bringen. Er wickelte das Pergament in ein großes Stück Wachseleinwand, versiegelte das Packet hermetisch, legte es in ein hölzernes Kästchen und warf es in's Meer. Alle glaubten, es sei ein gethanes Gelübde, das der Admiral erfülle, darum frug Niemand was er thue. — Damit lehrte Ruhe in sein Herz, und obwohl rings um ihn her

die Wogen brandeten, stand er fünf lange bange Stunden an dem gesenkten Hauptmast, jeden Augenblick erwartend, daß eine der unzähligen thurm hohen Wellen ihn in den Abgrund ziehe.

Freitag, den 15. Februar.

Gestern nach Sonnenuntergang heiterte sich der Horizont gegen Westen auf, und es schien, der Wind werde jetzt aus dieser Richtung wehen. Der Admiral zog das kleine Segel auf; das Meer war noch sehr bewegt und hoch, doch senkte es sich etwas. Das Schiff machte 4 Meilen in der Stunde in der Richtung nach Nordost. Bei Sonnenaufgang erblickte die Mannschaft gegen Ost-Nordost Land. Einige vermutheten, es sei die Insel Madeira, Andere, es sei der Felsen Cintra in Portugal bei Lissabon.

Der Wind schlug oft um und wehte von Westen her; von dem Schiffe bis an's Land war eine Entfernung von etwa 5 Meilen. Der Admiral glaubte bei den Azoren zu sein, die Mannschaft träumte sich schon daheim in Castilien.

Samstag, den 16. Februar.

Der Admiral steuerte und lavirte die ganze Nacht, um Land zu gewinnen, welches nun bestimmt als eine Insel anerkannt ward. Bald richtete er den Kurs nach Nordost, bald nach Nord-Nordost, erst mit Sonnenaufgang nahm er die Richtung nach Süden, aber die Insel war verschwunden; offenbar war er in der tiefen Dunkelheit daran vorübergefahren. Vom Hinterdeck aus erblickte er eine andere Insel, bis zu welcher er die Entfernung auf acht Meilen berechnete. Vom Sonnenaufgang bis zur Nacht steuerte und ruderte er unaufhörlich, um das Land zu erreichen, aber die Gewalt des Windes und des Meeres war zu groß. Zur Stunde des Salve, das bei Einbruch der Nacht gesprochen wird, sahen die Schiffskleute ein Licht, das sich auf der dem Winde entgegengesetzten Seite zu bewegen schien; sie glaubten, es sei die Insel, die sie schon gestern gesehen. Der Admiral verbrachte die ganze Nacht am Steuerrade und näherte sich dem dunkeln Punkte so viel als möglich, um bei Sonnenaufgang gleich an Land gehen zu können. Diese Nacht ruhte der Admiral ein wenig, weil er seit Mittwoch keinen Augenblick geschlafen. Seine Beine waren ganz steif, weil er immer in Sturm und Regen gestanden und beinahe nichts genossen hatte. Mit Tagesgrauen erreichte er süd-südwestlich die Insel, aber die Dunkelheit war zu groß, als daß er hätte erkennen können, welche es sei.

Montag, den 18. Februar.

Gestern nach Sonnenuntergang umfuhr der Admiral die Insel, um zu sehen, wo er an's Land gehen könne. Er ließ einen Anker nieder, aber verlor ihn alsbald, darum setzte er das Segel ein und

labirte die ganze Nacht. Nach Sonnenaufgang kam er wieder an die nördliche Küste der Insel und senkte einen neuen Anker in die ihm geeignetst scheinende Stelle. Dann schickte er die Schaluppe an's Land. Seine Leute sprachen mit den Bewohnern der Insel und erzählten, daß das Santa Maria, eine der Azoren sei. Die Leute bezeichneten den Spaniern den Ort, wo sie einlaufen können und sagten, noch gar nie haben sie Stürme gesehen, wie die der letzten vierzehn Tage, sie können nicht begreifen, wie die Schiffe gerettet worden seien. Der Admiral sagt, die Inselaner haben Gott für die Rettung der Schiffe Dankopfer dargebracht, und haben mit großer Freude vernommen, daß er Indien entdeckt habe. Er fand, daß seine Berechnungen und Punktirungen sehr genau eintreffen, wofür er Gott dankt. Er spricht es aus, daß die Berechnungen und Punktirungen der Kapitäne und Steuermänner nicht mit den seinigen übereinstimmen, daß er sie aber dabei lasse, um seinerseits Herr des Weges nach Indien zu bleiben, welchen Keiner von allen seinen Leuten mehr zu finden vermöchte.

Dienstag, den 19. Februar.

Nach Sonnenuntergang kamen drei Männer der Insel an's Ufer und riefen herüber, sie wünschen an Bord zu kommen. Der Admiral schickte ihnen die Schaluppe, in welcher sie Hühner und frisches Brod brachten, nebst manchem Anderen, das der Gouverneur der Insel, Juan de Castaneda dem Admiral schickte, den er genau zu kennen vorgab. Er komme nicht selbst, so ließ er sagen, weil es Nacht sei, lasse aber seinen Besuch auf morgen ankündigen, wo er mit Sonnenaufgang sich aufmachen und neue Vorräthe mitbringen werde. Die drei Männer, welche an das Land gegangen, behalte er bei sich, um die Freude zu haben, sie von ihren Reisen erzählen zu hören. Der Admiral befahl, daß die Gesandten des Gouverneurs so ehrenvoll als möglich behandelt werden und ließ ihnen Betten an Bord herrichten, weil die Nacht hereinbrach und die Stadt ferne war. Da die Mannschaft am letzten Donnerstag während des fürchterlichen Sturmes unter anderen Gelübden auch gelobt hatte, am ersten Orte, wo sie landen würde und eine Kirche zur Anbetung der heiligen Maria finden, in bloßem Hemd eine Procession zu veranstalten, beschloß er, daß die Hälfte der Mannschaft dieses Gelübde erfülle und sich nach einer Einsiedelei am Ufer des Meeres begeben. Nach deren Zurückkunft wollte er selbst mit der andern Hälfte dasselbe thun. Ueberzeugt, daß er auf dieser Insel in voller Sicherheit sei und voll Vertrauen in die Anerbietungen des Gouverneurs; da er überdies mußte, daß zwischen Spanien und Portugal Frieden sei, bat er die drei Männer, in die Stadt zu gehen und ihnen einen Priester zu schicken, der eine Messe lese. Die Hälfte der Mannschaft begab sich denn im Hemd nach der Einsiedelei, um die Wallfahrt zu thun, aber als sie mitten im Gebet waren, fielen alle Inselaner über sie her,

die einen zu Fuß, die andern zu Pferd, allen voran der Gouverneur, welche die Spanier alle zu Gefangenen machten. Der Admiral schöpfte keinerlei Verdacht bis 11 Uhr Vormittags; er wartete jeden Augenblick auf die Rückkehr der Schaluppe, um seinerseits mit der andern Hälfte der Mannschaft seine Wallfahrt anzutreten. Als er aber sah, daß die Ersten nicht zurückkamen, ward es ihm doch bedenklich, ob denn die Schaluppe gestrandet sei, weil die ganze Insel mit hohen spitzen Felsen umgeben war. Die Einsiedelei lag hinter einer Bergspitze, so konnte er nicht sehen, was vorgegangen war. Er hob die Anker und steuerte direkt nach dem Ort. Bald erblickte er eine Menge Leute, welche, bis an die Zähne bewaffnet, von den Pferden stiegen, in die Schaluppe traten und die Richtung gegen sein Schiff nahmen. Der Gouverneur erhob sich mitten in der Schaluppe und verlangte von dem Admiral Garantie für seine persönliche Sicherheit; dieser antwortete, daß er sie ihm gewähre, frug aber, aus welchem Grunde seine Leute nicht mit der Schaluppe zurückkehren? Er fügte hinzu, er bitte ihn, sich zu nähern und in die Caravelle einzutreten, er werde seinen Wünschen möglichst nachkommen.

Die Absicht des Admirals war, ihn durch schöne Worte heranzuziehen, um ihn so lange zu halten, bis er seine Leute wieder habe. Da aber der Gouverneur kein gutes Gewissen hatte, wagte er nicht einzutreten. Als der Admiral sah, daß er sich nicht getraue näher zu kommen, fragte er, warum er seine Leute zurückhalte? Der König von Portugal werde es zu bereuen haben; die Portugiesen seien in allen Landen des Königes von Castilien wohl aufgenommen und überall so sicher, als in Bissabon selbst. Der König und die Königin von Castilien haben ihm an alle Fürsten und Herren der Welt Empfehlungsbriefe mitgegeben, Briefe, welche er dem Gouverneur zeigen werde, wenn er komme. Er sei der Admiral des Oceans und Vicekönig von Indien, welches jetzt ihren Hoheiten gehöre. Er werde ihm seine Beglaubigungsbriefe mit den Unterschriften und Siegeln Ihrer Majestäten zeigen. *) Und er zeigte sie ihm wirklich von ferne, mit der Bemerkung, er habe, da die Beziehungen der spanischen und portugiesischen Königshäuser ja die allerfreundlichsten seien, Befehl bekommen, gegen alle portugiesischen Schiffe, wo sie ihm immer begegnen mögen, so zuborkommend als möglich zu sein. Er erklärte dem Gouverneur auch, daß wenn er auch die Leute nicht herausgebe, er, der Admiral, gleichwohl nach Castilien gehen werde, denn er habe noch Leute genug, um sein Schiff nach Sevilla zu bringen. Bestehe er auf seinem feindseligen Benehmen, so werde er strenge bestraft werden. Die Antwort war, weder der Gouverneur noch seine Leute kennen hier einen König noch eine Königin von Castilien, noch deren Briefe, und fürchten darum weder das Eine

*) S. Anhang.

noch das Andere. Er fügte drohend hinzu, sie werden den Spaniern zeigen, was Portugal sei. Diese Worte erschreckten Columbus. Er fürchtete, es sei während seiner Abwesenheit zwischen den beiden Ländern Krieg ausgebrochen, und doch war ihm unerträglich, daß man so mit ihm rede. Darauf erhob sich der Gouverneur und sagte, er werde mit seinen Leuten an Bord der Caravelle kommen; zu Allem was er thue, habe er Auftrag von seinem Herrn, dem Könige. Der Admiral nahm alle Leute seines Schiffes zu Zeugen dieser Worte, dann erklärte er dem Gouverneur und seinen Leuten, daß er nicht eher sein Schiff verlassen werde, als bis er ihn und einige hundert Portugiesen gefangen genommen, nach Castilien gebracht und die ganze Bevölkerung niedergemacht habe. Darauf kehrte er in den Hafen zurück, weil der Sturm und die Wellen sich auf's Neue erhoben.

Mittwoch, den 20. Februar.

Der Admiral ließ sein Schiff in Bereitschaft setzen und die leeren Fässer mit Meerwasser füllen, weil er in einem sehr schlimmen Hafen war und fürchtete, man könnte ihm den Ausgang verschließen wollen, was auch versucht wurde. Er segelte nach der Sct. Michaelis-Insel; obgleich keine der Azoren einen guten Hafen hat für Wetter wie das gegenwärtige, blieb ihm kein anderer Ausweg.

Donnerstag, den 21. Februar.

Der Admiral verließ gestern die Insel Sct. Maria, um zu sehen, ob er nicht an der Insel Sct. Michael einen besseren Hafen gegen das Unwetter finde. Trotz der Heftigkeit des Meeres und der hohen Wellen fuhr er den ganzen Tag, ohne nach irgend einer Seite hin Land zu sehen, Nebel, Sturm und Wellen hüllten alles in Dunkel. Seine Verlegenheit war um so größer, als seine besten Leute gefangen genommen waren, und er nur drei Seefahrer an Bord hatte, die das Meer kannten, die Anderen waren Novizen in der Schiffskunst. Er blieb die ganze Nacht am Steuer, dem fürchterlichsten Sturm ausgesetzt; glücklicher Weise kam „Gott sei hoch gelobet, das Meer oder vielmehr die Wogen, nur von einer Seite, denn wenn sie sich gekreuzt hätten, wie im letzten Sturme, wäre kaum Rettung gewesen.“ Als er nach Sonnenaufgang die Insel Sct. Michael nicht erblickte, beschloß er nach Sct. Maria zurückzukehren, um zu sehen, ob er seiner Leute nicht wieder habhaft werde, wie auch der Schaluppe und der Anker, welche dort geblieben.

Der Admiral war über die Stürme und das Brausen des Meeres um so mehr erstaunt, weil er den ganzen Winter so schönes Wetter gehabt und der Ocean in Indien immer schiffbar, ja nicht eine Stunde (una sola hora) gefahrbringend gewesen war. Er macht darauf aufmerksam, daß er bei seiner Abreise von Spanien bis zu den canarischen Inseln ebenfalls Sturm gehabt, während jenseits derselben das Meer und die Luft äußerst ruhig gefunden worden waren. Er erinnert daran, daß die Theologen und Philosophen das

irdische Paradies gegen das Ende des Orients sich dachten, weil dort die Luft so ruhig sei, und ist überzeugt, daß die von ihm entdeckten Länder dieses Ende des Orients seien.

Freitag, den 22. Februar.

Der Admiral lief gestern an der Insel Santa Maria am gleichen Ort und im gleichen Hafen ein, wie das erste Mal. Bald erblickte er einen Mann, welcher gegenüber dem Hafen auf einen Felsen stieg und mit seinem Mantel Zeichen machte, daß das Schiff nicht weiter fahren möchte. Darauf kam die Schaluppe mit fünf Matrosen, zwei Geistlichen und einem Notar. Sie verlangten Garantie für ihre persönliche Sicherheit, und sobald der Admiral ihnen dieselbe zugesichert hatte, stiegen sie in das Schiff und übernachteten, weil die Nacht einbrach, an Bord, wo der Admiral äußerst freundlich gegen sie war. Am andern Tage verlangten sie, daß ihnen die königlichen Vollmachten gezeigt werden, damit bewiesen sei, daß er die Reise in der Könige Auftrag gemacht habe. Der Admiral merkte wohl, daß sie sich einen schicklichen Rückzug sichern und jeden Tadel abschneiden wollten, der ihnen aus ihrem vorherigen Benehmen hätte entstehen können. Da sie sahen, daß sie bei der Sache nichts gewinnen könnten, wollten sie den begangenen Verrath wieder gut machen, nachdem ihnen Columbus so ernst entgegen getreten, daß ihnen über die Folgen bange ward. Dieser, um seine Leute zu befreien, die in den Händen der Verräther waren, wies ihnen das Cirkularschreiben der Majestäten vor, sowie die anderen königlichen Briefe, deren Träger er war. Sie erklärten sich zufrieden gestellt, und ließen die Schiffsleute alle in der Schaluppe zurückkehren. Von ihnen erfuhr der Admiral, daß wenn es gelungen wäre, ihn gefangen zu nehmen, er nie die Freiheit wieder erlangt hätte, denn der Gouverneur habe versichert, er handle auf Befehl des Königs von Portugal.

Am 23. und 24. Februar hellte sich das Wetter auf; Columbus suchte seine Schiffe mit Steinen und Holz zu beschweren, beeilte sich aber dann sehr, die Gegend zu verlassen, weil der Wind aus Südost blies, welcher beinahe immer in den, in diesen Gegenden sehr gefährlichen Südwind übergeht. Am 25. Februar kam ein adlergleicher großer Vogel auf das Verdeck. Am 27. Februar hatte das Schiff wieder in peinlichster Weise mit widrigen Winden zu kämpfen. Es war 120 Meilen vom Cap St. Vincent, 80 Meilen von Madeira und 106 von St. Maria entfernt; nun trieben es die Winde wieder weit hinweg von dem ersehnten Hafen. Immer widriger wurden die Winde, immer gebrechlicher die Fahrzeuge; Sonntag den 3. März zerriß ein fürchterlicher Wirbelsturm alle seine Segel und brachte sie in die äußerste Gefahr, da kam Gott mit seiner Hülfe. Wieder ließ Columbus das Loos ziehen, daß Einer von ihnen als Pilger eine Wallfahrt in bloßem Hemd nach Cinto à Huelva zu „Unserer lieben Frauen“ mache. Das Loos fiel abermals auf Columbus.

Jedermann gelobte, am ersten Samstag nach der Heimkehr der Schiffe, mit Brod und Wasser zu fasten. Er machte 60 Meilen, ehe die Segel rissen, dann ging man mit Masten und Tauen, wegen der außerordentlichen Festigkeit der Winde und dem Branden der Bogen, welche das Schiff nach allen Seiten stießen. Man sah Zeichen von Landnähe: wirklich waren sie in der Nähe von Bissabon.

Montag, den 4. März.

Das Schiff erlitt gestern Abend einen fürchterlichen Windwirbel; die Fluthen kamen von beiden Seiten, als wollten sie das Fahrzeug hinunter ziehen in die Tiefe, während die Winde es in die Lüfte hoben. Das Wasser stürzte in Strömen vom Himmel, und Blitze zuckten rings aus den Wolken. Es war ein entsetzliches Schauspiel, aber es gefiel Gott, dem Admiral zu Hülfe zu kommen und ihm Land zu zeigen, das die Matrosen im ersten Viertel der Nacht erblickten. Um nicht an ein Land zu kommen, das er nicht kenne, und da er nicht gewiß war, einen Hafen oder einen andern Ort zum Einlaufen zu finden, ließ er das große Segel aufziehen, weil ihm kein anderes Mittel blieb, ein wenig vorwärts zu kommen, obwohl es äußerst gefährlich war, das Segel aufzuziehen. Gott beschützte das Schiff sichtbar bis zum Tage, obwohl jeder Augenblick „ein Schritt im Rachen des Todes“ war. Als der Tag graute, erkannte der Admiral das Land als den Felsen von Cinto, der am Flusse von Bissabon liegt. Er beschloß, hier einzulaufen, weil er kein anderes Mittel zur Rettung hatte. So fürchterlich war der Wirbelsturm gewesen, der in dieser Nacht tobte, daß er die Stadt Cascaé, die an der Mündung des Flusses lag, großentheils weggesegt hatte. Man hatte das Schiff vom Hafen aus gesehen und die dortigen Anwohner hatten die ganze Nacht für die Leute im Gebet auf den Knien gelegen. Als sie in den Fluß einliefen, kam ihnen die ganze Bevölkerung entgegen und staunte ob dem Wunder ihrer Rettung. Gegen 3 Uhr gelangte das Schiff in die Nähe von der Stadt Rastelo, die weiter oben am Flusse von Bissabon liegt; dort versicherten alte Seefahrer den Admiral, daß nie ein solch sturmreicher Winter gewesen sei; allein an den Küsten von Flandern seien 25 Schiffe untergegangen, und in den Häfen dieser Provinz liegen eine Menge Schiffe, welche seit vier Monaten am Auslaufen verhindert seien. Der Admiral schrieb nun an den König von Portugal, welcher neun Stunden von da sich aufhielt, der König und die Königin von Castilien haben ihm befohlen, nicht zu ermangeln, in die Häfen Seiner Hoheit einzulaufen, um hier zu kaufen, wessen er bedürfe. Er bitte denn den König, ihm die Erlaubniß zu geben, mit seinem Schiffe nach Bissabon zu kommen, wo er vor Ueberfällen etwaiger Banditenhaufen sicher sei, welche seine Schiffe mit Gold beladen glauben und ihn in einem Hafen leicht überfallen könnten. Die Hauptsache war

übrigens, daß er dem Könige wissen lassen wollte, er komme nicht von Guinea, sondern von Indien.

Dienstag, den 5. März.

Heute kam Bartolomäus Diaz von Lissabon, der Patron des großen Kriegsschiffes des Königs von Portugal, welches sich eben auch in Kastelo befand und wie er den Admiral versicherte, auf's Beste mit Artillerie und Munition versehen war. Er begab sich auf einer Schaluppe an Bord der Caravelle und verlangte von dem Admiral, daß er in seine Schaluppe komme, um den Faktoren (hacedores) des Königs und dem Capitän des genannten Schiffes Rechenschaft abzulegen. Columbus erwiderte: er sei der Admiral des Königs und der Königin von Castilien und habe solchen Officieren keine Rechenschaft abzulegen. Das Schiff, auf welchem er sich befinde, werde er nicht verlassen, ohne durch Waffengewalt dazu gezwungen zu werden. Darauf verlangte der Patron, der Schiffsmeister (el maestro) solle ihm geschickt werden. Der Admiral erwiderte: weder der Schiffsmeister noch irgend eine andere Person des Schiffes dürfe das Fahrzeug verlassen, außer durch Gewalt dazu gezwungen, weil es ganz das Gleiche wäre, ob er selbst oder einer seiner Leute sich zwingen ließe, an Bord einer fremden Schaluppe zu gehen. Es sei Gewohnheit der spanischen Admirale, lieber zu sterben, als sich oder einen ihrer Leute auszuliefern. Darauf ermäßigte der Patron seine Ansprüche und antwortete, daß wenn er denn so fest auf seinem Entschlusse beharre, er hingehen solle, wohin er wolle, nur solle er seine Beglaubigungsschreiben vorweisen, wenn er deren habe. Der Admiral ließ sich herab, seine Papiere vorzuweisen, worauf der Gesandte an Bord seines Schiffes zurückkehrte und dessen Capitän Bericht erstattete. Darauf begab sich dieser unter dem Klang von Trommeln, Trompeten und Pfeifen auf die Caravelle. Er behandelte den Admiral mit der größten Auszeichnung, unterhielt sich lange mit ihm und bot ihm Alles an, über was er irgend zu verfügen habe.

Mittwoch, den 6. März.

Da die Nachricht sich verbreitet hatte, der Admiral komme aus Indien, kam eine unendliche Menge Menschen aus der Stadt Lissabon, um den Entdecker und die Indianer zu sehen. Ebenso außerordentlich als die Menge, waren die unendlich seltsamen Ausdrücke, mit denen Jeder in seiner Weise sein Erstaunen ausdrückte. Sie dankten Gott und sagten: der große Glaube der castilischen Könige und der von ihnen erzeigte Wunsch, Gott zu dienen, sei die Ursache, warum die göttliche Majestät (su alta Magestad) ihnen Alles das gegeben habe.

Donnerstag, den 7. März.

Heute kam eine unendliche Menge Menschen auf die Caravelle, darunter eine große Zahl Personen von hohem Range, unter welchen

auch Beauftragte des Königs waren. Sie dankten Alle Gott für die unendlichen Gnadenerzeigungen, die er den castilischen Königen verliehen und für die Erweiterung des Christenthums, welche er durch die castilischen Majestäten vollzogen. Sie schrieben den Erfolg dem Eifer zu, mit welchem Ihre Hoheiten die Religion Jesu Christi ausüben und an ihrer Ausbreitung arbeiten.

Freitag, den 8. März.

Der Admiral empfing heute durch Don Martin von Noronna einen Brief des Königs von Portugal, in welchem dieser Monarch ihn bittet, sich zu ihm nach dem Orte zu verfügen, wo er sich befinde, weil ja doch das Wetter ihm nicht erlaube, mit seiner Caravelle abzureisen. Obgleich dem Admiral darum äußerst wenig zu thun war, folgte er gleich der Einladung, um jedem Verdachte auszuweichen; so übernachtete er in Sacanben. Der König befahl seinen Angestellten, dem Admiral ohne Bezahlung Alles zu geben, wessen er, seine Mannschaft und sein Schiff irgend bedürfe.

Samstag, den 9. März.

Der Admiral reiste heute von Sacanben ab, um sich zum Könige zu verfügen, welcher im Thale Paraiso, neun Stunden von Lissabon entfernt, Hof hielt. Da es den ganzen Tag regnete, konnte er erst mit Einbruch der Nacht die Residenz des portugiesischen Königs erreichen. Die ersten Officiere des Hofes waren beordert, den Admiral mit allen Ehren zu empfangen, und er selbst kam ihm mit aller Hochachtung entgegen; er erzeigte ihm jede Rücksicht, ließ ihn sitzen, sprach mit aller Deutlichkeit zu ihm und versicherte, er werde Befehl geben, Alles zu thun, was den castilischen Königen nützlich sein könne, und daß das, was der Admiral bedürfe, noch sorgfältiger besorgt werde, als wenn es ihn selbst beträfe. Er versicherte, der glückliche Erfolg der Reise freue ihn außerordentlich; er sei entzückt, daß sie unternommen worden, aber es scheine ihm, daß, nach dem zwischen ihm und den castilischen Königen vollzogenen Vertrag die Entdeckung und Besignahme ihm gehöre. Der Admiral antwortete: er habe diesen Vertrag nicht gesehen und Alles was er wisse, sei, daß die castilischen Könige ihm befohlen haben, weder nach den Goldminen, noch nach irgend einem Theile Guineas zu gehen, und daß Ihre Hoheiten diesen Befehl vor seiner Abreise in allen Häfen Andalusiens bekannt gemacht haben. Der König antwortete höflich, es werde keiner Vermittelung zwischen ihm und Ihren Hoheiten bedürfen, um die Sache ins Reine zu bringen. Er logirte ihn bei dem Prior del Clato ein, dem vornehmsten Manne der ganzen Residenz. Dieser Edelmann empfing den Admiral mit der höchsten Hochachtung und erzeigte ihm alle Verehrung.

Sonntag, den 10. März.

Heute nach der Messe wiederholte der König, daß wenn der Admiral irgend etwas bedürfe, er es alsbald haben solle. Er unterhielt sich lange mit ihm über seine Reise, ließ ihn während der Unterhaltung stets neben sich sitzen und überhäufte ihn mit Höflichkeit.

Montag, den 11. März.

Heute verabschiedete sich der Admiral von dem Könige, welcher ihn mit mancherlei Aufträgen an die castilischen Könige betraute und mit Freundlichkeit überhäufte. Er reiste nach Tische ab. Der König ließ ihn von Don Noronna und den höchsten Würdenträgern des Hofes begleiten, welche noch lange um ihn blieben und ihm alle Ehren erzeigten (*y hacer honra buen rato*). Darauf begab sich der Admiral in das Kloster Sct. Anton, beim Dorfe Villa franca gelegen, wo sich die Königin aufhielt; er wollte dieser Fürstin seine Huldigungen darbringen und ihr die Hand küssen, weil sie ihm hatte sagen lassen, er möchte nicht abreisen, ohne sie zu sehen. Die Königin sowie der Herzog und der Marquis von Villa franca empfangen ihn mit hohen Ehren. Es war schon Nacht, als der Admiral sich verabschiedete, um in Vlandra zu übernachten.

Dienstag, den 12. März.

In dem Augenblicke, wo der Admiral Vlandra verlassen wollte, um auf sein Schiff zurückzukehren, kam ein Stallmeister des Königs, der ihm sagte, wenn er sich zu Land nach Castilien begeben wolle, habe Seine Hoheit befohlen, ihn zu begleiten, um für Alles zu sorgen, für Wohnungen, Pferde und alles andere, dessen er bedürfe. Als der Admiral sich von diesem Stallmeister verabschiedete, schickte dieser von Seiten des Königs einen Maulesel für sich und einen für den ihn begleitenden Steuermann. Der Admiral erfuhr, der Stallmeister habe dem Steuermann ein Geschenk von 20 Schwerdtthalern gemacht, und sagte sich, er sei natürlich nur also mit Zeichen des Wohlwollens überhäuft worden, damit es die spanischen Majestäten erfahren. Er kam erst in der Nacht auf sein Schiff.

Mittwoch, den 13. März.

Der Admiral hob gestern die Anker bei hoher Fluth. Der Wind kam von Nord-Nordwest und schwellte die Segel nach Sevilla.

Donnerstag, den 14. März.

Gestern nach Sonnenuntergang setzte er den Weg nach Süden fort und befand sich noch vor Tag auf den Höhen des Cap Sct. Vincent, das zu Portugal gehört. Er schiffte dann nach Osten, um nach Saltes zu kommen und hatte den ganzen Tag nur schwachen Wind bis zum Augenblicke, wo er auf die Höhe von Furon kam.

Freitag, den 15. März.

Gestern verfolgte der Admiral nach Sonnenuntergang seinen Weg mit schwachem, lindem Winde. Mit Sonnenaufgang war er auf den Höhen von Saltes und lief gegen Mittag mit steigender Fluth in den Hafen ein, aus welchem er im vorigen Jahre am 3. August ausgelaufen war.

Hier schließt er seinen Bericht; er beabsichtigte, sich zur See nach Barcelona zu begeben, da er hörte, die Majestäten befinden sich dort, und er wollte Denen zuerst von seinen Reisen erzählen, welche ihm geholfen hatten, den Gedanken auszuführen, den ihm Gott eingegeben. Er war fest überzeugt, ohne daß der geringste Zweifel mit unterließ, daß Gott (su alta Magestad) Alles gethan, was Gutes dabei herausgekommen, und daß, die Sünde ausgenommen, man ohne seine Hülfe und Zustimmung nichts hinausführen kann. „Ueberdies,“ so schließt der Admiral, „sehe ich aus dieser Reise, daß Gott sich wunderbar zu dem bekannt hat, was ich vornahm, wie man sich beim Lesen dieser Berichte durch die Wunder überzeugen kann, welche er während der Reise auch an mir gethan, der ich so lange am Hofe Eurer Hoheiten verweilte, sehr gegen den Willen und im Widerspruch so vieler hoher Personen Ihres Hofes, welche Alle gegen mich standen und meine Vorschläge als Träumerei, meine Unternehmungen als Trugbilder behandelten. Ich hoffe zu unserem Herrn, daß diese Reise der Christenheit zur größten Ehre gereiche, obwohl sie scheinbar mit viel Leichtsinne ausgeführt wurde.“

Damit schließt Christof Columbus den Bericht über die erste Reise nach Westindien, zu dessen Entdeckung er ausgezogen war.

Vorstehender Bericht ist eine Copie von der, welche von der eigenen Hand des Bischofs Las Casas geschrieben wurde. Sie fand sich in den Archiven des Herzogs del Infantado und bildet einen kleinen Band in Folio, in Pergament gebunden und enthält 76 Seiten, sehr eng und fein geschrieben. In den gleichen Archiven ist eine wenig jüngere Copie, als die des Bischofs Bartholomäus Las Casas, auf gleiche Art in Folio gebunden, welche aus 140 Blättern besteht. Diese beiden Copieen haben wir beständig verglichen und im Auge behalten bei der sorgfältigen Zusammenstellung, welche wir zusammen machten, der Cosmograph Indiens Don Juan Bautista Munnoz und ich.

Madrid, den 27. Februar 1791.

Unterzeichnet: Martin Fernandez von Navarette.

Anhang

zu den Briefen und Tagebüchern über die erste Reise

von

Christof Columbus,

welchem unsere Zeit so sehr verpflichtet ist für die Entdeckung der indischen Inseln, welche er vor kurzer Zeit am „Ganges“ gefunden hat, zu dessen Auffuchung er acht Monate zuvor ausgeschiedt wurde, unter der Anordnung und auf Kosten der unbefiegbaren Könige von Spanien, Ferdinand und Isabella. Der Brief ist gerichtet an den hohen Herrn Raphael Sanchez (Sanxis), den Schatzmeister dieser allerhöchsten Monarchen und vom Spanischen in das Lateinische übersetzt von dem gelehrten und großmüthigen Leander de Cosco am 25. April 1493, im ersten Jahr des Pontifikats von Alexander VI.

Da ich weiß, daß es Euch angenehm sein wird, daß ich in meinen Unternehmungen glücklich war, beschloß ich diesen Brief an Euch zu richten, um Euch in allen Einzelheiten Alles mitzutheilen, was uns widerfuhr, und alle Entdeckungen zu erzählen, welche ich während meiner Reise machte. Dreiunddreißig Tage nach meiner Abreise von Cadix lief ich in das indische Meer ein, wo ich viele Inseln fand, die mit unzähligen Einwohnern bevölkert waren; ich nahm davon Besitz im Namen unserer allerglücklichsten Monarchen unter dem Schall der Trommetten und lauten Beifallsrufen. Nachdem ich meine Fahne entfaltet hatte, gab ich ohne den geringsten Widerstand der ersten dieser Inseln den Namen unsres göttlichen Erlösers (San Salvador), dessen allmächtiger Schutz mich an diese Inseln und die andern gebracht; die Indianer nannten die Insel Guanahany. Ich gab jeder der andern Inseln einen neuen Namen und befahl, daß die eine Mariä Empfängniß (Santa Maria Conceptionis), die andere Fernandina, die dritte Isabella, die vierte Joanna und so fort genannt werden. Nachdem wir der Insel, welche ich Joanna genannt hatte, nahe gekommen, fuhr ich eine Weile die Küste entlang, und fand sie so groß, daß ich nirgends eine Grenze fand, und daß ich dachte, das sei keine Insel, sondern eine Provinz des Festlandes

Cathai*), ich sah indeß die ganze Küste entlang weder Stadt noch Dorf an der Meeresgrenze, ausgenommen kleine Hütten neben angebauten Feldern, konnte auch mit den Eingeborenen nicht reden, weil sie die Flucht ergriffen, sobald sie uns sahen. Ich näherte mich gleichwohl, da ich überzeugt war, ich müsse Städte und eine Residenz entdecken. Als ich endlich erkannte, daß ich zu weit vorwärts gegangen, und daß nichts Neues zu entdecken sei, und daß wir so gegen Norden getrieben werden, während ich diese Richtung vermeiden wollte, wegen der Nebel, die hier herrschen, weil es auch in erster Linie meine Absicht war, nach Süden zu steuern und die Winde uns nicht günstig waren, veränderte ich den Cours. Bei der Rückkehr lief ich in den Hafen ein, den ich bemerkt hatte; ich schickte zwei der Unsern an das Land, um zu erforschen, ob ein König oder eine Stadt zu finden sei. Drei Tage lang durchstrichen sie das Land; sie fanden unzählige Menschen; die Leute sind klein, sie haben keine Regierung, weshalb sie sich gerne an uns anschließen. Während ihrer Abwesenheit erfuhr ich von einigen Indianern, die ich aufgefunden hatte, daß diese Provinz sicherlich eine Insel sei; daraufhin wandte ich mich die Küste entlang nach Osten und machte 322 Meilen bis zum Ende der Insel. Von hier aus entdeckte ich östlich eine von Joanna 54 Meilen entfernte Insel, welche ich Hispania nannte. Als ich dorthin gelangte, richtete ich meinen Weg nördlich, wie ich Joanna östlich genommen, und machte 124 Meilen. Die Insel Joanna und die andern Inseln sind gleich fruchtbar; die erste ist von sehr weiten, sichern Häfen umgeben, die Alles übertreffen, was ich bisher gesehen. Sie ist von großen Flüssen durchströmt, deren Wasser sehr gesund ist und hat sehr hohe Berge. Alle diese Inseln sind sehr schön und bieten den wechselvollsten Anblick; sie sind leicht bebaubar und voll Bäumen der verschiedensten Art von wunderbarer Höhe; ich glaube, sie behalten ihre Blätter zu allen Jahreszeiten, denn ich fand sie so frisch und glänzend, als in Spanien im Monat Mai. Von diesen Bäumen sind die einen mit Blumen bekränzt, die andern mit Früchten beladen, die dritten in einem Zwischenzustand; sie boten den Augen die größte Schönheit, besonders auch durch den wunderbaren Wechsel der Arten. Die Nachtigall und tausenderlei andere Vögel lassen im Monat November ihren Gesang aus den Zweigen erschallen. Auf der genannten Insel Joanna gibt es auch sieben bis acht Arten Palmen, die durch Schönheit und Höhe alle die unsrigen weit überragen; so ist es auch mit den andern Bäumen, Gräsern und Früchten. Man sieht prachtvolle Fichten, Felder und Wiesen in größter Ausdehnung, die größte Mannigfaltigkeit von Vögeln, verschiedene Arten Honig, viel Metalle, nur Eisen findet man nicht. Auf der Insel,

*) Columbus glaubte stets in den Fußstapfen von Marco Polo zu reisen und suchte darum überall Spuren von China und Japan.

die wir oben Hispania nannten, gibt es sehr hohe, schöne Berge, weitausgedehnte Felder und Gehölze, sehr fruchtbare Wiesen, die für Samen aller Art außerordentlich geeignet wären, um zu Waideplätzen umgeschaffen zu werden. Die Bequemlichkeit und Schönheit der Häfen, die große Menge Flüsse, welche zur Gesundheit beitragen, übertreffen Alles was sich denken läßt; nur wer es sieht, kann sich einen Begriff davon machen. Die Bäume, Waiden und Früchte sind von denen der Insel Joanna wie an Wohlgerüchen, so an Gold und anderen Metallen verschieden. Die Einwohner auf dieser wie auf den andern Inseln gehen völlig nackt, einige Frauen ausgenommen, die ihre Blöße durch Palmblätter und Baumwolltücher zu decken suchen. Sie haben, wie schon gesagt, durchaus kein Eisen irgend einer Art, auch der Waffen ermangeln sie und wissen sich ihrer nicht zu bedienen, und sie sind ihnen überhaupt fremd, nicht weil es ihnen an Körperkraft fehlte, denn sie sind wohlgebaut, aber sie sind schüchtern und feige. Eine einzige Waffe besitzen sie indes doch, die aus einem Rohr besteht, das in der Sonne getrocknet ist, in dessen breitere Oeffnung sie ein Holz legen, das sehr hart ist und dessen scharfe Spitze sie im Feuer härten. Selbst dieser Waffe wagen sie nicht immer sich zu bedienen, denn es konnte geschehen, daß, wenn ich zwei oder drei von meinen Leuten in eine Ortschaft schickte, sie zu Hunderten, wie eine scheu gewordene Heerde davon rannten, und daß, wenn sie Spanier erblickten, der Vater sein Kind stehen ließ und dieses die Eltern. Und doch hatte ich ihnen nie ein Uebel gethan, oder sie in irgend einer Weise beleidigt, im Gegentheil gab ich ihnen, sobald ich mich ihnen irgendwo verständlich machen konnte, was irgend zu meiner Verfügung stand, sei es Tuch oder Anderes, ohne dagegen etwas zu verlangen; aber sie sind von Natur äußerst scheu und furchtsam. Sie sind sehr einfach und zutraulich und geben Alles was sie haben; keiner verweigert um was er gebeten wird, ja sie fordern dazu auf, von ihnen zu verlangen; sie sind gegen Jedermann gesprächig, und geben für die größten Kleinigkeiten Dinge von großem Werth. Ich mußte geradezu verbieten, daß man ihnen gar zu geringe Dinge gebe, wie zerbrochene Teller, abgebrochene Henkelkrüge, Nägel 2c., obwohl, wenn sie solche Dinge erhielten, sie sich im Besitz eines Schatzes wähnten. Ein Matrose erhielt für ein Stückchen Schnur Gold im Werth von drei Unzen (*tres auri solidi*). Andere erhielten noch mehr; für ganz kleine geprägte Goldmünzen gaben sie freudig zwei bis drei Unzen Gold. Ich verbot solchen Tausch, weil ich es für Unrecht hielt, und gab ihnen hübsche Geräthschaften für das zerbrochene Zeug, um ihr Zutrauen zu gewinnen und sie zu guten Unterthanen des Königs und der Königin zu machen, und daß es dabei bleibe, daß sie uns willig geben, was sie im Ueberflus haben und dessen wir dringend bedürfen. Sie sind keine Götzendiener, und sind fest überzeugt, daß alle Gewalt und Macht und

alles Gute im Himmel wohne, und daß ich mit meinen Leuten und Schiffen von dort hernieder gekommen sei; dieser Glaube war es, warum sie mich an ihren Heerd aufnahmen und die Furcht vor uns schwinden ließen. Sie sind weder träge noch grob, haben nicht nur Verstand, sondern auch Klugheit, und Alle, welche mit mir sind, verwundern sich, da sie solches in allen Meeren, die sie durchzogen, noch nie gesehen, die Indianer dagegen sahen noch nie gekleidete Menschen, noch Fahrzeuge wie die unsern. Sobald ich diese Länder entdeckte, nahm ich auf der ersten Insel mit Gewalt einige Indianer mit, damit sie lernen, was wir wissen und wir von ihnen erfahren, was sie von den Ländern wissen, und das gelang ganz nach Wunsch, denn in kurzer Zeit verstand der Eine den Andern durch Zeichen, Bewegungen und Worte, was uns sehr nützlich war. Sie sind noch bei uns, und obwohl sie schon so lange unter uns leben, lassen sie nicht vom Glauben, daß ich vom Himmel herniedergestiegen sei, und verkündigen das mit lauter Stimme; wohin wir kommen, rufen sie den Indianern zu: „Kommet, kommet und sehet die Männer, die von den himmlischen Regionen gekommen sind.“ Männer und Frauen, Kinder und Jungfrauen, Jünglinge und Greise bedeckten die Wege, besuchten uns, sobald die Furcht vor uns erstickt war. Alle brachten uns zu essen, zu trinken, und boten uns mit unglaublicher Freundlichkeit alles Gute.

Jede dieser Inseln hat Canoës von sehr schönem, festem Holz; sie sind zwar eng, gleichen aber doch nach Form und Länge unsern Fusten; sie gehen schneller als diese, und man bedient sich zu ihrer Lenkung nur der Ruder. Sie haben große, mittlere und kleine; die größten haben achtzehn Ruderbänke; mittelst dieser Boote fahren sie nach den unzähligen Inseln, mit denen sie in Handelsverkehr stehen. Ich sah ein solches Canoë mit 70 — 80 Ruderern. Es gibt auf diesen Inseln keinen Unterschied der Physiognomie, der Sitten und Gebräuche, diese Indianer verstehen sich Alle untereinander, was, wie mir scheint, sehr günstig für die Erfüllung der Wünsche unserer Allerhöchsten Herrschaften ist, ich meine soweit sie in Bezug stehen für die Bekehrung zu unserem allerheiligsten Glauben an Christum. Soviel ich verstehen konnte, sind sie bereit ihn anzunehmen.

Ich habe schon gesagt, daß ich bis zur Insel Joanna in gerader Linie von Westen nach Osten 322 Meilen durchmaß. In Folge davon kann ich versichern, daß diese Insel größer ist als England und Schottland zusammen, weil zu den oben angegebenen 322 Meilen an der westlichen Küste noch zwei andere Provinzen gehören, welche ich nicht sah; eine davon nennen die Indianer Anam; sie sagen, deren Einwohner werden mit einem Schwanz geboren. Wie mir die Indianer sagen, die ich bei mir habe, und welche die Insel sehr wohl kennen, ist sie 124 Stunden lang. Hispania (jetzt San Domingo) hat eine größere Ausdehnung als Spanien, von Catalonien an bis

Zontarabia, woraus hervorgeht, daß der eine der vier Theile, welche ich in gerader Linie durchreiste, von Westen nach Osten eine Länge von 540 Stunden hat. Sobald ich einen Theil dieser Insel betreten hatte, der wahrlich nicht zu verschmähen ist, nahm ich im Namen unseres unbefiegbaren Königs, dessen Reich Alles unterworfen ist, davon Besitz. An einem noch vortheilhafteren, für den Handel besser gelegenen Ort, ergriff ich Besitz von einer großen Stadt, die ich „Geburt des Herrn“ nannte. Ich befahl, daß dort eine Festung gebaut werde, die jetzt vollendet sein wird; ich ließ dort die mir geeignet scheinenden Leute, mit allen für ein Jahr nöthigen Vorräthen an Waffen und Lebensmitteln. Ich ließ eine Caravelle und geschickte Schiffsbauer dort, auch in andern Künsten sind sie wohlerfahren und bei dem Monarchen der Insel in hoher Gunst. Die Einwohner der Insel sind liebenswürdig und sanft, so sehr, daß der König sich eine Ehre daraus macht, mich Bruder zu heißen. Sollten aber ihre Gesinnungen wechseln, und sie irgend versuchen, etwas gegen die zu unternehmen, welche in der Festung zurückbleiben, so würden ihnen doch die Mittel dazu fehlen, denn sie sind nackt und sehr schüchtern; folglich haben die Leute in der Festung sie völlig in der Gewalt, so lange dieselben sich an meine Befehle und Vorschriften halten. Nach dem, was ich über alle diese Inseln erfuhr, hat jeder Mann nur eine Frau, mit Ausnahme der Fürsten und Könige, die bis zu zwanzig haben dürfen. Die Frauen scheinen mehr zu arbeiten als die Männer; in welcher Weise sie Eigenthumbegriffe haben, konnte ich nicht ergründen, denn ich bemerkte, daß, was dem Einen gehörte unter Allen vertheilt wurde, besonders die Speisen und sonstige Lebensbedürfnisse. Ungeheuer*) fand ich nicht unter ihnen, wie Viele voraussetzten. Es sind im Gegentheil sehr gutmüthige Menschen. Sie sind nicht schwarz wie die Aethiopier, ihre Haare fallen glatt herunter. Sie wohnen nicht an Orten, wo die Sonnenstrahlen am heftigsten und eindringendsten sind, denn dort ist die Hitze außerordentlich, da sie, wie es scheint, unter dem 26¹/₂ Grad unter der Aequinoctiallinie liegen. Auf den Bergen macht sich eine stechende Kälte fühlbar, aber sie wissen sich davor zu schützen, weil sie an das Klima gewöhnt sind und sie sehr erwärmende Speisen und Getränke besitzen, welche sie oft und reichlich genießen. Ich habe also nirgendwo Ungeheuer*) gesehen, und habe auch nicht gehört, daß es solche gebe, ausgenommen auf einer Insel Namens Charis, der zweiten, die man auf dem Weg nach Indien von der Insel Hispania antrifft; diese soll von Leuten bewohnt sein, von denen man sagt, daß sie sich von Menschenfleisch nähren; sie haben mehrere Arten von Canoës, mit denen sie an allen Inseln von Indien landen, die sie verheeren und wo sie wegschleppen, was sie irgend finden.

*) Grausame blutdürstige Menschen. Navarette.

Sie unterscheiden sich von den andern Indianern durch sehr lange Haare, die wie Frauenhaare herabhängen. Sie bedienen sich der Bogen und Pfeile, die, wie ich schon gesagt, in Rohre gesteckt werden und sehr scharf gespitzt sind. Die andern Indianer (sie gelten für sehr wild) fürchten sie entsetzlich, ich für mich fürchte sie nicht mehr als die Andern. Die Bewohner von Charis stehen in Verbindung mit den Weibern, welche auf der Insel Mathenim leben (der ersten, welcher man von Spanien kommend, begegnet), die für sich allein einen Staat bilden. Diese Weiber thun keinerlei Arbeit ihres Geschlechts, sie bedienen sich der Bogen und Schleudern, wie ihre Männer auf Charis, zu ihrer Vertheidigung tragen sie große Kupferplatten, daran sie Ueberfluß haben. Man versichert mich, daß es eine Insel gebe, die noch größer ist als Hispania; die dortigen Einwohner sollen keine Haare haben; es gebe aber dort mehr Gold als auf allen andern. Zur Bestätigung alles dessen was ich sagte, bringe ich Eingeborene von dieser und den andern Inseln mit, deren Zeugniß meinen Bericht bestätigen wird. Um meine Herz- und Heimreise zu vervollständigen und die Vortheile meines Unternehmens in's Licht zu stellen, verspreche ich, wenn die unbesiegbaren Monarchen mir einige Hilfe gewähren wollen, denselben in kurzer Zeit so viel Gold, Wohlgerüche, Baumwolle, Gummi, Mastix zu bringen, als sie sich wünschen können, und als man auf der Insel Chios findet; auch Moß und so viel Sklaven als Ihre Hohheiten irgend bedürfen. Das Gleiche verspreche ich für Rhabarber und Gewürze, die ich schon entdeckte, und welche die Leute in der Festung noch entdecken werden. Ich selbst konnte nirgends bleiben, wenn ich nicht durch Winde zum Stillliegen gezwungen wurde, ausgenommen meinen Aufenthalt in der Stadt Nativits, wo mich der Bau der Festung und die Fürsorge für die Zurückbleibenden zurückhielt. Obgleich das, was ich berichtete, außerordentlich und unerhört ist, hätte ich noch viel, viel mehr ausrichten können, wenn ich die nöthigen Schiffe gehabt hätte, wie es sich gehört hätte. Nicht mir soll das große Unternehmen zu Gute kommen, sondern dem heiligen katholischen Glauben und der Frömmigkeit und Religion unserer Könige; denn der Herr gewährte mir, was in keines Menschen Sinn gekommen, weil Gott manchmal die Gebete seiner Knechte, welche seinen Geboten folgen, erhört, selbst bei Dingen, die unmöglich scheinen. So ist es mir geschehen, dem ein Unternehmen gelungen ist, das bisher nie in den Gedanken eines Sterblichen gekommen. Man hatte ja allerdings viel über die Existenz dieser Inseln gesagt und geschrieben. Alle sprachen darüber als von Hypothesen und im Tone des Zweifels, aber gesehen hatte sie Niemand und so wurden sie in das Reich der Fabeln verwiesen. So mögen denn der sehr glückliche König und die Königin, die Fürsten und Völker mit der ganzen Christenheit unserem Heiland Jesum Christum Dank darbringen, der uns solchen Sieg und Erfolg

verliehen hat. Man veranstaltete Prozessionen, und feire heilige Feste; man schmückte die Tempel mit Maien und Blumen, damit Jesus Christus sich über die Erde freuen könne, wie er sich über die Himmel freut, wenn er sieht, daß das Reich Gottes den Völkern nahe kommt, welche bisher verloren gewesen. Auch wir müssen uns freuen und jubeln und das nicht nur über die Verbreitung unsres allerheiligsten Glaubens, sondern auch über die Vermehrung irdischer Güter, von denen die Frucht Spanien und der ganzen Christenheit zu Theil werden wird.

Das sind die Begebenheiten, die ich Ihnen hier in aller Kürze gemeldet habe.

Adieu!

Lissabon, den 14. März.

Christof Columbus,
Admiral der Flotte des Oceans.

Anmerk. Die lateinische Uebersetzung des „sehr gelehrten und großmüthigen“ Leander des Cosco blieb als werthlos billig weg. Ein Brief von Columbus an Luis de Santangel, den Oberhofmeister der spanischen Majestäten, ist so ganz des gleichen Inhalts wie der obige, daß er gleichfalls nicht aufzunehmen war.

Bweite Reise von Christof Columbus.

Nabarette leitet dieselbe mit den Worten ein: „Pierre Martyr hat diese zweite Reise während seines Aufenthalts in Rom in lateinischer Sprache niedergeschrieben, aber da ein gewisser Arzt aus Sevilla Namens Chanca auf Befehl des katholischen Königes und der Königin die Reise auf dem Geschwader von Columbus mitmachte und er von Indien aus an die Mitglieder des Senats von Sevilla über das schrieb, was ihm begegnet war und was er sah, glaubte ich die Copie von dessen Brief geben zu sollen, obgleich beide Berichte im Wesentlichen auf das Gleiche hinauskommen, nur daß der Eine die Dinge berichtet, wie er sie erzählen hörte, während der Arzt mittheilt, was er gesehen hat. Sie widersprechen sich nicht, aber der Eine übergeht kleine Umstände, welche der Andere nicht vergißt, und da der Eine in seiner Art zu erzählen oft angenehmer ist als der Andere (y porque unos en la manera del recontar son mas afables que otros, siguese etc.), so geben wir den Brief des Arztes Chanca, welchen er an die Stadt Sevilla richtet.

Chanca schreibt: „Sehr hohe Herren! Da die Sachen, welche ich in andern Briefen an verschiedene Personen schrieb, nicht so mitgetheilt werden können, wie ich sie hier berichte, beschloß ich, Ihnen besonders zu schreiben, um einerseits Ihnen Nachrichten zu geben über dieses Land und andererseits Fragen zu stellen und Mittheilungen zu machen, welche ich Ihrer Herrlichkeit vorzulegen habe, kurz, Ihnen die Berichte zu erstatten, welche Sie verlangen können.

Die Flotte, welche unsere Herren, der katholische König und die Königin von Spanien, nach Indien schickten, um auf dem atlantischen Ocean Christof Columbus, ihren Admiral, dorthin zu bringen, verließ Cadix am 25. September d. J. 1493*) und steuerte bei günstigem Wetter und Weg in der von ihm gewollten Richtung.

*) Columbus lief diesmal mit 17 Schiffen und 1500 Mann Besatzung von Cadix aus.

Dieses Wetter dauerte zwei Tage, in welchen wir etwa 50 Meilen zurücklegten. Darauf wechselte es und war zwei Tage so schlimm, daß wir kaum oder gar nicht vorwärts kamen. Nach zwei Tagen gefiel es Gott, uns wieder gutes Wetter zu schenken, so daß wir nach Verlauf von abermals zwei Tagen an die große Canarieninsel kamen, wo wir landeten, zu was wir genöthigt waren, weil ein Schiff hergestellt werden mußte, das viel Wasser einließ. Wir blieben dort einen Tag, dann reisten wir weiter. Nun kam Windstille, so daß wir bis zur Insel Gomera (beinahe fünf Tage brauchten. Dort blieben wir einige Tage, um uns für die lange Zeit, in welcher wir kein Land sehen werden, möglichst mit Fleisch, Holz und Wasser zu versehen. Wir verweilten 19 oder 20 Tage in diesen Häfen, dann hatten wir einen Tag völliger Windstille und kamen endlich an die Eiseninsel, dann aber schenkte uns Gottes Güte so herrliches Wetter, als sich für eine so große Ueberfahrt nur wünschen ließ; nach 20 Tagen sahen wir Land*); wir hätten es wohl schon nach 14 oder 15 Tagen erblickt, wenn das Schiff des Admirals ein so guter Segler gewesen wäre als die Andern, denn Letztere waren oft genöthigt, ihre Segel einzuziehen, weil wir zuviel dahinten blieben. Wir hatten viel Glück und während der ganzen Fahrt kaum einen Unfall, außer am Vorabend des Sct. Simonistages, wo uns ein großes Unglück bedrohte. Am ersten Sonntag nach Allerheiligen, es war der 3. November, rief kurz vor Sonnenaufgang ein Matrose: „Gute Botschaft! wir sehen Land!“ (tenemos tierra!) Die Freude der Schiffsmannschaft war so groß, daß man sich vor den stürmischen, lustigen Aeußerungen kaum zu retten wußte, denn Alle waren des unangenehmen Seelebens herzlich satt; sie konnten kaum erwarten, bald an das Land zu kommen und seuzten wahrhaft darnach. Die einen der Steuermänner rechneten von der Eiseninsel an bis hierher 800 Meilen, die andern 780, — der Unterschied war also keinesfalls groß; rechnet man dazu die 300 Meilen, die von Cadix bis zur Eiseninsel angenommen werden, so macht das im Ganzen 1100; so ist es nicht erstaunlich, wenn Viele es müde waren, nichts zu sehen als Wasser. Am gleichen Sonntag erblickten wir vom Hintertheil der Schiffe aus eine Insel; bald erschien rechter Hand eine zweite, ganz ebene, während die erste bergig war. Beide waren, so weit man sehen konnte, mit Bäumen dicht bedeckt. Je mehr es tagte, desto mehr Inseln kamen zum Vorschein, so daß wir endlich in den verschiedenen Richtungen deren sechs erblickten, darunter ziemlich große. Man steuerte so, daß wir an der zuerst erblickten möchten

*) Es war die Insel Dominica, welche hier zuerst entdeckt wurde, darauf wurde Maria Galanta, Guadeloupe, Antigua und Portorico, am 4. Mai 1494 wurde Jamaika entdeckt.

landen können, und so näherten wir uns nach etwa einer Stunde der Küste, einzig und allein, um einen Hafen zu finden, in dem wir einzulaufen vermögen, aber wie weit wir auch fuhren, entdeckten wir keinen. Die ganze Insel war, soweit sich irgend sehen ließ, ein sehr schöner, großer Berg; bis auf das helle Wasser hinaus erfreute uns Alles, was wir erblickten, weil daheim um diese Zeit beinahe nichts Grünes zu sehen ist. Als der Admiral erkannte, daß kein Hafen zu finden sei, befahl er nach der Insel rechter Hand zu steuern, welche von der ersten 4—5 Meilen entfernt ist. Das Schiff blieb den ganzen Tag in der Nähe der ersten Insel, um einen Hafen zu finden, falls es nöthig würde hieher zurückzukehren. Auf der rechts gelegenen Insel fand der Admiral einen guten, sichern Port; sah auch Häuser und Bewohner. Er kehrte alsbald zur Flotte zurück, welche sich der andern Insel genähert hatte. Der Admiral stieg an das Land, ein großer Theil der Schiffsmannschaft folgte ihm, er entfaltete das große königliche Banner von Spanien und nahm in aller Form Besitz von der Insel. Die Insel war dicht mit Gesträuch und einer außerordentlichen Menge der verschiedenartigsten Bäume bewachsen, die uns Allen ganz unbekannt waren; die einen waren voll von Früchten, die andern von Blüthen. Alle hatten prachtvolle Blätter. Wir fanden hier einen Baum, dessen Blätter den Geruch von Gewürznelken hatten, er war dem Lorbeer ähnlich, nur nicht so groß, jedenfalls gehört er in das Geschlecht des Lorbeers. Er trug wilde Früchte verschiedener Art, welche einige der Spanier unvorsichtig versuchten*), kaum aber hatten sie mit der Zunge daran gerührt, so schwoll das ganze Gesicht fürchterlich an, es entstand eine heftige, von den größten Schmerzen begleitete Entzündung, — Alle geberdeten sich ganz rasend. Man suchte sie durch kühlende Mittel zu beruhigen. Wir fanden Niemanden auf der Insel, auch keine Spur von Menschen und glaubten sie darum unbewohnt.

Wir blieben bei zwei Stunden und kehrten dann auf das Schiff zurück, um am andern Morgen nach einer andern, sehr großen Insel zu gehen, welche niedriger schien. Wir kamen an einen sehr großen Berg, welcher sich bis gen Himmel erhob; in seiner Mitte erhob sich eine Spitze, noch höher als der ganze übrige Berg, aus welcher nach verschiedenen Seiten, besonders aber nach der unsrigen her, Quellen lebendigen Wassers flossen. In der Entfernung von drei Meilen glichen diese Quellen einem Springbrunnen, der vom Himmel herabzufallen schien, und so dick wie ein Dache war. Man sah das in solch weiter Entfernung, daß auf mehreren Schiffen Betten darüber angestellt wurden, ob es weiße Felsen oder Wasser seien. Sobald wir näher kamen, wußte man, was das Richtige sei.

*) Es war das wohl die Frucht des Macenillier, diese bringt solche Zufälle hervor.

Man konnte auf der Welt nichts Schöneres sehen, als die unendliche Wassermasse, welche von solch einer Höhe herabstürzte. Als wir an das Ufer der Insel gekommen waren, befahl der Admiral einer leichten Caravelle, zu laviren, um einen Hafen zu finden. So trennte sie sich von den Andern und erblickte einige Häuser am Land. Der Capitän sprang aus seiner Schaluppe und stieg an das Land. Er lenkte seine Schritte nach den Häusern und erblickte einige Bewohner, welche, sobald sie ihn erblickten, die Flucht ergriffen. Er trat in die Häuser, wo er Alles fand, was die Indianer besitzen, denn sie hatten nichts mitgenommen. Er nahm zwei sehr große Papageien, ganz verschieden von denen, die er bis jetzt gesehen; auch fand er viel gesponnene Baumwolle, oder solche, die gesponnen werden sollte, und Lebensmittel, welche eben verzehrt werden sollten. Von allen diesen Dingen nahm er ein wenig mit, besonders auch fünf oder sechs Beine von menschlichen Armen und Füßen. Sobald wir die letzteren Gegenstände gesehen hatten, vermutheten wir, es seien die Caraiibenseln, an denen wir uns befinden, deren Bewohner Menschenfleisch fressen. In der That hatte der Admiral nach den Andeutungen der Indianer, welche er auf seiner ersten Reise bei sich gehabt, seinen Lauf so gerichtet, daß er diese Inseln entdeckte, weil sie die nächsten in der Richtung nach Spanien sind, und auch, weil von hier aus der Weg nach der Insel Hispania führt, wo er bei seiner ersten Reise mehrere Leute gelassen hatte, welche wiederzusehen wir um so mehr verlangten, als wir durch die Wissenschaft und Weisheit des Admirals auf einem so direkten Weg zu ihnen gelangen konnten, als hätten wir einen geebneten, sichern Weg unter den Füßen. Diese Insel war sehr groß; von der Seite aus, welche wir befuhren, schien uns die Küste 25 Meilen lang; wir fuhren sie entlang, um einen Hafen zu finden, sahen sehr hohe Berge und weite Ebenen. An der Meeresküste waren einige kleine Völkchen, welche, sobald sie unsere Segel erblickten, die Flucht ergriffen. Nach etwa zwei Stunden fanden wir einen Hafen, es war aber schon sehr spät. Der Admiral befahl, daß mit Tagesgrauen ein Detachement seiner Leute die Insel durchforsche, und so geschah es. Einige kamen zur Mittagszeit zurück und brachten einen Knaben von ungefähr 14 Jahren mit, welcher ausfragte, er sei ein Gefangener, der schon lange hier sei. Die Andern zerstreuten sich und von den Letzteren nahm Einer ein Kind mit, das ein Mann an der Hand geführt und es dann stehen gelassen hatte, um fliehen zu können; man schickte es bald mit einigen Indianern zurück. Andere blieben und brachten später mehrere eingeborene Frauen der Insel; gefangen gehaltene Frauen kamen freiwillig. Einer der Hauptmänner dieses Detachements verirrte sich mit sechs Leuten in das Innere der Insel. Sie fanden sich erst nach vier Tagen zurück, als man sie schon verloren gegeben und von den Caraiiben aufgezehrt geglaubt hatte. Unter ihnen waren

Steuermänner und erfahrene Seeleute, und so hatte man geglaubt, sie würden sich nach dem Lauf der Gestirne richten, wenn sie noch am Leben wären, ohne zu bedenken, daß dieselben in dieser Himmelsgegend einen andern Gang haben. Bald darauf kamen einige Männer und Frauen und betrachteten sich die Flotte, sie als etwas ganz Neues bewundernd. Die Schiffe näherten sich dem Land, um mit ihnen in Verkehr zu treten, immer mit dem Ruf: „tayno! tayno!“ (was „gut“ heißt). Die Leute blieben unbeweglich stehen, da sie gewiß waren, sie können fliehen, sobald wir an's Land kommen. Mit Ausnahme von zwei Männern, welche man ergreifen und mitnehmen konnte, gelang es weder der Ueberredung noch der Gewalt, Jemanden zu bewegen, mit uns zu gehen. Man ergriff etwa zwanzig Frauen, die auf der Insel gefangen gehalten worden waren, und einige eingeborene Frauen nahm man mit Gewalt. Junge Knaben, die hier als Gefangene lebten, kamen freiwillig. Wir blieben acht Tage in diesem Hafen, wegen der Leute, auf deren Rückkehr wir warteten, und stiegen in dieser Zeit oft an das Land, besuchten die Leute und Wohnungen der Küste, wobei wir eine große Menge von menschlichen Gebeinen fanden; Menschenschädel waren in den Wohnungen aufgehängt wie Geschirre, in denen Verschiedenes aufbewahrt wird. Männer sahen wir beinahe keine, was daher kam, daß, wie die gefangenen Frauen aussagten, zehn Schiffe ausgefahren waren, um andere Inseln zu überfallen. Uebrigens schienen uns diese Leute civilisirter (*esta gente nos parecio mas politica*) als die, welche wir bisher auf den schon von uns besuchten Inseln gesehen hatten; obgleich die Hütten nur von Stroh gebaut, waren sie doch viel besser eingerichtet, viel besser mit Lebensmitteln versehen, und Männer wie Frauen verstanden sich viel besser auf Industrie.*) Wir fanden viel gesponnene Baumwolle und Decken, welche so fein gewoben waren, als sie irgend bei uns gemacht werden. Wir fragten die gefangenen Frauen, was für eine Art von Menschen die Caraißen seien. Sobald sie erfuhren, daß wir diese Leute hassten, weil sie Menschenfleisch verzehren, äußerten sie die lebhafteste Freude. Sie sagten uns, wenn man einen Mann oder eine Frau des Landes herbeibrachte, ob dieselben Caraißen seien oder nicht. Obwohl sie in unserem Schutz waren, bezugten sie die höchste Furcht vor ihnen, was bewies, daß sie einem unterworfenen Stamm angehören. So lernten wir Caraißen und Nichtcaraißen unterscheiden, zumal Erstere an jedem Fuß zwei von Baumwolle gewobene Ringe trugen, den einen am Knie, den andern am Fersenknoten; da diese Ringe sehr

*) Das Volk der Caraißen war es, mittelst dessen Beihülfe später Cortez seinen Zug gen Mexiko und die Zerstückung dieses Kulturvolkes der Neuen Welt ausführen konnte, denn die Caraißen waren die Todtfeinde der Mexitaner, insbesondere der damals herrschenden Dynastie der Montezuma. Fr. Pr.

eng sind, bilden sich durch sie Anschwellungen, welche offenbar als Schönheit gelten, durch welche sie sich von andern Stämmen unterscheiden. Die Sitten der Caraißen sind sehr rauh. Drei Inseln gehören ihnen: Die eine heißt Turuqueira, die, welche wir zuerst erblickten, Ceyre, und die dritte Ayay. Unter den Einwohnern herrscht eine solche Aehnlichkeit, daß man denken muß, sie gehören zu einer und derselben Familie. Unter sich thun sie sich nichts zu Leide, andere Inseln überfallen sie gemeinschaftlich, wozu sie sich auf großen Rähnen einschiffen, die von einem einzigen Baumstamm gemacht sind. Auf 150 Stunden in der Runde bringen sie bei ihren Landungen Tod und Verderben. Ihre Waffen sind Speere, aber nicht von Eisen, denn dieses Metall besitzen sie nicht; die Spitzen sind entweder von gespitzter Schildkrotplatte, oder von den Gräten einer Fischart gemacht, welche schon von Natur wie eine Säge gezackt sind. Diese Waffen richten viel Unheil an, zumal gegen Unbewaffnete, wie ihre Gegner es sind; gegen uns sind es ungefährliche Vertheidigungsmittel. Die Caraißen nehmen bei diesen Raubzügen alle Frauen mit, deren sie habhaft werden können, besonders die Schönen und Jugendlichen, welche Sklavendienste thun müssen; wir fanden in fünfzig Hütten mehr als zwanzig dieser Sklavinnen, welche uns freudig folgten. Diese Frauen erzählten uns Züge von Grausamkeit, die ganz unglaublich sind. Die Cannibalen lassen nur die Kinder ihres Stammes am Leben, alle andern ziehen sie zum Schlachten und Gefressenwerden auf, als wären es Hausthiere; ebenso behandeln sie gefangene Männer, deren Fleisch sie verzehren, sobald sie geschlachtet sind; sie sagen, das sei die köstlichste Speise der Welt, und wir fanden die Bestätigung dieses Geschmacks darin, daß alle Menschengelbeine, die wir sahen, bis zum letzten Fäserchen abgenagt waren, wenn das Fleisch daran nicht gar zu hart und alt gewesen war.

Wir fanden in einem Haus den Hals eines Mannes, der eben in einem Gefäß gekocht ward. Ihre Feste werden immer durch Menschenfresserei gefeiert. *)

Der schon verloren geglaubte Capitän und seine Leute waren in so elendem Zustand zurückgekommen, daß wir das größte Mitleid mit ihnen empfanden. Als wir sie fragten, wie sie sich so sehr haben verirren können, antworteten sie, sie seien in einen Wald gerathen, wo die Bäume so dicht beisammen gestanden, daß man den Himmel nicht schauen konnte. Einige Matrosen seien auf Bäume gestiegen, um die Richtung der Sterne zu sehen, aber sie haben nicht vermocht, sie zu unterscheiden, und wenn sie nicht endlich das Meer gefunden hätten, wären sie nie und nimmer der Flottille wieder begegnet.

*) Anmerk.: Die weitere Ausmalung der Gräuel bleibt besser übergangen.

Sonntag den 10. November verließen wir die Insel und entdeckten am andern Tag wieder eine Insel, die nicht sehr groß war, nur etwa zwei Meilen von der ersten entfernt, denn der erste Tag unserer Weiterreise brachte solche Windstille, daß wir gar nicht vorwärts kamen; wir umfuhren die Insel, da aber die Indianer, die mit uns waren, sagten, sie sei unbewohnt, weil die Caraïben sie verheert haben, hielten wir uns nicht auf. Am Abend sahen wir wieder eine, fanden aber in der Nacht darauf Untiefen an der Küste; aus Furcht davor warfen wir Anker aus, und wagten vor Tagesanbruch nicht uns zu bewegen. Auch die nächsten Tage sahen wir mehrere neue Inseln, landeten aber nirgends, um möglichst bald den auf der Insel Hispania Zurückgebliebenen den Trost unserer Ankunft zu bereiten. Es war Anderes beschlossen in Gottes Rath, wie ich bald erzählen werde. An einem späteren Tag, zur Mittagszeit, kamen wir an eine neue Insel*), die uns sehr gut bevölkert schien, wie wir aus der Menge bebauten Feldes schlossen, das wir erblickten.

Wir warfen die Anker und landeten. Der Admiral schickte ein wohlausgerüstetes Boot aus, um zu wissen, welche Art von Menschen hier lebe, ob man mit ihnen in Verkehr treten könne, und in welcher Richtung wir unsern Weg nehmen sollen. Obgleich der Admiral nie hier gewesen war, schlug er doch den ganz richtigen Weg ein, wie der Erfolg bewies; aber da immer Zweifel zu heben und Klarheit zu schaffen ist, wollte er, wie gesagt, Erkundigungen einziehen. Mehrere von den in der Schaluppe Abgestoßenen waren an das Land gestiegen, und kamen an Wohnstätten, deren Bewohner geflohen waren. Sie nahmen fünf oder sechs Frauen gefangen, welche meist Gefangene waren, weil die Insel gleichfalls den Caraïben gehörte, was wir von den Frauen wußten, welche wir mit uns führten. Als die Schaluppe mit ihrer in der Niederung der Insel gemachten Beute zurückkehrte, bemerkte man der Küste entlang ein Boot, in welchem sich vier Männer, zwei Frauen und ein Kind befanden. Sobald diese die Flottille erblickten, wurden sie von solchem Erstaunen ergriffen, daß sie mehr als eine Stunde lang sich nicht vom Platz bewegten, und etwa zwei Flintenschüsse weit so starr verharrten, daß wir auf unsern Schiffen sie vollkommen beobachten konnten. Die Spanier in der Barke näherten sich ihnen, sich möglichst am Land haltend, aber in der Ekstase, mit welcher die Indianer nach den Schiffen blickten, sahen sie die Unsern nicht, bis dieselben gerade neben ihnen waren. Auszuweichen vermochten sie also nicht, obwohl sie alle Kräfte anstrebten zu fliehen. Unsere Leute verfolgten sie so lebhaft, daß ihnen bald der Rückweg abgeschnitten war. Sobald die Caraïben erkannten, daß Flucht unmöglich sei, ergriffen sie mit großer Keckheit ihre Bogen, und Frauen wie Männer setzten sich

*) Sct. Martinsinsel.

zur Wehre. Ich sage „mit großer Reckheit“, weil es nur vier Männer und zwei Frauen waren, während die Zahl der Unsern sich auf 25 belief. Die Indianer verwundeten deren zwei, den Einen in die Brust mit zwei Pfeilschüssen, den Andern in die Seite, und hätten die Unsern nicht Schilde und eine Art Kiraß getragen, auch augenblicklich das Canoë umgestürzt und die Insulaner angegriffen, so wäre wohl die Mehrzahl der Unsern den Pfeilen der Wilden erlegen. Die Indianer hielten sich, nachdem ihr Boot umgestürzt worden war, durch Schwimmen über Wasser, nur hie und da saßen sie auf den Untiefen Fuß; noch von da aus zielten sie unablässig nach den Unsern, welche trotz aller Anstrengung nur eines Einzigen habhaft werden konnten; auch das war erst gelungen, als er einen Lanzenstich bekommen, in Folge dessen er starb, noch ehe er an Bord des Schiffes kam. Der Unterschied, welcher zwischen den andern Indianern und den Caraïben besteht, ist der, daß die Letzteren sehr lange Haare tragen, während die Andern auf ganz eigenthümliche Weise sich die Haare abrasiren und Kreuze und andere Zeichnungen auf den Kopf machen, wie es Jedem gefällt; sie machen das mit einem zugespitzten Rohr. Weder die Caraïben noch die Indianer der andern Inseln haben einen Bart; sehr selten sieht man Jemanden, der damit geschmückt ist. Die Caraïben, welche wir ergriffen, beschmierten sich Augen und Augenbrauen mit Schwarz, ich glaube als Schmuck, aber es macht sie nur noch schrecklicher. Einer sagte, auf der Insel Cahre, der ersten, welche wir berührten, gebe es viel Gold, und fügte hinzu, wenn wir ihnen Nägel mit Kopf und Spitzen bringen, um die Canoës zu bauen, wollen sie uns so viel Gold geben, als wir verlangen. Im Lauf der folgenden Tage sahen wir viele Inseln, welche der Admiral die „Eilftausend Jungfrauen“ nannte.

Das Land der Einen liegt sehr hoch, sie ist unfruchtbarer als alle bis jetzt gesehenen, aber sie scheint viele Metalle in sich zu bergen. Einige Fischerhütten lagen zerstreut an der Küste, die Indianer an Bord gaben vor, sie sei gar nicht bewohnt. Wieder später entdeckten wir die Insel Buriquen*), die sehr schön und fruchtbar zu sein scheint; hier verüben die Caraïben ganz besonders ihre Räubereien und schleppen eine Menge Menschen fort. Die Bewohner haben keine Boote und können auch nicht schwimmen; dagegen wissen sie sich der Armbrust zu bedienen, wie die Caraïben an Bord sagen, und wenn sie sich eines ihrer Angreifer bemächtigen können, tödten und verzehren sie ihn, so gut als die Caraïben es thun. Wir blieben zwei Tage in diesem Hafen; Viele der Unsern stiegen an das Land, aber man konnte mit Niemanden verkehren, weil Jedermann aus Furcht vor den Caraïben floh. Der Admiral hatte auf seiner ersten Reise keine dieser Inseln gesehen, sie wurden Alle erst

*) Porto Rico.

jetzt entdeckt; Alle sind sehr schön und fruchtbar; aber die Insel Buriquen ist die herrlichste der Welt. Hier ungefähr enden die gegen Spanien gelegenen Inseln, welche der Admiral noch nicht gesehen hatte, gewiß ist, daß sich Land findet, das bei 40 Stunden näher gegen Spanien liegt, denn zwei Tage früher, als wir Land sahen, erblickten wir Vögel, die man Fregatten nennt; es sind See-raubvögel, welche sich nie auf dem Wasser aufhalten, noch schlafen. Es war schon spät als sie aufflogen und dem Lande zueilten, um dort zu schlafen. Sie nahmen ihren Flug nach rechts, wo wir Land vermutheten, aber nicht untersuchten, da es uns von unserer Richtung abgebracht hätte. Ich glaube, daß in Kurzem neue Reisen diese Länder entdecken werden. Am 22. November brachen wir mit Tagesanbruch von dieser Insel auf und gelangten noch vor Nacht an ein Land, das uns nicht bekannter war, als alles bisher Gesehene, aber nach den Reden der Eingeborenen an Bord glauben wir, es sei Española*) (Hispania), und hier sind wir nun. Zwischen dieser Insel und Buriquen erblickte man eine andere, nicht sehr große.

Nach unserer Ankunft auf dieser Insel Española fanden wir zuerst niederes, flaches Land am Cap del Engaño, so daß Alle zweifelten, ob wir an dem geglaubten Lande seien, weil weder der Admiral noch einer der Mannschaft diese Seite der Insel je gesehen hatten. Da die Insel sehr groß ist, ist sie in Provinzen mit verschiedenen Namen eingetheilt; der Theil, an welchem wir zuerst landeten, heißt Hayti, die an sie grenzende Provinz Kamana, und wieder die nächste Bohio. In Letzterer befinden wir uns jetzt. Diese Provinzen zerfallen wieder in viele andere, weil sie so groß sind; die, welche die Küste bereist haben, versichern, sie könne 200 Stunden lang sein; ich würde jedenfalls sie zu 150 Stunden berechnen. Ihre Breite kennt man bis jetzt nicht. Eine Caravelle, die vor 40 Tagen abging, um sie zu umschiffen, ist noch nicht zurückgekehrt. Es ist ein ganz eigenthümliches Land, in welchem es große Flüsse, hohe Berge, schöne Thäler und große Ebenen gibt; ich glaube, daß hier das Gras das ganze Jahr nie vertrocknet, noch daß es auf dieser oder den andern Inseln einen Winter gibt, weil man um Weihnachten Vogelnester mit Eiern und andere mit jungen Vögeln findet. Aber weder hier noch auf den andern sah ich irgend einen Vierfüßler, ausgenommen einige Hunde von allen Farben wie bei uns; ihrer Art nach gleichen sie den Schooßhunden. Wilde Thiere gibt es hier nicht. Es gibt auch ein Thier von der Farbe und den Haaren des Kaninchens, von der Größe eines Hielhasens mit langem Schwanz und Pfoten wie die einer Ratte; es klettert auf die Bäume; die, welche sein Fleisch aßen, sagen, es sei sehr gut. Eidechsen gibt es auch, aber nicht viele, weil die Indianer ihr Fleisch für einen so

*) Neuspanien.

großen Lederbissen achten, als wir daheim die Fasanen. Sie sind von der Größe der unsrigen, weichen aber der Körperbildung nach ab; doch sah man auf der Ziegeninsel, wo wir einige Tage blieben, eine sehr große Eidechse; man sagt, sie sei so dick wie ein Kalb und so lang als eine Lanze gewesen. Man zog mehrere Male aus um sie zu tödten, aber sie entwichte immer in's Meer, ohne daß man damit zu Stande kam. Es gibt auf dieser und den andern Inseln eine Menge Vögel wie bei uns zu Hause, und andere, die wir nicht kannten. Hausvögel haben wir hier gar keine gesehen, nur in Zuruquia gab es in den Häusern schneeweiße Enten; einige waren auch sehr hübsch schwarz mit rasirtem Kamm; sie sind größer als die unsern, aber kleiner als unsere Gänse. Wir fuhrten etwa 100 Meilen die Küste entlang, weil das ungefähr die Entfernung war von dem Centrum der Insel, wo der Admiral seine Leute gelassen hatte. Als wir die Provinz Kamaná passirten, landeten wir gerade an der Heimath eines der Indianer, welchen der Admiral bei seiner letzten Reise begleitet und zurückgeschickt hatte. An diesem Tag starb der Matrose aus Biscaya, welchen die Caräiben verwundet hatten. Da wir der Küste entlang fuhrten, hatte man Zeit, eine Abtheilung an das Land zu schicken, um ihn zu beerdigen. Diese Abtheilung war von zwei Caravellen begleitet, welche sich ganz an das Land machten. Eine große Menge Indianer kam der Barke entgegen. Einige trugen Gold in den Ohren und am Hals; sie wollten mit den Christen auf das Schiff kommen, aber diese erlaubten es nicht, ohne vom Admiral dazu ermächtigt zu sein. Als sie sahen, daß man sie nicht mitnehme, warfen sich zwei in ein kleines Boot und begaben sich in eine der Caravellen, die sich dem Lande genähert hatten; man nahm sie mit Freundlichkeit auf und brachte sie auf das Schiff des Admirals. Sie sagten durch einen Dolmetscher, daß ein gewisser König sie schicke, um zu wissen, wer wir seien, und uns zu bitten, daß wir landen möchten, weil sie viel Gold haben, von dem sie uns geben wollen, wie auch von den Lebensmitteln, die sie haben. Der Admiral ließ Jedem ein Hemd, eine Mütze und andere Kleinigkeiten geben, und ihnen verständlich machen, er reise nach der Insel Guacamari, und könne sich darum jetzt nicht aufhalten, er werde aber später Gelegenheit finden, den König zu besuchen. Die Indianer verließen uns mit dieser Antwort.

Wir fuhrten weiter und kamen in einen Hafen, den wir Monte Christo nannten, wo wir uns zwei Tage aufhielten, um die Lage des Landes zu erkunden, zumal dieser Ort ihm gesünder schien, als der, wo er seine Leute gelassen hatte; er gedachte, jedenfalls hier eine Niederlassung zu gründen. Wir stiegen dann an das Land; in der Nähe war ein großer Fluß mit sehr gutem Wasser, aber das Land ringsum war feucht und ungesund, um bewohnt zu werden. Einige der Unsern untersuchten den Fluß und die Gegend und fanden

in einem Gebüsch am Fluß zwei todte Männer, den Einen mit einem Strick am Hals, den Andern mit einem Strick um den Fuß. Das geschah am ersten Tag. Am folgenden fanden sie ein wenig entfernter wieder zwei todte Körper. Sie lagen so, daß man sehen konnte, sie haben große Wårte gehabt. Einige von den Unseren zogen daraus traurige Schlüsse, und das nicht ohne Grund, denn die Indianer haben, wie ich schon sagte, keinen Bart. Dieser Hafen ist ungefähr zwölf Meilen von dem Ort, wo wir die zurückgebliebenen Christen zu finden hofften. Nach zwei Tagen lüfteten wir die Segel, um zu ihnen und dem Indianerkönig Guacamari zu kommen. Wir gelangten auch wirklich an den Ort unserer Bestimmung, da es aber schon spät war, und viele Untiefen in der Nähe, auf denen den Tag zuvor ein Schiff aufgelaufen war, das der Admiral ausgeschildet hatte, wagten wir nicht einzulaufen. Am andern Morgen ließ der Admiral mit dem Sentblei sondiren, und als wir uns vergewißert hatten, daß wir in aller Sicherheit einlaufen können, blieben wir die nächste Nacht hier, etwa eine Stunde vom Land entfernt. Am Abend sahen wir in großer Eile ein Canoë auf uns zukommen, in welchem fünf oder sechs Indianer zu sein schienen. Der Admiral glaubte, sie wollen andeuten, wir sollen uns um unserer Sicherheit willen etwas zurückziehen, und wollte nicht, daß wir auf sie warten. Aber sie bestanden auf ihrem Vorfaß, zu uns kommen zu wollen, und ruderten bis auf einen Büchschuß weit in unsere Nähe; dann hielten sie stille, um uns zu betrachten, und da sie sahen, daß wir nicht auf sie warten, kehrten sie zurück an das Land. Sobald wir in der Bay von Caracol angekommen waren, ließ der Admiral zwei Lombardschüsse*) abgeben, um zu sehen, ob die Christen, die in Guacamari geblieben, nicht in gleicher Weise antworten, da sie auch Lombarden hatten. Weil nichts sich hören ließ und man keine Spur von Rauch, Feuer oder einer Wohnung sah, gab sich Jedermann der Traurigkeit und den übelsten Befürchtungen hin. Während wir so Alle in Betrübniß beisammen saßen, kam in der vierten oder fünften Stunde der Nacht das gleiche Canoë wieder, das wir am Abend gesehen hatten, und die darin befindlichen Indianer baten, zu dem Admiral oder einem der Capitäne geführt zu werden. Man führte sie auf das Schiff des Admirals, aber sie verweigerten einzutreten, ehe sie mit dem Admiral gesprochen haben. Sie verlangten Licht, um ihn erkennen zu können, und als sie ihn erkannt hatten, traten sie ein. Einer von ihnen war ein Vetter von Guacamari, welcher schon früher abgesandt worden war. Sie brachten goldene Masken, welche der Kazike als Geschenk für den Admiral und für einen Capitän schickte, welche der Kazike schon auf der ersten Reise kennen gelernt hatte. Die Indianer blieben auf dem Schiff und

*) Anmerk.: Kleine Seekanonen.

sprachen drei Stunden lang in Gegenwart Aller mit dem Admiral; sie bezeugten große Freude, daß er wieder gekommen. Als man sie nach den Christen frug, versicherte der Better von Guacamari, sie befinden sich wohl, obwohl Einige durch Krankheit, Andere durch Streit, der unter ihnen ausgebrochen, gestorben seien. Guacamari sei am Fuß verwundet und habe deshalb nicht kommen können, er werde aber am andern Tag kommen. Sie erzählten, daß zwei andere Könige, Caonabó heiße der Eine, Mayreni der Andere, Guacamari den Krieg erklärt und alle Wohnungen zerstört haben. Darauf gingen sie fort und sagten, sie werden am andern Tag mit Guacamari zurückkehren. Wir waren durch die mitgetheilten Einzelheiten ein wenig getrübt. Den ganzen andern Morgen warteten wir auf die Ankunft von Guacamari; auf Befehl des Admirals gingen einige Männer an das Land und wandten sich nach der Gegend, wo der indianische Häuptling residirt hatte, aber Alles lag in Asche. Das von einer starken Palissade umgebene Landhaus, in dem die Christen gewohnt hatten, war mit Allem, was darin gewesen, verbrannt oder niedergeworfen. Man fand einige Mäntel und andere Kleidungsstücke, welche die Indianer herbeigetragen, um sie in das Haus zu werfen (*a echar en la casa*). Wer von den Indianern kam, war sehr verschüchtert, und statt sich uns zu nähern, flohen sie vielmehr, was uns nicht gut schien, weil uns der Admiral gesagt hatte, die Indianer werden, sobald wir kommen, in solcher Menge herbeieilen, daß wir uns ihrer kaum erwehren können, wie es bei der ersten Reise gewesen. Daß sie uns jetzt offenbar mißtrauen, war uns kein gutes Zeichen. Endlich näherte sich uns ein Verwandter von Guacamari, den unsere Freundlichkeit und Geschenke von Klingeln und Glasperlen zutraulich gemacht, und kam mit drei Andern auf einer Barke an Bord des Schiffes. Als man sie nach den Christen frug, antworteten sie, daß Alle todt seien. Einer der Indianer, der aus Castilien mit uns zurückgekommen war, hatte das Gleiche schon von zwei Indianern gehört, die zuerst an Bord gekommen waren, aber wir hatten es nicht zu glauben vermocht. Nun fragte man den Verwandten von Guacamari, wer denn die Christen umgebracht habe. Er erwiderte, der König Caonabó und der König Mayreni haben Alles niedergemacht. Viele von den Ihren seien gleichfalls schwer verwundet, dem Kaziken sei der Fuß von einem Speer durchstoßen; er sei nach einem andern Ort geflüchtet, wo er ihn eben abzuholen gedenke. Man gab ihm einige Geschenke und er verließ uns, um seinen Verwandten zu besuchen. Wir erwarteten die Beiden den ganzen andern Tag, und als wir sahen, daß sie nicht kommen, fürchteten wir, der Nachen sei bei der Rückkehr mit den Indianern untergegangen, da man ihnen zwei- oder dreimal Wein zu trinken gegeben hatte, und ihr Boot so klein war, daß es leicht umschlagen konnte. Am andern Tag stieg der Admiral, von

Einigen der Unfern begleitet, an das Land. Wir begaben uns nach der Gegend, wo die Stadt gebaut sein sollte. Alles war verbrannt. Auf dem Gras lagen die Kleider der Christen, aber Todte sahen wir nicht. Die Meinungen der Unfern waren getheilt; die Einen hatten Verdacht, Guacamari selbst habe Theil an dem an den Spaniern verübten Mord; Andere wollten das nicht glauben, weil auch seine Residenz abgebrannt war. Der Admiral befahl nachzugraben, ob sich nicht unter dem Boden der Festung etwas finde, weil er Befehl gegeben hatte, daß, wenn eine gewisse Quantität Gold gefunden sei, es in die Erde gegraben werde. Während man diese Arbeit vollführte, wollte er eine Meile weit in das Innere bringen, um nach einem Ort zu sehen, der für die Anlegung einer Stadt geeignet schiene. Einige von uns gingen mit ihm und besichtigten das Land von der Küste aus, wir kamen an ein Dorf, das aus sieben bis acht Häusern bestand; die Indianer verließen ihre Wohnungen, sobald sie uns kommen sahen. Was sich wegstrecken ließ, trugen sie weg und verbargen das Uebrige in das Gras, das die Häuser umgab. Diese Eingebornen sind so roh, daß sie nicht einmal einen ordentlichen Wohnsitz zu bauen verstehen. Von der Erbärmlichkeit der Hütten an der Küste kann man sich keinen Begriff machen. Sie sind ringsum so dicht mit Gras bedeckt, daß man nicht begreift, wie Menschen in solcher Feuchtigkeit leben können. Wir fanden in den Hütten vieles, was den Christen gehört hatte, und was dieselben sicher nicht ausgetauscht hatten, z. B. einen sehr hübschen maurischen Mantel, der noch ganz so eingepackt war, wie er aus Castilien kam, ferner Strümpfe, ein Stück Tuch, einen Schiffsanker, welchen der Admiral auf seiner ersten Reise in dieser Gegend verloren hatte, und eine Menge anderer Dinge, was uns mehr und mehr in unserer Meinung bestärkte. Unter den von den Indianern versteckten und von uns gefundenen Sachen fanden wir auch in einer sorgfältig zugenähten Matte einen wohlerhaltenen menschlichen Kopf. Wir dachten, es könnte der Kopf eines Vaters, einer Mutter, oder sonst eines geliebten Wesens sein. Seitdem hörte ich sagen, man habe noch viele gleich sorgfältig aufbewahrte Köpfe gefunden, was uns in unserer Annahme bestärkte. Darauf wandten wir uns rückwärts und kamen noch am gleichen Tag nach der Stelle, wo die Stadt gestanden war.

Wir fanden dort mehrere Indianer, welche sich beruhigt hatten und die kamen, um Geld einzuwecheln. Sie zeigten uns einen Ort, wo elf Christen beerdigt waren; schon sproßte das Gras über ihren Leichen. Alle sagten einstimmig, Caonabó und Mayreni haben sie getödtet. Sie mischten in ihr Wehklagen auch viele Anklagen gegen die Christen, von denen der Eine drei, der Andere vier Frauen sich angeeignet hatte. An einem spätern Tag befahl der Admiral, daß eine Caravelle abstoße, um einen für eine Niederlassung geeigneten Ort zu finden, was ihm bisher nicht gelungen war. Wir fanden

einen sehr sichern Hafen und einen zu einer Niederlassung sehr passenden Boden, doch wollte der Admiral noch nichts bestimmen, da wir hier sehr weit von den Goldminen entfernt gewesen wären.

Eine zweite Caravelle, die nach einer andern Seite hin gesegelt war, auf der sich Melchior und vier bis fünf vertrauenswürdige Männer befanden, kam beinahe mit uns in den Hafen zurück. Während sie die Küste entlang gefahren waren, hatten sie ein von zwei Indianern besetztes Canoe begegnet, von denen der Eine von einem der Steuer männer als der Bruder von Guacamari erkannt ward. Auf die Frage, welche Melchior an sie richtete, antworteten sie, Guacamari lasse sie dringend ersuchen an das Land zu steigen und sich nach seiner Residenz zu begeben. Die Spanier folgten diesem Wunsch und fanden Guacamari auf seinem Bette liegend, über große Schmerzen und Wunden klagend. Sie sprachen mit ihm und fragten nach den Spaniern. Der Kazike erwiderte wie die Andern, Caonabó und Mayreni haben sie ermordet und ihn selbst am Schenkel verwundet, der dick verbunden war. Man hatte keinen Grund, dem nicht zu glauben, was der Kazike sagte. Als die Spanier weggingen, gab er Jedem von ihnen einen Goldschmuck, je nach der Stellung, die er ihm beimaß. Sie machen dieses Gold zu sehr dünnen Blättchen*), weil sie es so brauchen, um die Masken zu vergolden, die aus flüssigem Erdharz hergestellt werden. Sie machen auch viel andere Schmucksachen und hängen sie in Ohren und Nase; sie thun das nicht, um ihren Reichthum zur Schau zu stellen, sondern es ist das ihr Geschmack so. Guacamari gab so gut als möglich durch Zeichen zu verstehen, daß, da er krank sei, er den Admiral bitte, zu ihm zu kommen. Als derselbe kam, erzählte man ihm, was geschehen war.

Bald darauf wiederholte der Admiral seinen Besuch, und befahl diesmal, da er in Kurzem abzureisen gedachte, allen Capitänen, mit ihm an das Land zu stoßen; auch von der andern Mannschaft nahm er mit, wem er Vertrauen schenken konnte. Sie hatten auf ihren Anzug die größtmögliche Sorgfalt verwendet, so daß man sie selbst in einer europäischen Hauptstadt wohl bewundert hätte. Columbus nahm Geschenke für Guacamari mit sich, um die Höflichkeit zu erwidern, mit welcher ihn der Kazike mit einer gewissen Quantität Gold beschenkt und ihm damit seinen guten Willen erzeigt hatte. Auch Guacamari hatte Geschenke in Bereitschaft gesetzt. Wir fanden ihn auf seinem Bett, das nach der Sitte des Landes frei aufgehängt war; er erhob sich nicht, aber erwies uns liegend jede Art von Höflichkeit, und drückte mit Thränen im Auge seinen Schmerz über den Tod der Christen aus. So gut als möglich erzählte er uns, wie die Einen durch Krankheit, die Andern durch König Caonabó

*) In der Art, wie das Schaumgold früher hergestellt wurde, um die Rüsse des Weinachtsbaumes zu vergolden.

auf dem Weg nach den Goldminen getödtet worden, Dritte in ihrer Stadt auf andere Weise umgekommen seien. Aus dem Zustand der Leichen zu urtheilen, waren kaum zwei Monate seit diesen Begebenheiten verflossen. Nachdem er geendet, bot der Kazike dem Admiral $8\frac{1}{2}$ Unzen Gold und 5—600 geschliffene Steine von verschiedener Farbe, eine Mütze, die gleichfalls reich mit Steinen, besonders durch einen Juwel in der Mitte geschmückt war, auf welche er großen Werth zu legen schien. Die Indianer scheinen Kupfer für werthvoller zu halten als Gold. Da ein Schiffschirurg mit uns war, sagte der Admiral dem König, dieser Arzt sei sehr geschickt in der Heilung menschlicher Krankheiten, und frug, ob er ihm nicht seine Wunde zeigen wolle. Er erwiderte, es wäre ihm sehr lieb, worauf ich ihm bemerkte, es wäre dazu nothwendig, daß er, wenn irgend möglich, sein Haus verlasse, da es hier zu dunkel sei und die Menge Leute die Luft verpesten. Wirklich verließ er sein Bett und ging, auf den Arm des Admirals gestützt, in's Freie. Der Chirurg näherte sich ihm und nahm den Verband ab; er bemerkte gegen den Admiral, die Wunde rühre offenbar von einer eiba (Steinart) her. Ich bin überzeugt, daß der Patient im Fuße so wenig Schmerzen mehr hatte, als im andern, aber seinen Grimassen nach zu schließen, litt er schwer. Eine bestimmte Vorstellung über die Vorgänge konnte man sich auch heute nicht bilden, soviel aber ist gewiß, daß er von Feinden überfallen worden war. Der Admiral wußte nicht recht, wie sich verhalten. Es schien ihm und vielen Andern, daß vor der Hand das Beste sei, zu thun, als glaube man dem Kaziken auf's Wort, um bei anderem Erfund ihn später desto strenger strafen zu können. Am Abend dieses Tages ließ sich Guacamari auf das Schiff des Admirals tragen. Man zeigte ihm die Pferde und alles weitere Mitgebrachte, worüber er, als über ihm völlig unbekannte Dinge, hoch entzückt war. Er nahm auf dem Schiff eine Mahlzeit an und kehrte erst am Abend heim. Der Admiral theilte ihm mit, er wolle künftig mit ihm an einem Orte leben, und hier eine Stadt anlegen. Der Kazike schien darüber entzückt, bemerkte aber, diese Gegend eigne sich wohl zu keiner Niederlassung, da sie zu feucht sei, wie es auch wirklich der Fall war. Alles das ward mittelst zweier Dolmetscher verhandelt, welche bei der ersten Reise mit nach Castilien gegangen und nun zurückgekommen waren. Sie waren die Einzigen von sieben, die überblieben waren, fünf waren unterwegs gestorben, und auch sie waren dem Tod nahe genug gewesen. Wir ankerten noch einen Tag lang in diesem Hafen, und der Admiral ließ das den Kaziken wissen, da derselbe die Zeit unserer Abreise zu wissen wünschte. Am gleichen Tag kam ein Indianerhäuptling mit mehreren andern Indianern, um etwas Gold einzuwechseln, auch die nächsten Tage gewann man viel des kostbaren Metalls. Es waren zehn Frauen vom Stamme der Buriquen auf dem Schiff, die man auf

der Insel Caraby mitgenommen hatte. Der Bruder von Guacamari unterhielt sich mit ihnen; wir glauben, daß er ihnen rieth zu thun, was sie in der Nacht darauf ausführten. Kaum hatten wir uns nämlich dem Schlafe überlassen, so glitten sie sämmtlich ganz sachte in das Wasser und schwammen mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als man die Flucht bemerkte, sie einen solchen Vorsprung hatten, daß es unmöglich gewesen wäre, sie einzuholen; vier davon erhaschte man, als sie eben an das Land stiegen, nachdem sie mehr als eine Meile geschwommen. Den Tag darauf ließ der Admiral Guacamari sagen, er habe ihm alsbald die Frauen zu schicken, die in der vergangenen Nacht geflohen seien, auch schickte er Leute zu ihrer Verfolgung aus. Als die Gesandten in den Weiler kamen, fanden sie ihn völlig leer, nicht ein Mensch war zurückgeblieben. Viele von uns fanden nun ihren Verdacht bestätigt, Andere meinten, sie haben vielleicht bloß ihrer Gewohnheit nach den Wohnort gewechselt. Am darauf folgenden Tag ließen wir die Schiffe im Hafen und segelten in Booten die Küste entlang, da der Admiral nach einem Ort suchte, der für eine Niederlassung günstig sei. Die Indianer flohen sämmtlich, sobald sie uns erblickten. Wir durchstreiften die Häuser und fanden sie alle leer; nur in einem war, hinter Holz versteckt, ein Indianer, welchem ein Speerwurf die Achsel durchbohrt hatte, was ihn am Fliehen hinderte. Die Bewohner dieser Insel kämpfen mit spitzigen Speeren, die sie mit großer Kunstfertigkeit in bedeutende Entfernung werfen. Unbewaffneten gegenüber können sie mit dieser Waffe großen Schaden zufügen. Dieser Indianer erzählte, daß Caonabó und die Seinen ihn verwundet und die Häuser von Guacamari niedergebrannt haben. Das Wenige, was wir verstanden und die Versionen seiner Erzählung mit der der Anderen brachten uns in große Verlegenheit, denn wir sind jetzt noch mehr in Ungewißheit über die Todesursachen der Unseren. Auch dieser Hafen und seine Umgebung schien uns in Bezug auf die Gesundheit nicht gut zur Niederlassung. Der Admiral entschloß sich wieder an der Küste aufwärts zu fahren, wohin wir von Castilien aus gekommen waren, weil man ihm gesagt hatte, es finde sich dort Gold. Das Wetter war uns so ungünstig, daß die 30 Meilen rückwärts uns mehr Mühe kosteten, als von Castilien hierher zu kommen, so kam es, daß in Verbindung mit der Länge des Weges, mehr als drei Monate verflossen sind, seit wir an das Land stiegen. Die Vorsehung gab, daß wir in Folge des übeln Wetters, das uns am schnellen Vorwärtskommen hinderte, einen so guten Hafen fanden, als wir nur wünschen konnten; es gibt dort auch eine große Menge Fische, deren wir sehr bedurften, da wir beinahe kein Fleisch mehr hatten. Die Fische in dieser Himmelsgegend sind gar sonderbar, bieten aber viel gesündere Speise als in Spanien, nur erlaubt das Klima nicht, sie über Nacht aufzubewahren, weil die Luft hier sehr heiß und

feucht ist, weshalb sie schnell in Verwesung übergehen. Das Land ist außerordentlich fruchtbar an allen Arten von Früchten; nahe bei uns fließen zwei Flüsse; von denen der eine groß, der andere mittelmächtig groß ist; Beide haben vortreffliches Wasser. Am Ufer eines der beiden Flüsse baut man eine Stadt mit Namen Martha, die von einer Seite von Wasser und einer so steilen Felsengruppe umgeben ist, daß sie gar keiner Befestigung bedarf; die andere Seite ist mit einem solch dichten Gehege umgeben, daß kaum ein Kaninchen durchschlüpfen könnte; die Bäume dort sind so frisch und grün, daß sie jedem Feuer widerstehen müßten. Man hat begonnen einen Arm des Flusses abzulenken und denselben nach dem Plan der Baumeister durch die Stadt zu leiten, um Mühlen, Sägmühlen und alle Werkstätten gründen zu können, für welche man des Wassers bedarf. Man hat auch schon viele Küchengewächse gesät, und sie wuchsen hierzulande schneller in acht Tagen als daheim in zwanzig. Es kommen viele Indianer hieher und mit ihnen Kaziken, die man als Häuptlinge ihres Stammes bezeichnen kann. Mit ihnen kamen auch viele Indianerinnen, beladen mit Agese, einer Art Rüben, die vortrefflich zu essen sind, wir bereiten sie auf die verschiedenste Art zu. Es ist das eine außerordentlich angenehme, kräftige Speise, an der wir Alle uns ergötzen, zumal wir, wie ich ohne Uebertreibung sagen darf, vorher auf dem Meer außerordentlich ärmlich lebten, weil wir nicht wissen konnten, wie lange es dauere, bis wir Land sähen. Um das Leben zu sichern, mußten wir die Lebensmittel sparen. Die Indianer tauschten gegen ein Endchen Band, Glasperlen, Stecknadeln, ja Scherben von Porzellan und Glas, Lebensmittel, ja Gold ein und was sie irgend haben. Die Indianer heißen die Wurzel Hage, die Caraißen Age, Wabi.

Männer und Frauen bemalen sich den Leib, und das ist ihr höchster Schmuck. Die Einen bemalen sich schwarz, die Andern weiß oder roth und das in so sonderbarer Weise, daß man bei ihrem Anblick das Lachen nicht unterdrücken kann. Ihren Kopf rasiren sie an verschiedenen Orten, dann lassen sie wieder Haarbüschel stehen, — es ist unmöglich ihre Frisuren zu beschreiben; nur soviel läßt sich sagen, daß, was man in Spanien auf den Kopf eines Wahnsinnigen zusammenhäufen könnte, man hier auf den Köpfen der Vornehmsten als höchsten Schmuck sieht.

Wir sind in einem Land, wo sich viele Goldminen finden, von denen keine über 20—25 Meilen entfernt ist, aber die einen liegen, wie man sagt, in Niti, dessen Herrscher Caonabo ist, welcher die Christen niedermegelte, die andere heißt Cibao, welche wir, so Gott will, in einigen Tagen mit eigenen Augen sehen werden. Wir wären schon dort, wenn wir nicht so viel zu thun hätten, daß wir es kaum zu bewältigen vermögen, zumal seit 4—5 Tagen einer von unsern Leuten um den andern erkrankt; sie haben viel zu leiden,

ich hoffe aber, durch Gottes Gnade werden Alle bald gesund sein. Wenn uns die Indianer nur verstehen könnten, würden sie sich gewiß bald bekehren, denn sie ahmen Alles nach, was sie uns thun sehen, sei es, wenn wir vor den Altären niederknien, sei es, wenn das Angelus geläutet wird, oder wenn sie unsere andern Andachtsübungen und das Zeichen des Kreuzes machen sehen. Alle sagen, sie wollen Christen werden, obwohl sie eigentlich Götzendiener sind, wir haben in ihren Hütten verschiedene Götzbilder gesehen. Ich frug sie, was das sei, und sie erwiderten mir, es sei eine Art Turcy, d. h. vom Himmel. Ich wollte die Dinge in das Feuer werfen, aber das betrübte sie so sehr, daß sie zu weinen anfangen. Sie denken, Alles was wir ihnen bringen, komme vom Himmel, und nennen darum Alles Turcy, was, wie gesagt, Himmel heißt. Der erste Tag, den ich am Lande schließ, war der Tag des Herrn. Die kurze Zeit, welche wir am Lande verbrachten, wurde weniger mit der Erforschung des Landes und seiner Produkte, als damit ausgefüllt, uns mit dem Nöthigsten zu versehen; schon das Wenige, was wir gesehen, flößte uns größte Bewunderung ein. Wir sahen Bäume, die so feine Wolle hervorbrachten, daß Kenner sagen, man könne das schönste Tuch daraus verfertigen. Diese Bäume gibt es in solcher Menge, daß es uns trotz aller Schwierigkeiten des Pflückens leicht gewesen wäre, ganze Caravellen damit zu befrachten; die Bäume sind sehr stachelig, aber ich denke, es sollte ein Mittel ausfindig gemacht werden, die Wolle doch sammeln zu können. Es gibt Baumwollenbäume, welche das ganze Jahr Früchte bringen, die Kapseln sind so groß als Duraznos (eine Art Pflirsche). Es gibt ferner Bäume, die eine Art Wachs hervorbringen, das dem der Bienen außerordentlich gleicht, so daß beinahe kein Unterschied ist weder im Geruch noch in dem der Substanz. Wir fanden auch eine Menge Terebinthenbäume vom feinsten Geruch, aus denen man den besten Gummi bereiten kann. Wir glauben auch Muskatnußbäume gesehen zu haben, doch kann ich das nicht ganz gewiß sagen, da ich nur nach dem Geruch und Duft der Rinde schließe, Früchte gab es zu der Zeit nicht darauf.

Ich sah einen Indianer, der eine Kette von Zugwerwurzel am Halse trug. Aloëbäume finden sich auch, aber es ist eine andere Art als die unseres Landes. Der Zimmet, den wir fanden, ist nicht eben so fein, als wir ihn anderwärts sahen; ob es von der Art der Bebauung herkommt, oder von der Bodenart, steht dahin. Eine Art Citronenmirabellen fanden wir auch, aber sie liegen verfault um die Bäume, da der Boden sehr feucht ist. Ihr Geschmack ist bitter, aber das kommt wohl daher, daß sie schon verdorben sind. Eisen besitzt keiner der Eingeborenen von all den Inseln, die wir bisher gesehen. Sie haben viele Werkzeuge, wie Spaten, Beile, Hobel, die von Steinen sehr elegant und so dauerhaft gemacht sind, daß man sich nur wundern muß, wie die Indianer es ohne Eisen

zu Stande brachten. Ihre Nahrung besteht aus Brod, das sie aus der schon genannten Aige bereiten, der Wurzel einer Grasart, die zwischen Gras und Busch die Mitte hält; die Wurzeln sind eine Art Rüben, welche eine sehr gute Speise geben. Zur Würze brauchen sie ein Gewürz Namens Ugi, mit welchem sie auch die Fische und Vögel genießen, deren es eine Menge von Arten gibt. Sie essen auch Blindschleichen, Eidechsen, Spinnen und Würmer, aus welchem Grunde ich sie für die Nohesten aller Geschöpfe halte.

Da die meisten der Leute krank wurden, verzichtete der Admiral auf die eigene Erforschung der Minen, doch sandte er zwei Caravellen ab, von denen er die eine nach Cibao, die andere nach Niti, dem Lande Caonabo's schickte. Das eine Schiff kam am 20., das andere am 21. Januar zurück. Das nach Cibao gegangene fand so viel Gold, daß man es kaum zu sagen wagt, denn der Capitän fand nicht nur in fünfzig Strömen und Flüssen, sondern auch auf dem Land, wo es kein Fluß befeuchtet, so daß er sagt, hier finde sich Gold, wo man nur irgend darnach suche. Er brachte viele Proben von den verschiedensten Fundorten mit. Er ist überzeugt, daß beim Nachgraben man ganze Klumpen des kostbaren Metalles finden würde, während den Indianern die Werkzeuge fehlen, auch nur Fußtief in die Erde zu graben. Auch der nach Niti Gesandte hatte an drei bis vier Orten Gold gefunden. So können denn von diesem Augenblicke an unsere Herren und Gebieter als die glücklichsten und reichsten Monarchen der Welt angesehen werden, denn bis auf unsere Zeit hat man nie Aehnliches in der Welt gehört. Wahrlich bei der nächsten Reise, welche die Schiffe machen, werden sie die Träger einer solchen Menge Goldes sein, daß kaum die eigenen Augen es zu glauben vermögen. Ich glaube, ich sollte hier meine Geschichte schließen. Wer mich nicht kennt, möchte mich für einen unverschämten Schwärmer, für einen Mann halten, der sich im Uebertreiben gefällt, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht einen Augenblick von der Wahrheit abwich.

Hier schließt der Bericht über das, was die Nachrichten über Indien betrifft. Das Weitere des Briefes handelt über Privatangelegenheiten des Dr. Chanca, seiner Eltern und seines Besizthums in Sevilla, wo sein Brief im Frühling des Jahres 1493 ankam.

Mit dem gleichen Schiff, welches diesen Brief mit nach Spanien nahm, sandte Columbus in Antonio de Torres, dem Capitän des Schiffes Maria Galante, einen Berichterstatter an den König und die Königin, der zugleich alle Fragen, welche die Monarchen für ihre neuerlangten Reiche zu beantworten hatten, mündlich vorbringen und erledigen sollte. Nach dem ausführlichen Bericht von Columbus seit seiner Abreise beginnen die Aufträge für Antonio de Torres mit den Worten: „Was Ihr, Antonio u., von mir aus dem König und der Königin zu sagen habt ist Folgendes:

Erstens, nachdem Ihr Ihren Hohheiten meine Beglaubigungsschreiben übergeben habt, küßet in meinem Namen Ihre Hände und Füße, als meinem König und meiner Königin, meinen Herren, in deren Dienst ich meine Tage zu beschließen wünsche. Ihr könnt Ihnen besser und ausführlicher sagen, was Ihr gesehen habt und von mir wisset.

(Darunter klein geschrieben durch den Sekretär der Majestäten:)
„Ihre Hohheiten nehmen es an und erkennen es für einen Dienst.“

Item folgt der Bericht über die großen Goldentdeckungen, von denen Dr. Chanca geschrieben: „Wofür Ihre Hohheiten Gott Dank darbringen sollen, der allen Ihren Unternehmungen Gelingen gab.

(Der Sekretär:)

Ihre Hohheiten bringen Gott tiefen Dank für Alles das dar, und betrachten es als große Dienste, was der Admiral schon gethan und noch thut, weil sie erkennen, daß nächst Gott Er es war, durch den sie in den Besitz der neuen Länder gekommen. Da sie darüber an den Admiral geschrieben, beziehen sie sich auf Ihren Brief.

Item: Ihr werdet dem König und der Königin sagen, wie sehr ich gewünscht hätte, Ihnen mit diesem Schiff eine größere Quantität Gold zu schicken, daß dies aber unmöglich geworden, da die Mehrzahl meiner Leute krank ist, und weil ich die Abreise der Schiffe nicht weiter hinausziehen kann, sowohl wegen der Unkosten, welche ihr längerer Aufenthalt hier verursacht, als weil jetzt die günstigste Zeit zur Rückreise und der Herreise für die Sachen ist, deren wir dringendst bedürfen.

Er hat Recht gehandelt.

Item: Auseinandersetzung der Gründe, welche ihn abhalten, mit seinen durch Krankheit geschwächten Leuten mit dem wilden König Caonabó anzubinden.

Er hat Recht gehandelt.

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen, warum ich die Abreise der Schiffe nicht hinauschiebe. Ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes, welche uns bisher so väterlich geleitet, daß unsere Leute bald wieder gesund werden, wie es bereits bei Manchen der Fall ist, die ich mehr in das Innere schickte, und welche dann sehr bald gesund zurückkehrten. Hätten die Kranken frisches Fleisch, so würden sie sicher bald wieder auf die Füße kommen. Die kleine Zahl Gesunder arbeitet den ganzen Tag, unsere Wohnung zu verbarrikadiren und für die Sicherheit unserer Munition Sorge zu tragen, was bald

geschehen sein wird, denn wir machen nur eine Mauer von Stein. Das wird genügen, denn die Indianer sind keine Leute, die zu fürchten sind. Wenn sie sehen, daß wir nicht schlafen, werden sie nichts gegen uns unternehmen, selbst wenn sie den Vorsatz hätten. Das Unglück, das den Zurückgebliebenen widerfuhr, muß ihrem Mangel an Vorsicht zugeschrieben werden, denn wie klein ihre Zahl war und welche günstige Vorwände sie den Indianern gaben, zu thun, was sie thaten, hätten diese sie nie angegriffen, wenn sie die nöthige Vorsicht beobachtet hätten. Sobald wir mit dieser Arbeit fertig sind, werde ich unternehmen, an den Fluß zu gehen, entweder von hier aus zu Land mittelst der erdenkbar sichersten Mittel, oder zur See, indem ich die Insel umfahre bis zu dem Ort, von wo aus nur noch sechs bis sieben Meilen bis zu den Flüssen sein soll, von denen ich sprach, damit man in Sicherheit das Gold sammeln und, gegen jeden Angriff geschützt, es in einem zu erbauenden Thurm oder einer Festung aufbewahren kann, bis die beiden Caravellen zurückkommen, um es nach Spanien abzuholen.

Es ist gut so, und so mußte er handeln.

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen, daß, wie schon bemerkt, die Ursache der so weit unter uns verbreiteten Krankheiten die Veränderung der Luft und des Wassers ist, denn wir beobachten, daß wir Alle davon ergriffen werden. Aber nur Wenige sind in Gefahr. Folglich hängt nächst Gottes Hülfe die Gesundheit der Leute davon ab, daß sie die gleiche Nahrung haben, an die sie in Spanien gewöhnt waren; ohne diese Vorsichtsmaßregeln werden weder Diejenigen, die jetzt schon hier sind, noch die, welche später kommen, im Stande sein, Ihren Hohheiten recht dienen zu können. Diese Nahrungsmittel müssen so lange nachgeschickt werden, bis die hier gesäten und gepflanzten Samen Ernte geben. Ich spreche von Weizen, Gerste und Wein, mit dem man sich in diesem Jahr wenig abgeben konnte, weil man nicht bald einen passenden Platz zu finden vermochte, und als er gefunden war, wurden die wenigen Feldarbeiter krank; aber selbst wenn sie gesund gewesen wären, hätten sie zu wenig Vieh gehabt, und das wenige Vieh war in einem so abgemagerten, geschwächten Zustand, daß es nichts zu leisten vermochte. Einiges wurde allerdings gesät, mehr um den Boden zu versuchen, der sich trefflich erprobt, als um schon zu ernten, und das Resultat unserer Versuche scheint allen unsern Bedürfnissen zu genügen. Wir sind überzeugt, daß Frucht und Wein hier trefflich gedeiht, doch muß man erst die Frucht abwarten; entspricht die Güte der Schnelligkeit, mit welcher der Weizen und die wenigen Weinstöcke wachsen, so werden die hiesigen Produkte denen von Andalusien und Sicilien in nichts nachstehen. Ebenso ist es mit dem Zuckerrohr; die kleine Menge, welche man gepflanzt hat, gedeiht vortrefflich. Die Schönheit dieser

Insel, die Berge, die Gewässer, die von so mächtigen Flüssen durchströmten Felder, Alles ist so wunderbar herrlich, daß kein Land, auf das die Sonne niederscheint, einen solchen Anblick von Fruchtbarkeit bieten kann.

Weil denn das Land so ist, soll man suchen, so viel als möglich zu pflanzen, und ist Don Juan de Fonseca beauftragt, alsbald für alles Nöthige Vorsorge zu treffen.

Item: Ihr werdet mittheilen, daß ein großer Theil des für die Flotte hieher geschickten Weines ausgelaufen ist und zwar, wie Jedermann sagt, in Folge der schlechten Beschaffenheit der Fässer, die in Sevilla gemacht wurden; Wein aber ist es, was wir für unsere Kranken und uns im Augenblick am meisten bedürfen und am meisten vermiffen. Bisquit und Weizen haben wir noch für länger, aber doch ist nöthig, daß eine ansehnliche Menge geschickt werde, denn der Weg ist weit und man kann sich nicht alle Tage damit versehen; ebenso ist es mit Speck und gesalzenem Fleisch, welches besser sein muß als das, was wir unterwegs verzehrt haben. Schafe, Lämmer, mehr weibliche als männliche, Kälber und junge Ziegen sind auch nöthig. Es müßten deren folglich allen Caravelen mitgegeben werden, die man hieher schickt; ebenso einige Esel und Eselinnen und einige junge Pferde, denn es gibt hier keine Thiere, deren sich der Mensch zum Feldbau bedienen kann. Da ich fürchte, daß Ihre Hohheiten sich bei Eurer Ankunft drüben nicht in Sevilla befinden, und daß Ihre Minister und Officiere nicht handeln werden ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß, sowie da ohnedies beträchtliche Zeit verloren geht, bis die Schiffe mit Allem ausgerüstet sind, werdet Ihr den Hohheiten sagen, daß ich Euch befohlen und beauftragt habe, daß das Gold, welches Ihr mitbringt, in die Hände des einen oder des andern Kaufmanns von Sevilla übergeben werde, damit er davon die Summen bestreite, um die zwei Caravelen mit Wein, Weizen und allen andern aufgezählten Sachen auszustatten. Dieser Kaufmann wird dann besagtes Gold ihren Hohheiten bringen oder schicken, damit sie es sehen und in Empfang nehmen und Alles davon bezahlen, was die Expedition kostet. Um die Männer zu ermunthigen, welche hier bleiben, und ihr Gemüth aufzurichten, soll man sich alle Mühe geben, daß die Expedition im Monat Mai hier eintreffe, so daß sie vor dem Sommer frische Lebensmittel und andere besonders für die Kranken nothwendige Dinge haben; für sie ermangeln wir derzeit besonders trockener Trauben, Zucker, Mandeln, Honig und Reis, von denen man eine große Menge hätte schicken sollen, während wir nur wenig erhielten und dieß Wenige längst verbraucht ist. Ebenso ist es mit den meisten aus Spanien mitgebrachten Medicamenten, was in Anbetracht der großen Menge Kranker, die wir hatten, nicht zu verwundern ist. Von allen diesen Gegen-

ständen für die Kranken wie für die Gesunden werdet Ihr bringen, was ich auf den von mir unterzeichneten Papieren bestellte. Ihr werdet, wenn das Geld reicht, Alles bringen, was ich notirte, andernfalls verschafft wenigstens, was für den Augenblick nöthig ist, und was folglich mit den beiden Caravellen so schnell als möglich kommen muß. Was die Artikel betrifft, welche nicht gleich kommen können, werdet Ihr in Uebereinstimmung mit Ihren Hohheiten Sorge tragen, daß sie auf andern Schiffen so schnell als möglich kommen.

Ihre Hohheiten werden Don Juan de Fonseca befehlen, alsbald Erkundigungen über die Urheber des Frevels wegen der schlechten Fässer einzuziehen, damit man auf ihren Besitz Beschlag lege, um den Schaden zu decken, der durch den Verlust des Weines entstand, und alle Kosten von ihnen getragen werden. Er wird Sorge tragen, daß Zuckerrohr bester Qualität abgeschickt werde. Für die andern Sachen, von denen hier die Rede ist, wird augenblicklich Sorge getragen werden.

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen, daß, da wir kein Idiom kennen, mittelst dessen wir die Leute hier in unsrem allerheiligsten Glauben so unterrichten können, wie Ihre Hohheiten und wir es wünschen, und weil wir thun möchten, was wir können, schicke man zwei Schiffe von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen von den Cannibalen nach Spanien. Ihre Hohheiten werden die geeigneten Personen finden, die sie am Besten in unserer Sprache unterrichten, und von denen man versichert ist, daß sie die Fremden besser behandeln als andere Sclaven, damit sie leichter lernen. Wir werden hier gewiß thun, was wir können, aber da die Inseln unter sich so wenig Verkehr haben, ist manche Verschiedenheit des Ausdrucks und der Anschauung. Da die Inseln der Cannibalen die größten und bevölkersten sind, schien es uns am Besten, Männer und Frauen von diesen Inseln nach Castilien zu schicken, damit sie den barbarischen Gebrauch aufgeben lernen, Ihresgleichen zu fressen. Wenn sie einmal die spanische Sprache kennen, werden sie viel baldier nach der Taufe begehren, und so das Heil ihrer Seelen sichern; überdies wird daraus für diejenigen Völker, welche keine so grausamen Sitten haben, viel Gutes hervorgehen, wenn sie sehen, daß wir Diejenigen ergriffen und gefangen geführt haben, welche ihnen so viel Uebel gethan und vor denen sie sich so fürchten, daß schon ihr Name sie mit Entsetzen erfüllt. Versichert Ihre Hohheiten, daß der Anblick der schönen Flotte und unsere Ankunft den besten Eindruck auf die Bewohner dieser großen Insel und die der Umgebung hervorgebracht hat, zumal sie sehen, wie freundlich die Guten behandelt, wie strenge die Bösen bestraft werden; so werden sie willig gemacht, sich Ihren Hohheiten gerne als Unterthanen zu unterwerfen. Sie sind jetzt schon nicht nur willig zu jedem Dienst, den man von

ihnen verlangt, sondern suchen aus eigenem Antrieb Alles zu thun, wovon sie denken, daß es uns angenehm sei.

Man sage ihm, was an den Cannibalen geschehen ist, die nach Spanien gekommen sind. Es ist sehr gut und er soll es nur so machen, aber sein Möglichstes thun, sie mit allen Mitteln zu unsrer heiligen katholischen Religion zu bekehren; die gleiche Mühe soll er sich mit den Eingeborenen der Inseln geben, auf denen er sich jetzt befindet.

Item: Im Interesse der Seelen dieser Cannibalen wie der andern Eingeborenen kam uns der Gedanke, daß, je weiter man sie fortschickt, desto besser werde es für sie sein. Darum glaube ich, daß in Betracht, daß man hier so viele Heerden und Hausthiere für Nahrung und Feldarbeit bedarf, Ihre Hohheiten jedes Jahr eine beliebige Anzahl von Caravellen hieher schicken und mit Heerden, Vieh und Anderem beladen möchten, um die Länder zu bevölkern und aus dem Boden Nutzen zu ziehen. Diese Heerden u. würden um mäßigen Preis auf Rechnung der Schiffsrheder verkauft und zwar könnte man sie mit Sklaven bezahlen (sic!), *) die man von den Cannibalen nähme, wilde Menschen, die zu Allem fähig sind, wohlproportionirt und von großem Verstand, welche, wenn sie ihre grausame Gewohnheit des Menschenfressens aufgeben, die besten aller Sklaven werden müßten. Wenn sie von ihrer Heimath losgerissen sind, werden sie aufhören, grausam zu sein. Mittelst Ruderbooten wird es leicht sein, sich eine große Menge solcher Cannibalen zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß jeder der Caravellen von Ihren Hohheiten eine Vertrauensperson mitgegeben werde, welche verhindert, daß die Schiffe an keiner andern Insel als der der Cariben lande, diese Insel hier ausgenommen, wo sie die Waaren aus- und einladen sollen. Ihr werdet Euch darüber Antwort erbitten und mir dieselbe mitbringen, damit die nöthigen Maßregeln in Erwägung gezogen und ausgeführt werden können, wenn der Vorschlag die Zustimmung Ihrer Majestäten erhält.

Man ist darüber vor der Hand weggegangen, bis andere Vorschläge für die Inseln vorgelegt werden. Der Admiral wird schreiben, wie er über diesen Gegenstand weiter denkt.

*) Columbus war ein Kind seiner Zeit und seines Landes und hatte darum andere Begriffe von Sklaverei als wir, die Kinder des 19. Jahrhunderts. Gewiß ist aber, daß er mit diesem Vorschlag, der zur Ausführung kam, alles Gute vernichtete, was er für die von ihm entdeckte Welt und für Spanien erhoffte und wünschte. Las Casas, sein Zeitgenosse, hat kaum strenge Worte genug für das Unheil, welches durch den Jammer der Eingeborenen, durch den Fluch der Unglücklichen über Spanien gekommen. Aber derselbe Mann, welcher über das Unglück der Indianer blutige Thränen weint und trotz seines hohen Alters sechzehn Mal hin und her über den

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen und sie in meinem Namen demüthigt ansehen, daß sie doch reiflich die Erwägungen in Betracht ziehen, auf welche ich in Betreff des Friedens, der Ruhe und der Einigkeit unter denen, die hieherkommen, den Hauptnachdruck legte, und werdet sie bitten, für alle Angelegenheiten ihres Dienstes nur solche Personen zu wählen, denen man volles Vertrauen schenken kann. Ihr werdet die Hohheiten bitten, mehr den Zweck im Auge zu behalten, wegen dessen die Leute hierhergeschickt werden, als ihr eigenes Interesse, und weil Ihr Alles wisset und gesehen habt, werdet Ihr mit den Hohheiten reden und Ihnen Alles sagen, was Ihnen die Augen aufthut, und daß mit den Schiffen womöglich Andere geschickt werden und kein Aergerniß mehr in den Geschäften vorkommen könne, wovon so viel abhängt für ihr Interesse.

Ihre Hohheiten sind wohlunterrichtet über Alles, was vorgeht, und werden für Alles Sorge tragen, wie sich gebührt.

(Die nächsten Seiten enthalten Bitten um Belohnung der Männer, welche sich bei der ersten und zweiten Reise ausgezeichnet haben, darunter auch Dr. Chanca, von welchem die Beschreibung der zweiten Reise hier mitgetheilt ist.)

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen, daß die Stallmeister, welche von Granada nach Sevilla kamen, gute Pferde vorgeführt hatten, daß sie aber bei der Einschiffung, welcher ich wegen Krankheit nicht beiwohnen konnte, ganz andere brachten, von denen das Beste nicht 200 Maravedis werth ist, denn sie verkauften die Ersten und brachten diese. Es scheint, daß Juan de Torres, nachdem er das Geld eingeschoben, andere Pferde gebracht habe.

Ihre Hohheiten befehlen Don Juan de Fonseca, von dem, was die Pferde betrifft, Kenntniß zu nehmen, und wenn es wahr ist, daß eine solche Schurkerei vorgekommen, die Schuldigen zu strafen, wie sie es verdienen; das Resultat der Erkundigungen solle an Ihre Hohheiten geschickt werden. Was die Stallmeister betrifft, so wollen und befehlen Ihre Hohheiten, daß sie bleiben, wo sie sind, denn sie gehören zum besondern Dienst Ihrer Hohheiten. Denselben Stallmeistern befehlen Ihre Hohheiten, daß, so oft der Admiral Pferde bestellt, sie dafür Sorge tragen, und die

Ocean reist, um dieser Schlaverei ein Ende zu machen, schlägt dem Königs-paar vor, Reger aus Afrika nach Westindien zu schicken, als ob diese anders fühlten und litten, denn die Indianer. Fr. Br.

Verluste, die ihnen daraus entstehen, durch Vermittlung des Admirals ersetzt werden.

Item: Es gäbe ein Mittel die Kosten zu verringern, welche die Mannschaft verursacht, und den größten Theil der Ausgaben abzuschneiden, wenn man das Verfahren anderer Fürsten nachahmte. Wenn nämlich alle Schiffe, welche hieher kommen, außer den gewöhnlichen Lebensmitteln und Arzneien auch Schuhe brächten und Leder, um solche zu machen, ebenso gröbere und feinere Hemden, Ueberzieher, Leinwand, Bauernkleider und Anderes, wie Eingemachtes zc., was nicht unter die täglichen Rationen gehört und doch der Gesundheit nöthig ist, und was sich die Spanier mit Vergnügen an ihrem Solde abziehen ließen. Wenn das Alles durch treue, dem Dienst Ihrer Hohheiten ergebene Leute besorgt würde, entstünden große Ersparnisse. Wenn Ihre Hohheiten finden, daß mein Vorschlag zweckmäßig ist, soll man sich alsbald damit beschäftigen.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Admiral mehr in Einzelheiten eingegangen wäre. Man wird Don Juan de Fonseca befehlen, daß er mit Jimeno de Bribiesca darüber verhandle.

Item: Ihr werdet Ihren Hohheiten sagen, daß, obgleich die Flüsse in ihrem Bett die angegebene Menge Gold bergen, es doch gewiß ist, daß dieses Metall nicht in den Flüssen erzeugt wird, sondern im Schooß der Erde, und daß das Wasser, wenn es an die Minen schlägt, es mit dem Sand fortspült. Unter der Menge von Flüssen, die man entdeckt hatte, sind einige sehr große, andere kaum Fließchen, die trotz einem weiten Lauf kaum zwei Finger tief Wasser halten. Darum wären Goldwäscher sehr nothwendig, um das Gold von dem Sand zu scheiden, und anderer Männer bedarf man, um es aus dem Schooß der Erde zu holen. Letztere Operation besonders verspricht sehr nutzbringend zu werden. Es ist denn nöthig, daß Ihre Hohheiten Goldwäscher und Bergleute schicken, wie man sie in den Minen von Almaden verwendet, damit auf eine oder die andere Art die Arbeit geschehe. Wir werden aber die Ankunft der Arbeiter nicht abwarten, sondern, sobald unsere Leute wieder gesund sind, mit den hiesigen Arbeitern mit Gottes Hülfe uns an das Werk machen, und hoffen mit den nächstabgehenden Caravellen eine gute Menge Goldes schicken zu können.

Man wird auf anderem Wege vollständig dafür sorgen. Ihre Hohheiten befehlen Don Juan de Fonseca die besten Bergleute, die man findet, abzuschicken. Sie schreiben nach Almaden, damit die größtmögliche Zahl von Leuten abgeschickt werde.

Aus der gleichen Zeit findet sich ein Buch in Folio mit dem Titel: „Auszüge aus Depeschen für

und von Indien aus der Zeit der katholischen Könige, welches in den Generalarchiven für Indien in Sevilla niedergelegt ist, unter den Papieren, welche aus Simancas dahin gebracht wurden. Auf Folio 68 findet man im gleichen Buch die Worte: Das ist die Copie von dem Memorandum des Admirals der Indien, überreicht von Antonio de Torres, und der gleiche Antonio de Torres nahm das Original mit sich sammt den Antworten, die auf dem Rand gegeben waren, wie sie in dieser Copie gegeben sind. Gesammelt am 30. Mai Eintausend Vierhundert Dreiundneunzig.“

M. F. de Navarrette.

„Die Antworten, die auf dem Rand gegeben waren“, deuten schon mannichfach in ihrer herben Kürze an, wie viele Wölfschen am Horizont des Entdeckers aufstiegen, welche endlich bei der dritten und vierten Reise zum Sturm wurden, der das ganze Lebensglück von Christof Columbus zerstörte.
Fr. Fr.

Dritte Reise.

Geschichte der von dem Admiral Christof Columbus gemachten Reise, als er sich zum dritten Mal nach Indien begab und das Festland entdeckte. Abgeschickt von der Insel Española an die katholischen Könige.

Serenissimus, Allerhöchster und Allermächtigster König und Königin, unsere Herren.

Die heilige Dreieinigkeit flößte Euern Hohheiten die indische Unternehmung ein, und erwählte nach ihrer unendlichen Güte mich, um es Ihnen zu verkündigen. Darum begab ich mich als Gesandter des Allerhöchsten vor Eure königlichen Hohheiten, die Sie die mächtigsten Fürsten der Christenheit sind, welche sich so sehr im Glauben bewährten und so viel für seine Verbreitung gethan haben. Die Leute, welche sonst von meinen Planen hörten, betrachteten sie als unmöglich, denn sie gründeten ihre Hoffnungen allein auf zeitliche Güter und zogen nur diese in Betracht.

Ich verbrachte sechs bis sieben peinliche Jahre damit, die Vortheile eines solchen Unternehmens darzulegen, und zu beweisen, was es für ein Segen für Ihre Hohheiten sein müßte, wenn so vielen Völkern der Glaube an unsern Herrn gepredigt würde, welcher ein Segen das an sich schon so vortreffliche Unternehmen sein würde, und wie dadurch der Name und das Andenken der größten Fürsten erhalten bliebe. Da es aber auch nothwendig war, von irdischen Dingen zu sprechen, so that ich das, indem ich aus den Schriften der glaubwürdigsten, gelehrtesten Geschichtsschreiber bewies, welche große Reichthümer in diesem Theil der Welt sein müssen; auch war nöthig, an die Ansichten Derer zu erinnern, welche über die Lage der Erde geschrieben hatten. Ihre Hohheiten befahlen, das Unternehmen auszuführen, und bewiesen damit die Hochherzigkeit, mit welcher Sie in allen großen, hohen Angelegenheiten gehandelt haben,

weil, zwei Mönche ausgenommen, welche mir immer wohlgesinnt blieben, Jedermann in Ihrer Umgebung meine Ansichten verlachte. Ich für mich war trotz aller erfahrenen Unannehmlichkeiten gewiß, daß meine Vorhersagungen in Erfüllung gehen müssen, weil es gewiß ist, daß Alles vergeht, nur das Wort Gottes nicht, und daß Alles in Erfüllung gehen muß, was darin gesagt ist.

Ich reiste denn ab im Namen der heiligen Dreieinigkeit, und durfte sehr bald mit den Beweisen in der Hand zurückkehren, daß Alles, was ich gesagt hatte, sich bestätigt gefunden. Ihre Hohheiten sandten mich denn auf das Neue aus und ich entdeckte mit Gottes Hülfe dreihundert drei und dreißig Meilen Festlandes*) am Ende des Orientes und siebenhundert Inseln, außer denen, welche ich auf meiner ersten Reise entdeckt hatte, und unterwarf die Insel Española, welche größer ist als ganz Spanien und von unzähligen Eingeborenen bewohnt wird, welche Alle Eurer Hohheit Tribut zahlen. Damals schon begann man, von dem begonnenen Unternehmen verächtlich zu sprechen, weil ich nicht gleich Schiffe voll Gold sandte, ohne dabei die Kürze der Zeit und die vielen sonstigen Hindernisse zu bedenken. Zu meinem Unglück, oder vielleicht zu meinem Heil, stellte man mir überall Hindernisse in den Weg und verdächtigte, was ich sagte oder verlangte. Ich entschloß mich in Folge davon, mich zu Euern Hohheiten zu begeben und Ihnen mein Erstaunen über alles Das auszusprechen. Ich kam bei Ihnen an und legte Ihnen alle Gründe für meine Handlungen vor; ich sprach Ihnen von den Völkern, welche ich gesehen, und in welcher Weise so viele Seelen gerettet werden können; ich sagte Ihnen, welche Verbindlichkeiten zu unterschreiben die Bewohner der Insel sich bereit erklären. Ich sagte Ihnen, daß sie bereit seien, Ihnen Tribut zu bezahlen, brachte Proben von Gold und Kupfer, die man in Minen und Körnern gefunden hatte; ich brachte eine Menge Specereien verschiedener Art, welche zu beschreiben zu weit führen würde, ich erzählte Ihnen von der großen Menge Farbhölzer und einer Menge anderer Dinge. Alles das erreichte bei gewissen Leuten nichts, welche einmal über das ganze Unternehmen übel reden wollten. Ihnen war gleichgültig, was man vom Dienst des Herrn und dem Heil so vieler Seelen sagen mochte, ebenso gleichgültig, daß ein solches Unternehmen Eurer Hohheiten würdig sei und Ihnen die beste Art von Größe verschaffe, die irgend ein Fürst bis auf unsere Tage erlangt, weil sie eben sowohl geistige als zeitliche Arbeiten und Kosten verlange, daß aber mit der Zeit Spanien große Vortheile daraus gewinnen müsse.

*) Columbus entdeckte nicht auf seiner zweiten Reise das Festland, sondern hielt die Insel Cuba für den Continent, weil er sie nicht umschiffen konnte. Erst im Jahre 1508 verschaffte Nicolas Ovando darüber Gewißheit.

Diese Leute wollten nichts hören von den Opfern, welche große Fürsten gebracht, um ihren Ruhm in der Welt zu verbreiten, wie ein Salomo von Jerusalem bis an das Ende des Orients schickte, um den Berg Sabora zu sehen, an welchem seine Schiffe drei Jahre blieben, welchen Berg Eure Hohheiten heutzutage in der Insel Española besitzen. *) Alexander der Große ließ erforschen, in welcher Weise die Insel Taprobane in Indien verwaltet werde, und Kaiser Nero ließ die Quellen des Nils auffuchen, um zu ergründen, warum die Wasser dieses Flusses im Sommer wachsen, wo andere Gewässer abnehmen. Meine Feinde schwiegen von all den großen Dingen, welche Fürsten schon gethan haben und thun sollen. Sie hatten nicht genug daran, zu sagen, ich werde nie gelesen haben, daß castilische Könige zu irgend einer Zeit Länder außerhalb des Reiches erworben haben, und daß die, um welche es sich handle, ganz eine andere Welt seien als die, welche die Römer, Griechen und Alexander sich mit großen Armeen aneigneten. Sie hüteten sich wohl davon zu sprechen, was in neuerer Zeit die Könige von Portugal thaten, welche voll Kühnheit Guinea entdeckten und als Besitz festhielten. Diese Fürsten haben darauf eine solche Menge Geldes und Menschen verwandt, daß, wenn man Alle zählen würde, welche in Guinea gestorben sind, es vielleicht die Hälfte der Mannschaft wäre. Sie haben nichts davon gesagt, daß, trotz aller dieser Verluste, diese Könige ihre Errungenschaft festhielten, bis sie zu dem Punkte gelangten, auf dem sie heute sind. Es ist schon sehr lange, seit sie mit dieser Eroberung begannen und sehr kurz, seit sie von diesem Lande Nutzen ziehen. Sie wagten weitere Eroberungen, gewannen Ceuta, Tanger, Orcilla und den Alcazar, waren in ewigen Kriegen mit den Mauren, hatten dadurch viele Ausgaben und scheuten Nichts, allein um Unternehmungen auszuführen, welche eines Fürsten würdig sind, um Gott zu dienen und die Zahl seiner Anbeter zu vermehren.

Je mehr ich mich über diesen Gegenstand verbreitete, desto mehr fanden meine Vorschläge Widerstand, ohne daß man bedachte, welche gute Wirkung meine Entdeckungen in der Welt hervorgebracht, denn überall in der Christenheit ertönt der Ruhm Eurer Hohheiten, welche das Unternehmen gewagt, für welches Groß und Klein so viel Interesse nimmt.

Eure Hohheiten lächelten darüber und baten, mich nicht zu beunruhigen, weil Sie versicherten, Niemandem Autorität, noch Vertrauen, noch Glauben zu schenken, der schlimm von meinem Unternehmen spreche.

Ich reiste denn im Namen der heiligen Dreieinigkeit am Mittwoch den 30. Mai 1498 sehr erschöpft von meiner Reise von der

*) Anmerk.: Columbus glaubte noch immer, Indien, die Wiege der Menschheit, nicht eine ganz Neue Welt entdeckt zu haben. Navarette.

Stadt San Lucar ab. Ich hatte, als ich Indien verließ, gehofft, in Spanien Ruhe zu finden, und fand nur Widerwärtigkeiten und Mühen. Ich steuerte gegen die Insel Madeira, und zwar auf einem neuen Weg, um der Begegnung mit der französischen Flotte auszuweichen, die mich am Cap Sct. Vincent fangen wollte. Dann begab ich mich nach den canarischen Inseln, von wo ich mit zwei Caravellen und einem andern Schiffe abfuhr. Die andern Fahrzeuge schickte ich in gerader Richtung nach der Insel Hispania, und schiffte gegen Süden in der Absicht, so an die Aequinoctiallinie zu kommen, und von da wollte ich nach Westen steuern, bis die Insel Hispania nördlich liege. Als ich an die Inseln des grünen Vorgebirges kam, das seinen Namen sehr mit Unrecht trägt, denn das Land dort ist so trocken, daß sich kein Schein von Grün sehen läßt, schiffte ich 180 Meilen = 120 Seemeilen südwestlich, und befand mich nun bei Anbruch der Nacht in der Lage, daß der Nordstern auf fünf Grad nahe war. Der Wind hörte hier auf und die Hitze war so fürchterlich, daß ich glaubte Schiff und Mannschaft werden verzehrt. Es war ganz plötzlich so geworden, Niemand wagte mehr unter das Verdeck zu gehen, um für die Fässer und Lebensmittel zu sorgen. Diese Hitze dauerte acht Tage. Der erste Tag war rein, die sieben folgenden Tage regnete es und war es sehr dunkel, wir empfanden aber nicht die geringste Vinderung. Wäre die Sonne so glühend wie am ersten Tag gewesen, so wären wir Alle zu Grund gegangen.

Ich erinnere mich, daß ich jedes Mal, wenn ich nach Indien reiste, immer, wenn ich mich hundert Seemeilen westlich von den azorischen Inseln befand, die Temperatur wechselte, und das geschieht, wenn man von Norden nach Süden geht. Darauf beschloß ich, wenn Gott mir Wind und gutes Wetter gäbe, so daß ich von diesem Ort wegkommen könne, nicht mehr weiter nach Süden zu fahren, sondern, ohne rückwärts zu gehen, nach Westen zu steuern, um wieder in eine Gegend zu kommen, in welcher die Temperatur derjenigen gleich sei, welche ich in der Parallele der Canarien gefunden, damit, wenn es so wäre, ich dann nach Süden gehen könne. Es gefiel Gott, mir nach diesen acht Tagen guten Ostwind zu geben und ich steuerte nach Westen. Aber ich wagte nicht gegen Mittag abzulenken, weil ich eine große Veränderung am Himmel und an den Sternen beobachtete, aber keine in der Temperatur. Nach 17 Tagen, während welcher mir unser Herr und Gott guten Wind gab, sahen wir Dienstag den 31. Juli Land.*) Ich hatte gehofft, es schon am Montag vorher zu sehen und hielt den gleichen Weg ein, den ich vorher bei Sonnenaufgang verfolgt hatte. Wassermangel zwang mich die caraibischen Inseln aufzusuchen, und ich nahm diese Richtung.

*) Am 1. August entdeckte er die Spitze des Continents (terra firma), darauf Margaritza, und wandte sich dann nach Hayti.

Wie die göttliche Majestät mir immer barmherzig war, so durfte auch jetzt ein Matrose, der zufällig in den Mastkorb gestiegen war, im Westen drei bei einander stehende Berge erblicken. Wir sprachen das *Salve regina* und andere Gebete, um unserem Herrn und Gott zu danken. Ich steuerte nun nicht mehr nach Norden, sondern auf das Land zu, wo ich an ein Cap gelangte, dem ich den Namen *de la Galea* gab, die Insel nannte ich *de la Trinidad*. Es wäre ein trefflicher Hafen hier gewesen, wenn wir Grund gefunden hätten. Wir fanden hier Häuser und Bewohner, sehr gute Ländereien, so schön und grün als die Baumgärten von Valencia im Monat März. Es war mir ärgerlich, nicht in den Hafen einlaufen zu können. Ich fuhr der Küste dieses Landes entlang bis Sonnenuntergang, und nachdem ich fünf Seemeilen gemacht, fand ich guten Grund und ankerte. Am folgenden Tag segelte ich in der gleichen Richtung, einen Hafen suchend, in welchem ich die Fahrzeuge ausbessern, Wasser schöpfen und die Vorräthe an Frucht und andern Lebensmitteln erneuern könne. Ich nahm eine Pipe Wasser und suchte das Vorgebirge zu gewinnen, wo ich Schutz vor dem Ostwind und guten Grund fand. Ich ankerte, ließ die Fässer herstellen, saßte Wasser und Holz und ließ die Mannschaft an das Land gehen, damit sie sich von den Strapazen erholen möge, denen sie so lange ausgesetzt gewesen.

Ich nannte diese Spitze die Sandspitze (*la punta del Arenal*); der Boden war dort ganz bedeckt mit Spuren von Thieren, deren Pfoten denen der Ziegen ähnelten. Obgleich es deren eine Menge zu geben schien, sahen wir nur eines, und das war todt.*)

Am andern Tag kam von Osten ein großes Boot mit 24 Männern, alle jung und mit Bogen, Pfeilen und Schilden wohl bewaffnet. Ihre Haut war nicht schwarz, sie waren wenigstens heller als Alle, die ich bisher in Indien gesehen hatte; ihre Bewegungen waren angenehm, ihr Körper schön, ihre Haare glatt und lang, nach castilischer Weise geschnitten. Um den Kopf trugen sie ein Tuch von gefärbter und gewobener Baumwolle, die ich für einen *Almaizar**) hielt. Einige trugen diese Tücher auch um den Leib gebunden, gleich kurzen Röcken. Als das Canö sich näherte, rief die Besatzung uns von ferne zu, aber Niemand verstand sie. Ich machte ihnen Zeichen, daß sie sich nähern möchten, aber zwei Stunden lang entfernten sie sich bald, dann kamen sie wieder zurück. Ich zeigte ihnen Becken von Metall und andere glänzende Gegenstände, um sie zum Näherkommen zu veranlassen, denn ich wünschte sehr, mit ihnen in Verkehr zu treten. Als sie wieder innehielten, ließ ich eine Trommel bringen und bei ihrem Klang einige junge Leute einen Tanz be-

*) Es waren das die Spuren von einer Art Hirsche, deren es hier in Menge gibt, bemerkt Las Casas.

**), Alterthümliche Kopfbedeckung der alten Mauren.

ginnen. Ich hoffte, sie dadurch heranzuziehen, aber sobald sie den Tanz sahen, verließen Alle ihre Ruder, nahmen den Bogen zur Hand und, nachdem sie ihre Schilde ergriffen, begannen sie mit Pfeilen nach uns zu schießen. Musik und Tanz hörten nun plötzlich auf; als ich unsererseits einige Büchschüsse abgab, zogen sie sich zurück, wandten sich aber um nach der andern Caravelle, und waren in einem Augenblick am Hinterdeck. Der Steuermann ging zu ihnen an Bord und gab dem Anführer einen Ueberwurf und eine Mütze; man kam überein, am Ufer sich besprechen zu wollen, und die Indianer begaben sich alsbald in ihrem Canos dorthin. Der Steuermann wagte indeß nicht, ohne meine Erlaubniß ihnen zu folgen, dann ruderten die Leute davon und wir sahen weder sie noch einen andern Bewohner der Insel mehr.

Ich bemerkte hier, daß zwischen der Insel de la Trinidad und dem Lande Garcia sich ein zwei Meilen breiter, von Westen nach Osten gehender Canal (bocca) gebildet hat, und daß, um in diesen einzudringen und nach Norden zu kommen, man eine Reihe von Strömungen passiren muß, welche diesen Canal durchkreuzen und einen fürchterlichen Lärm verursachen, ähnlich dem Tosen der Meereswellen, die sich an Felsen brechen. Ich ankerte an besagtem Punkt von Arenal außerhalb des Canals oder der Mündung und fand, daß die Gewässer von Osten nach Westen strömen, mit der gleichen Gewalt wie der Guadalquivir, wenn er die Ufer überschwemmt, aber hier ist es unaufhörlich bei Tag und Nacht. Ich fürchtete, wegen der Strömungen nicht vorwärts und wegen der Antiefen nicht rückwärts gehen zu können. Die Nacht war schon weit vorgerückt, da hörte ich einen fürchterlichen Lärm, ein wahres Brüllen, das von der Südseite her gegen das Schiff kam. Ich sah nun, wie das Meer gleich einem vorwärts schreitenden Hügel, der so hoch wie das Fahrzeug war, sich uns mehr und mehr näherte. Hinter dieser Steigung des Meeres war eine Strömung, welche heulend sich herabstürzte. Heute noch empfinde ich das Grauen, das mich erfüllte, als ich glaubte, die Gewässer überstürzen mein Fahrzeug. Sie zogen aber vorüber und standen lange vor der Mündung oder dem Canal. Am andern Tag sandte ich aus, um das Senkblei niederzulassen und fand, daß die wenigst tiefen Orte der Mündung sechs bis sieben Klafter Tiefe haben, und daß diese Strömungen sich unaufhörlich drängen, die einen um aus, die andern um einzulaufen. Es gefiel Gott, mir guten Wind zu geben, ich durchschiffte das Innere der Mündung und kam dadurch wieder zur Ruhe. Zufällig schöpfte man Meerwasser, und es erwies sich als süßes Wasser. Ich schiffte nach Norden bis zu einem etwa 26 Meilen entfernten sehr hohen Berg, der Spitze des Arenal. Es sind hier zwei sehr hohe Vorgebirge, das eine, gegen Morgen, hängt mit der Insel Trinidad zusammen, das andere, gegen Westen, ist ein Theil von Garcia, von welchem ich

schon sprach; hier ist ein sehr schmaler Canal, noch schmaler als der an der Arenalspize. Es finden sich dort die gleichen Strömungen und das gleiche Geheul der Gewässer, wie an jenem Punkt, und das Meerwasser ist gleichfalls süß. Bis dahin hatte ich mit keinem Bewohner des Landes gesprochen und wünschte es doch sehr. Deshalb schiffte ich die Küste dieses Landes gegen Westen entlang und je mehr ich vor kam, desto süßer und angenehmer zu trinken fand sich das Meerwasser. Nach langem Schifften kam ich an Ländereien, die bebaut schienen. Ich ankerte und schickte Mannschaften an das Land. Diese sahen, daß die Einwohner sich offenbar erst vor Kurzem zurückgezogen hatten, sie fanden aber den ganzen Berg mit einer Art Affen (*gatos paubs*) bedeckt. Sie kamen zurück und da das, was man sah, sich als eine Kette von Bergen erwies, sagte ich mir, das Land müsse immer flacher werden, je mehr ich nach Westen vordringe, und folglich müssen dort Menschen sein. Ich ließ darum die Anker heben und umging die Küste bis an das Ende der Bergkette, wo ich an der Einfahrt eines Flusses ankerte. Ich sah viele Leute herbeikommen, welche mir sagten, daß dieses Land Paria heiße, und daß es, je mehr man nach Westen gehe, desto bevölkerter werde. Ich nahm vier der Indianer und fuhr gen Westen; nachdem ich acht Meilen in dieser Richtung gemacht hatte, fand ich an einer Spitze, die ich „die Nadel“ nannte, das dichtbevölkerteste, schönste Land der Welt. Ich langte hier eines Morgens um 9 Uhr an und ankerte, um das herrliche Land, das schöne Grün und die Menschen zu sehen, von welchen manche in Canoës auf uns zukamen, um mich Seitens ihres Königs zu bitten, an das Land zu steigen. Als sie sahen, daß ich ihrer nicht achte, kam eine große Menge in Canoës auf das Schiff zu; Viele trugen goldene Plättchen am Hals, Andere Perlen an den Ohren. Ich war sehr erfreut, diese Sachen zu sehen, und stellte viele Fragen, um zu wissen, woher sie dieselben haben. Sie erwiderten, von eben dem Ort, wo wir uns befinden, und von dem nördlicher gelegenen Lande.

Ich beabsichtigte, mich hier aufzuhalten; aber da die Vorräthe immer mehr schmolzen, welche ich für die in diesen Ländern Zurückgebliebenen an Frucht, Wein und Fleisch mit so viel Mühe erlangt hatte, beschleunigte ich so viel als immer möglich meine Reise, um sie in Sicherheit zu bringen, und wollte mich aus keinerlei Grund aufhalten. Ich wollte mir von den Perlen verschaffen, die ich gesehen hatte, und schickte deshalb Mannschaften an das Land. Die Bewohner sind sehr zahlreich und sehen gut aus; sie haben die gleiche Farbe wie die zuletzt gesehenen und sind sehr verträglich. Die Leute, die an das Land, gestiegen waren, wurden bestens aufgenommen; sie erzählten, sobald die Barken an das Land gestoßen, seien zwei, offenbar vornehme Persönlichkeiten, Vater und Sohn, mit vielen Andern auf sie gekommen und haben sie nach einem

sehr großen Haus mit Seitenwänden geführt. Das Haus sei nicht rund wie die zeltartigen andern Häuser, es seien dort viele Sitze gewesen, auf welche sie sich niedersezten, worauf die Indianer sich gleichfalls niederließen. Man brachte ihnen Brod, Früchte verschiedener Art, rothen und weißen Wein, der aber nicht von Trauben, sondern von Früchten verschiedener Art gemacht war. Offenbar nehmen sie Mais dazu, der eine Fruchtart ist, die ich mit nach Castilien nahm; sie halten offenbar das daraus bereitete Getränk für das weitaus beste und legen großen Werth darauf. Alle Männer waren auf einer Seite des Hauses, die Frauen auf der andern versammelt. Da Keiner von uns den Andern verstand, so kostete es viele Mühe, uns zu verständigen; sie befragten uns über unser Vaterland, wir sie über das Land, in dem sie wohnen. Nachdem unsere Leute im Hause des Aelteren ein Mahl eingenommen hatten, führte sie der jüngere Mann in sein Haus und bewirthete sie in gleicher Weise, dann geleitete man sie feierlich an ihre Barken und bis an das Schiff. Ich hob alsbald die Anker, um die Lebensmittel zu erneuern, die ich in Spanien mit so vieler Mühe erhalten hatte und die zu Ende gingen, wie auch, um meine durch unerhörte Mühsal sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Ich hatte bei der lezten Reise, wo ich das Festland entdeckte, 33 Nächte nicht geschlafen und war beinahe des Augenlichts beraubt gewesen, aber Schmerzen wie jetzt hatte ich nie gefühlt, sowohl in den Augen als in den Gliedern.

Die Einwohner, wie gesagt, machen einen sehr günstigen Eindruck. Sie sind hochgewachsen und haben angenehme Physiognomien. Ihre Haare sind lang und glatt; um den Kopf tragen sie schöne Tücher, die von Ferne wie von Seide gewoben aussehen. Ihre Canoës sind sehr groß, besser und leichter gebaut, als die der andern Indianer. In der Mitte von Jedem befindet sich eine Art Zimmer, in welchem das Haupt des Hauses mit der Familie lebt. Ich nannte diesen Ort „die Gärten“; er scheint diesen Namen wohl zu verdienen. Ich that mein Möglichstes, um zu erfahren, wo sie Gold finden, und Alle wiesen nach einem Land, das sie im Norden begrenze; es lag sehr hoch, war aber in geringer Entfernung; Alle warnten mich indeß, dorthin zu gehen, weil dort Menschen gefressen werden. Ich glaubte zuerst, sie meinen Cannibalen, wie wir sie schon gesehen hatten, glaube aber jetzt, daß sie an Raubthiere dachten, welche dort hausen. Ich fragte gleichfalls, wo sie ihre Perlen sammeln, und sie deuteten auch nach Westen und Norden, wo sie sein sollen. Ich hielt mich nicht auf wegen der Lebensmittel und meiner Augenschmerzen und weil ein großes Fahrzeug, wie das meine, zu einer solchen Expedition nicht geeignet ist.

Ich hob, wie gesagt, die Anker, nachdem meine Leute zurückgekommen waren, und segelte gegen den Niedergang. Den ganzen andern Tag segelte ich vorwärts, bis ich bemerkte, daß wir nur

drei Klafter Tiefe haben. Ich glaubte, wir seien wieder an einer Insel und ich könne nach Norden hinauskommen. Ich schickte denn eine leichte Caravelle ab, um zu sehen, ob sich eine Art Ausgang finde, oder ob der Durchgang verschlossen sei. Das Schiff ging langsam vor und kam endlich in einen sehr großen Golf, in welchem vier kleinere Flüsse zu sein schienen, aus deren einem ein sehr großer Fluß entströmte. Ueberall fand man fünf Faden Tiefe, das Wasser ist überreich und so süß, wie ich nie im Leben getrunken. Es war mir ein großer Kummer, daß ich weder nach Norden vorwärts, noch nach Süden und Westen seitwärts gehen konnte, weil ich überall von Land eingeschlossen war. Ich versuchte denn, nördlich durch die Mündung zurückzukehren, von der ich oben sprach, aber die Strömungen hatten mich dort weggetragen, und wegen ihrer konnte ich nicht zurückkehren, dagegen wurde ich mit großer Gewalt nach den Canälen getragen. Ich schloß daraus, daß die Strömungen und die Wasserhügel, welche mit so schrecklichem Getöse in die Canäle ein- und ausdrängen, von dem Zusammenstoß des süßen und des gesalzenen Wassers kommen. Das Süßwasser widersehte sich dem Eindringen des Salzwassers und dieses dem Heraustritt des süßen Wassers. Ich schloß daraus, daß da, wo jetzt die beiden Mündungen sind, in früherer Zeit Land gewesen sei, welches die Insel Trinitat und das Land Garcia verbunden haben, wie Ihre Hohheiten aus der Zeichnung sehen, die ich Ihnen beilege. Ich kam durch die nördliche Mündung und fand, daß das Süßwasser immer den Sieg davontrage. Als ich in Kraft des Windes sie passirte, bemerkte ich auf der Höhe des flüssigen Hügels, daß in den Betten der Strömungen das innere Wasser süß, der äußere Theil aber salzig war.

Als ich von Spanien nach Indien ging, bemerkte ich, als ich etwa hundert Meilen westlich von den Azoren gesegelt war, eine große Veränderung am Himmel und an den Sternen, in der Temperatur der Luft und in den Wassern des Meeres, und habe mit großer Pünktlichkeit meine Beobachtungen aufgezeichnet.

Ich fand, daß von Norden nach Süden, als ich die hundert Meilen jenseits der genannten Inseln passirt hatte, die Magnetenadel, welche bisher sich nordöstlich neigte, sich nun um ein ganzes Viertel des Windes nordwestlich neigte und das von dem Augenblick an, wo man diese Linie passirte, als ob man eine Küste überstiegen hätte.

Man fand zur selben Zeit das Meer ganz bedeckt mit einer Art Gras, welches Fichtenzweigen gleicht, die Früchte sind gleich Mastixfrüchten; das Wasser ist dort so dicht, daß ich bei meiner ersten Reise glaubte, es seien hier Niederungen, in denen meine Schiffe stranden mußten. Eigenthümlich ist, daß, ehe man in diesen Kreis kommt, man nicht einem einzigen Zweig begegnet. Man findet hier auch das Besondere, daß das Meer sehr ruhig und eben ist, und das Wasser, selbst bei heftigen Winden, nie Fluthen aufregt.

Als ich dort war, bemerkte ich auch, daß der Polarstern einen Kreis beschreibt, dessen Diameter fünf Grade hat, und wenn die Wächter zur rechten Seite sind, der Stern auf seinem niedersten Punkte ist, von wo er sich wieder erhebt, wenn er auf der linken Seite ankommt.

Auf dieser Reise kam ich ohne Aufenthalt von Spanien nach der Insel Madeira, von da nach Canarien und von da nach den Inseln des grünen Caps, von wo ich meine Reise, wie schon gesagt, gegen Mittag bis zur Linie des Aequators fortsetzte. Als ich mich in gerader Linie zwischen Sierra Leone und Guinea befand, empfand ich eine solche Hitze und waren die Sonnenstrahlen so glühend, daß ich glaubte, wir werden verbrennen. Obgleich es regnete und der Himmel voll Wolken war, fühlte ich doch die stets gleiche Müdigkeit, bis mir Gott guten Wind und damit das Mittel gab, nach Westen segeln zu können, wo die Temperatur eine andere ward. Sobald ich aus dem Kreis herausgetreten, wurde die Temperatur von Stunde zu Stunde milder, aber die Sterne waren in einer ganz andern Stellung.

Gott schenke Euern Hohheiten langes Leben und Gesundheit und Ruhe, damit sie das edle Unternehmen glücklich hinausführen, welches so viel zur Ehre Gottes beitragen kann; möge Spanien wachsen und alle Christen Trost und Freude haben darüber, daß der Name des Herrn verbreitet wird. Ich lasse in allen Ländern, wo die Schiffe Eurer Hohheiten landen, ein Kreuz aufrichten; ich mache allen Eingeborenen den hohen Rang Eurer Hohheiten und Ihrer Residenz in Spanien bekannt; ich spreche ihnen so viel als möglich von unserem heiligen Glauben, von dem Glauben der Kirche, unserer heiligen Mutter, welche auf dem ganzen Univerfum ihre Glieder hat, und von dem Glauben an die heilige Dreieinigkeit.

Möge Gott die Personen vergessen, welche ein so herrliches Unternehmen bekämpften und noch bekämpfen und sich dessen Fortschritten widersetzen, ohne zu bedenken, wie sehr das der Ehre und dem Ruhm Eurer Hohheiten schaden würde. Sie wissen nichts daran auszusetzen, als, daß es viel kostet und daß man nicht alsbald Schiffe voll Gold schicken konnte; sie bedenken nicht, wie kurz die Zeit war und wieviele Hindernisse ich zu bewältigen hatte. Sie bedenken nicht, daß in Castilien, in dem Hause Eurer Hohheiten, jedes Jahr Personen erstehen, welche ohne viel Verdienst mehr Geld in einem Jahre einnehmen, als alle Ausgaben für dieses Unternehmen ausmachen. Sie bedenken nicht, daß kein Fürst, mit Ausnahme von Euern Hohheiten, Länder erlangt, die eine ganze Welt ausmachen, in welcher der Name Gottes verkündigt werden kann, und aus welcher sich so viel Nutzen ziehen läßt. Obgleich man noch keine goldbeladenen

Schiffe schicken konnte, sind doch von diesem Metall und andern werthvollen Sachen genügende Proben geschickt worden, die beweisen, welch unendlichen Nutzen man in kurzer Zeit aus unsern Entdeckungen ziehen wird; auch denken sie nicht an die hochherzigen portugiesischen Fürsten, welche schon so lange das Unternehmen in Guinea und im Innern Afrikas verfolgen, worauf sie die Hälfte der Unterthanen ihres Reiches verwandten, und wo der König jetzt entschlossener als jemals voran geht. Wollte Gott in Gnaden Alles, was ich sagte, hinausführen; es ist ja nicht der tausendste Theil was ich anführen könnte, von dem, was Fürsten unternahmen, lernten, errangen und behaupteten.

Ich sage Alles das nicht, als ob ich an dem Willen Eurer Hohheiten zweifelte, das Unternehmen hinauszuführen, und glaube fest an das Wort Eurer Hohheiten, das Sie mir eines Tages antworteten, als ich mich mündlich mit Ihnen unterhalten durfte, — nicht, als ob ich irgend eine Veränderung der Besinnung bemerkt hätte, aber als ich die Furcht aussprach, daß, wie der Tropfen den Stein aushöhle (*y tanto da una gotera de agua en un piedra que le hace un agujero*), so könnten Ihre Hohheiten doch endlich durch die stets wiederholten Gehässigkeiten gegen das Unternehmen eingenommen werden. Sie aber antworteten mir mit der Hochherzigkeit, welche Jedermann bekannt ist, ich möchte nicht die geringste Notiz von alldem nehmen, weil es Ihr Wille sei, das Unternehmen fortzuführen und aufrecht zu erhalten, und wenn man auch nur Fels und Stein daraus gewönne, und Sie achten nicht auf die daraus entspringenden Ausgaben; Sie verwenden ja viel größere Summen auf weniger wichtige Dinge und betrachten die schon verwendeten und noch aufzubringenden Summen als wohl angewendet, weil Sie glauben, unser allerheiligster Glaube werde dadurch wachsen, und Sie Diejenigen, welche dagegen seien, nicht als Freunde Ihrer Königlichen Krone ansehen können. Jetzt warte ich auf Nachrichten aus den neuentdeckten Ländern, von denen ich überzeugt bin, daß sie das irdische Paradies sind. Die Adelantada wird mit drei wohlverproviantirten Fahrzeugen auf neue, möglichst reiche Entdeckungen ausziehen. Ich werde darüber Euern Hohheiten berichten, und Sie werden entscheiden, was geschehen soll. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit werde ich in möglichster Eile Alles vollziehen, damit Eure Hohheiten wohl bedient und zufriedengestellt seien. *Deo gratias!*

Die Copie des Originals ist von der Hand des Bischofs Bartholomäus de las Casas geschrieben und befindet sich in den Archiven des Herzogs von Infantado. Diese Copie wurde mit vieler Sorgfalt hergestellt.

Madrid, den 1. März 1791.

Martin Fernandez de Navarrete.

Brief des Admirals Christof Columbus
an die Königsfrau des Prinzen Don Juan.
(Geschrieben gegen das Ende d. J. 1500.)

Sehr ehrwürdige Dame!

Wenn es etwas Neues ist, daß ich mich über die Welt beklage, so ist es etwas sehr Altes, daß die Welt zu mißhandeln liebt; sie hat mir tausend Kämpfe geliefert und ich habe bis diesen Augenblick allen widerstanden, wo ich mich weder der Waffe noch des Rathes bedienen konnte. Mit Grausamkeit hat sie mich zu Boden getreten. Die Hoffnung auf den, der uns Alle erschaffen hat, hält mich aufrecht, er stand mir immer mächtig bei. Es ist noch nicht lange her, daß er mich mit starkem Arm erhob und mir zurief: „Du Kleingläubiger, stehe auf, fürchte dich nicht, ich bin es!“ Ich bin mit dem höchsten Eifer zu diesen Fürsten gekommen und habe ihnen unerhörte Dienste geleistet. Gott machte mich zum Boten des neuen Himmels und der neuen Erde, die er durch den Mund des Apostels Johannes und vorher durch den Propheten Jesaias verheißten hat, — er zeigte mir, wo ich sie finden soll. Jedermann war ungläubig, aber der Herr gab der Königin, meiner Gebieterin, den Geist des Verständnisses und den nöthigen Muth, und machte sie als sein liebes Kind zur Erbin dieser Neuen Welt. Ich nahm davon in ihrem königlichen Namen Besitz. Jedermann wollte die Unwissenheit, in die man versunken war, verhüllen, und die Leute gingen von der absoluten Verneinung über auf die Mißstände und Kosten des Unternehmens. Sieben Jahre verfloßen in Conferenzen, und neun, bis es zu der Ausführung der Dinge kam, die doch Jedermann hätten im höchsten Grade interessiren sollen. Ich kam, und noch immer gibt es bis herab zum Allerschlechtesten Niemand, der mich nicht zu verleumben sucht. Aber, Gott sei Dank, man wird es einst in der Welt erzählen, wenn sie keine Macht mehr hat, mir zu schaden. Wenn ich Indien gestohlen und den Mauren gegeben hätte, könnte man mir in Spanien nicht größere Feindseligkeit erzeigen. Wer würde das von einem Lande glauben, in welchem

immer so viel Edelsinn herrschte? Ich würde lebhaft wünschen, mich von Allem los zu machen, wenn ich es meiner Königin gegenüber füglich thun könnte. Die Kraft, welche mir der Gedanke an Gott und die Königin gab, ließ mich ausdauern, damit sie den Schmerz ein wenig vergesse, der über sie gekommen*), und ich unternahm eine neue Reise nach dem neuen Himmel und der neuen Welt, die bis dahin verborgen gewesen waren; daß man sie in Spanien nicht so hoch schätzt, als die andern Theile Indiens, ist nicht erstaunlich, weil man sie meiner Thätigkeit verdankt. Der heilige Geist erfüllte den heiligen Petrus und die zwölf Andern mit ihm, und Alle kämpften hinieden; sie haben viel gearbeitet und viel gelitten hinieden, aber endlich den Sieg davon getragen. Ich glaubte, die Reise nach Paria werde einige Ruhe bringen, wegen der dort gefundenen Perlen und dem auf der Insel Española entdeckten Golde. Ich ließ die Perlen durch diejenigen unserer Leute sammeln und fischen, die ich zurückgelassen hatte, und mit welchen ich übereingekommen war, daß ich sie wieder abholen werde, wenn ich zurückkehre. Ich glaube, daß sie eine Menge beisammen haben werden. Wenn ich ihren Hohheiten nicht schrieb, so war es, weil ich eben so viel Gold als Perlen beisammen haben wollte. Es ging damit, wie mit vielen andern Dingen; ich hätte sie und damit meine Ehre nicht verloren, wenn ich mich nur mit meinen Interessen beschäftigt hätte und Española hätte verloren gehen lassen, so gut als meine Privilegien und Verträge. Ebenso ist es mit dem Gold, das ich damals gesammelt hatte und das ich durch Gottes Gnade mit tödlicher Arbeit und Mühe überbrachte. Als ich nach Paria kam, fand ich beinahe die Hälfte der Colonisten von Española im Aufstand, und bis jetzt machten sie mir den Krieg wie einem Mauren, und die Indianer begegnen mir nicht weniger grausam. Das war damals, als Hoyado ankam.**) Er versuchte allen den vielen Unordnungen das Siegel aufzudrücken; er sagte, ihre Hohheiten haben ihn mit Geschenken, Freiheiten und Belohnungen ausgestattet. Er sammelte eine zahlreiche Bande, denn auf ganz Española gibt es wenig Männer, die nicht Vagabunden wären; keiner hat Frau noch Kind. Dieser Hoyado hat mich sehr geplagt, aber er mußte sich zurückziehen und sagte im Gehen, er werde mit mehr Schiffen und mehr Mannschaft zurückkommen; er habe die Königin auf den Tod krank verlassen. Darüber kam Vinzenz Yañez mit vier Caravellen; es entstand Tumult und Verdächtigungen, aber es ging ohne Schaden vorüber. Die Indianer verkündigten den Cannibalen und den Parias, daß viele

*) Der einzige Sohn von Ferdinand und Isabella war am 4. Oktober 1497 zu Salamanca gestorben.

***) Alonso de Hoyoda kam am 5. September 1498 auf die Insel Española.

andere Caravellen kommen, die ein Bruder des Alkalben anführe, aber es war reine Bosheit, und erst am Ende kamen welche, als man schon die Hoffnung aufgegeben hatte, daß Ihre Hohheiten Schiffe nach Indien schicken werden; man sagte, die Königin sei todt. In dieser Zeit suchte ein gewisser Adrian einen Aufstand zu organisiren, aber Gott machte seine bösen Anschläge zu nichts. Ich hatte mir vorgenommen Niemanden zu mißhandeln, aber die Undankbarkeit von diesem zwang mich, wiewohl ungern, diesem Voratz zu entsagen. Ich hätte mit keinem Bruder anders gehandelt, wenn er mich hätte ermorden und die Herrschaft, welche der König und die Königin mir vertraut hatten, mir hätte rauben wollen. Dieser Adrian hatte, wie es scheint, Don Ferdinand von Saragua abgesandt, um einige seiner Anhänger zu sammeln; er hatte mit dem Alkalben Streitigkeiten, woraus große Unordnungen entstanden, aber Alles ohne Resultat. Der Alkalde bemächtigte sich seiner und eines Theils seiner Bande, und sprach das Urtheil, ohne mich davon zu benachrichtigen. Sie erwarteten eine Caravelle, so lange sie im Gefängniß waren, und hofften sich darauf einschiffen zu können, aber die Nachricht von dem, was Hophoda begegnet war, ließ sie die Hoffnung auf die Ankunft des Fahrzeugs aufgeben.

Sechs Monate lang war ich bereit, ihren Hohheiten die guten Goldnachrichten zu bringen und aufzuhören, die losen Leute zu regieren, welche voll Bosheit und Hochmuth den König und die Königin verachten. Ich hätte die Sache fertig gemacht mit 60,000 Maravedi's, und hatte dafür 4 Millionen Zehnten und mehr, ohne den dritten Theil des Goldes zu rechnen. Vor meiner Abreise von Spanien hatte ich ihre Hohheiten oft gebeten, auf meine Kosten Jemanden nach diesen Orten zu schicken, der beauftragt wäre, die Justiz zu üben, und seit ich den Alkalben im Aufstand fand, bat ich von Neuem, wenigstens einen ihrer Diener mit Briefen zu schicken, weil man mich in so seltsamen Ruf gebracht, daß, wenn ich Kirchen und Hospitäler bauen ließe, man sagen würde, es seien Höhlen für Diebe. Ihre Hohheiten trafen endlich Anordnungen, aber in einer Art, welche gerade das Gegentheil von dem war, was die Umstände erforderten. Sprechen wir nicht mehr davon, da es ihnen so beliebte. Ich blieb zwei Jahre in Spanien, ohne irgend etwas zu erlangen, weder für mich, noch für die, die mit mir gekommen waren, und der Bischof Fonseca hat einen vollen Koffer davongetragen. Gott weiß, ob Alles für seinen Dienst verwendet werden wird. Schon beim Beginn habe ich Freiheiten für 20 Jahre, also für ein Mannesalter erworben, und man sammelt dergestalt Gold, daß es Leute gibt, die in vier Stunden fünf Mark*) sammeln, ich werde

*) Die Mark Gold betrug zu jener Zeit, was jetzt etwa zu 20 Mark berechnet würde.

mich darüber später des Weiteren aussprechen. Es wäre ein wahres Almosen, wenn ihre Hohheiten den Gerüchten, die allgemein über mich verbreitet sind, steuern möchten. Sie wissen, welche Mühsal ich erduldet, um ihnen ihr Eigenthum und ihre Herrschaft zu erhalten, und wie ich für mich keinen Gewinn daraus zog; mein guter Name und meine Ehre in der Welt wäre dann hergestellt, denn meine Arbeit ist derart, daß sie mir in den Augen der Rechtlichen nur von Tag zu Tag größeren Ruhm erwerben kann. Während der Mühseligkeiten der letzten Zeit kam der Gouverneur Bobadilla in San Domingo an, während ich mich in Las Vegas befand und die Abdelantade in Saragua, wo Adrian eben seinen Hauptschlag geführt hatte; doch war schon Alles wieder zur Ruhe gekommen, das Land war reich und Jedermann in Frieden. Am zweiten Tag nach seiner Ankunft erklärte er sich als Gouverneur, bildete einen Magistrat, veröffentlichte Freiheiten für das Gold und den Zehnten, — Alles für zwanzig Jahre lang, also für ein Mannesalter. Er verkündigte, er sei gekommen, um Jedermann zu bezahlen, obgleich man bis zu diesem Tage nicht eigentllich gedient hatte, und machte bekannt, daß er mich sowohl als meine Brüder in Ketten schließen soll, was er später denn auch gethan hat, und daß weder ich noch sonst Jemand von meiner Familie je wieder hieher zurückkehren werde; über mich fügte er tausend Verleumdungen hinzu. Alles das geschah, wie gesagt, am zweiten Tag nach seiner Ankunft, während ich mich in weiter Ferne befand, und weder an ihn noch seine Ankunft denken konnte. Er schickte dem Alkalde und dessen Anhängern mehrere Briefe ihrer Hohheiten, füllte mit eigener Hand die fehlende Unterschrift aus und gewährte Jedem von ihnen Begünstigung und Vortheile; was aber mich betrifft, so ignorirte er mich vollständig; ich erhielt weder Brief noch Voten. Nun fragen Sie sich, verehrteste Frau, was jeder Mann an meiner Stelle hätte denken müssen? Diejenigen ehrt und begünstigt man, welche ihren Hohheiten die Herrschaft rauben wollten, ihnen so viel Uebels gethan und so viel Schaden verursacht haben, und derjenige wird im Schmutz herumgezogen, der für sie eingestanden ist, nachdem er in ihrem Dienst so viel Gefahr und Mühe erduldet hat. Als ich das Alles erfuhr, dachte ich zuerst, es werde das wie mit Hoyoda und den andern Rebellen gewesen sein, aber von den Mönchen erfuhr ich, es sei ganz gewiß, daß ihre Hohheiten ihn geschickt haben. Darauf hin schrieb ich ihm, um ihn zu seiner Ankunft zu beglückwünschen und ihn wissen zu lassen, daß ich im Begriff sei, an den Hof abzureisen, und darum meinen ganzen Besitz dem Verkauf ausgesetzt habe. Ich bat ihn, sich wegen der Freiheiten nicht zu beräthen, und versicherte ihn, ich werde Privilegien und Regierung ohne Widerstand aufgeben. Das Gleiche schrieb ich an die Geistlichen, aber weder der eine noch die anderen gaben mir Antwort. Er nahm sogar eine feindliche

haltung an und zwang Alle, welche sich nach seiner Residenz begaben, ihn als Gouverneur anzuerkennen, und zwar, wie ich höre, für die Dauer von zwanzig Jahren. Sobald ich sah, wie es sich mit den Freiheiten verhalte, hielt ich für nöthig, einem so groben Mißgriff Einhalt zu thun, und dachte, er selbst müsse darüber froh sein, weil er ohne Grund noch Nothwendigkeit Vagabunden ohne jeden Verdienst solch wichtige Vergünstigungen bewilligte, daß es selbst für Leute mit Frau und Kindern übertrieben gewesen wäre. Ich kündigte mündlich und schriftlich, er könne über seine Vorräthe nicht verfügen, da ich größere Rechte daran habe, und zeigte die von Juan Aguada mitgebrachten Freiheiten vor. Ich that das, um wenigstens Zeit zu gewinnen, damit ihre Hohheiten vom Stand der Dinge unterrichtet werden können und um ihnen Gelegenheit zu geben, neue Befehle für das zu ihrem Dienst Ersprießliche geben zu können.

Es ist ganz unnöthig, solche Freiheiten zu erlassen, Alles ist ja Benefiz für die Leute, die hier Wohnsitz nehmen, weil man ihnen die besten Ländereien um den geringsten Preis gibt; nach vier Jahren, dem Termin des Wohnsitzes, ist jede dieser Ländereien 200,000 Maravedis werth, ohne daß man Schaufel oder Hacke berührt. Ich will das nicht von den Verheiratheten sagen, aber es sind ja nicht sechs unter ihnen, welche nicht nur so schnell als möglich Reichthümer sammeln und dann davon laufen wollen.

Es wäre recht gut, wenn von Castilien bekannte brave Leute hieher geschickt würden, die das Land bevölkern würden. Ich war mit den Leuten übereingekommen, daß sie das Drittheil vom Gold und den Zehnten von allem Andern entrichten, und zwar auf ihre Bitte. Als ich hörte, daß sie es später verweigerten, machte ich ihnen Vorwürfe, und das Gleiche erwartete ich von dem Gouverneur. Aber nein, er flüsterte ihnen ein, ich wolle mir aneignen, was ihren Hohheiten gehöre, und veranlaßte sie, an die Königin zu schreiben und sie zu bitten, mich der Regierung zu entheben. Wahrlich, ich verlange nichts Besseres für mich und die Meinen, so lange die Leute nicht anders sind. Im Bund mit ihnen setzte er eine Anklageschrift über meine angeblichen Mißthaten auf, wie nie die Hölle eine ähnliche erfand. Aber unser Gott ist da oben. Er errettete Daniel aus der Löwengrube und die drei Männer aus dem Feuerofen, nach seiner Weisheit und Allmacht. Hätte ich mich nur um das bekümmert, was mein war und mir wohlgefiel, wahrlich so hätte ich alles das Schwere, das mich in Indien betraf, mit leichter Mühe ändern können; aber weil ich bis jetzt die Gerechtigkeit handhaben und die Reiche ihrer Hohheiten bewahren wollte, bin ich gestürzt worden. Jetzt, wo man so viel Gold findet, schwankt man nur noch darüber, ob man mehr gewinnt, wenn man stiehlt oder wenn man in die Minen geht. Für eine Frau zahlt man hundert Casti-

lianer*), eben so viel für ein Landgut, und diese Art von Handel ist schon ziemlich allgemein; es gibt schon eine große Zahl Händler, welche Mädchen suchen; in diesem Augenblick stehen neun bis zehn zum Verkauf ausgestellt; man bezahlt, wie jung sie sein mögen, einen großen Preis dafür. Die Verleumdungen und Händel haben mir mehr geschadet, als alle meine Verdienste mir genützt haben: Schlimmes Vorbild für die Gegenwart, wie für die Zukunft. Ich könnte es beschwören, daß eine große Zahl Männer nach Indien kommen, welche der Gnade der Taufe weder vor Gott noch den Menschen würdig sind. Der Commandeur hat sie Alle zu meinen Feinden gemacht, nach seiner Art zu handeln und nach den von ihm gebrauchten Formen. Er war mir schon sehr feindlich gesinnt, als er ankam. Man sagt, er habe viel Geld bezahlt, um die Stelle zu bekommen; ich weiß von Allem nur so viel, als mir zu Ohren kam. Noch nie ist es erhört worden, daß Jemand, der ausgeschiedt ward, eine Untersuchung vorzunehmen, Rebellen sammelte und sie zu Zeugen gegen den aufrief, der sie regierte. Wenn ihre Hohheiten über die Vorgänge auf der Insel eine Untersuchung anstellen ließen, wahrlich sie würden sich wundern, daß die Insel noch nicht verschlungen ward. — Ich denke, Sie erinnern sich, daß, als der Sturm mich bei meiner Rückkehr von der ersten Reise in den Hafen von Bissabon warf und ich alle meine Segel verloren hatte, ich fälschlich angeklagt wurde, absichtlich hier eingelaufen zu sein, um dem Könige dieses Landes Indien zu geben. Ihre Hohheiten überzeugten sich vom Gegentheile und sahen, daß Alles, was man über mich sagte, von der Bosheit gewisser Leute herrühre. Ich begreife nicht, daß man mich für so dumm hält, daß ich nicht wissen sollte, ich könnte mich nicht, selbst wenn Indien mein gehören würde, ohne den Schutz eines Fürsten dort halten. Wenn dem aber so ist, — wo hätte ich bessern Schutz und bessere Stütze finden können, um nicht fortgejagt zu werden, als bei dem König und der Königin, unsern Herren, die mich aus dem Nichts gezogen und erhöht haben und die zu Wasser und Land die mächtigsten Fürsten der Welt sind. Diese Fürsten wissen, wie treu ich ihnen gedient habe, und bewahren mir meine Privilegien und Belohnungen. — Ich habe schon gesagt, daß ich ihm und den Mönchen schrieb, und daß ich mich beinahe allein zu ihm begab, um die Verdächtigungen gegen mich abzuwenden, da alle meine Leute bei Adelantade geblieben waren. Als er das erfuhr, ließ er Don Diego in Ketten legen und in die Caravelle werfen; ebenso behandelte er mich und Adelantade, als dieser ankam. Ich sprach nicht mit ihm, und er erlaubte nicht, daß irgend Jemand mit mir rede; ich beschwöre es, daß ich nicht begreife, aus welchem

*) Alte Goldmünze, deren Werth unter den verschiedenen Königen wechselte.

Grund ich Gefangener bin. Seine erste Sorge war, das Gold an sich zu nehmen, das ich gesammelt hatte, und zwar ohne irgend ein Maaß noch Gewicht, und ich war abwesend. Er sagt, er habe diejenigen bezahlen wollen, denen es gehörte; und wenn ich denen glaube, die es mir erzählt haben, hat er den größten Theil für sich behalten und neue Individuen zum Tauschhandel ausgesickt. Ich hatte einige Probestücke dieses Goldes bei Seite gelegt, um ihre Hohheiten damit zu erfreuen, und damit sie die ganze Wichtigkeit des Unternehmens daraus erkennen mögen; darunter waren Goldkörner so groß wie Hühner- und Gänseeier. Dieses Gold war das Erste, was der Bösewicht unterschlug, damit ihre Hohheiten nicht ahnen möchten, was meine Entdeckungen für einen Werth haben, bis er sein Nest gefüllt habe. Wie schon gesagt, mit 600,000 Maravedi's hätte ich Jedermann bezahlt, ohne daß irgend Jemand etwas verloren hätte, während ich außer dem Gold vier Millionen an Beuten daliegen hatte. Er aber verstreute das Gold in wahrhaft lächerlicher Weise, nachdem er sich das Meiste davon angeeignet. Wenn ihre Hohheiten sich darüber Rechenschaft ablegen lassen, und ich bei der Abrechnung sein darf, werden sie die Wahrheit darüber erfahren. Man kann nicht verletzter sein als ich es war, daß man einen Mann als meinen Untersuchungsrichter gegen mich absandte, welcher wußte, daß er nur mich wegzudrängen habe, um an meiner Statt zu regieren. Wollte Gott, ihre Hohheiten hätten vor zwei Jahren ihn oder einen Andern geschickt, als ich mir für die Verwaltung einen geeigneten Mann erbat, ich hätte wahrlich weder Schande noch Mergerniß zu fürchten gehabt, — daß meine Ehre unbesleckt aus Allem endlich hervorgehe, dessen bin ich gewiß, denn Gott ist gerecht und wird an das Licht bringen, was geschehen ist, und warum es geschehen ist. Man behandelt mich da drüben wie einen Gouverneur, der in eine regelmäßig verwaltete Provinz oder Stadt geschickt wurde, wo die Geseze vollständig ausgeführt werden können, und macht mir einen schweren Vorwurf daraus, daß ich den Verhältnissen Rechnung trage. Ich soll abgeurtheilt werden, als wäre ich ein von Spanien abgeschickter Hauptmann, der in Indien eine zahlreiche, kriegerische Nation zu erobern hätte, während Sitten und Religion hier von den unsrigen so völlig verschieden sind und die Individuen in den Wäldern zerstreut ohne regelmäßigen Wohnsitz leben. Hier werde ich so behandelt, während ich nach dem Rathschluß Gottes der Herrschaft des Königs und der Königin eine neue Welt einverleibt habe, in Folge wovon das vorher arme Spanien heute das reichste Königthum geworden ist. Ich soll abgeurtheilt werden wie ein Hauptmann, der seit so und soviel Jahren die Waffen nicht aus der Hand legte, und konnte doch in Indien, wo weder Städte noch Verträge existieren, in keiner Art nach hergebrachten Gewohnheiten handeln. Der Weg zu Gold und Perlen steht offen; darauf

kann man so gewiß hoffen, als auf Edelsteine, Gewürze und tausend andere Dinge. Wollte der Himmel, daß es ebenso gewiß wäre, daß mir ferner kein Leid widerführe, als es gewiß ist, daß in Erfüllung ging, was ich vor meiner ersten Reise an ihre Hohheiten schrieb.

Sehen Sie, welch ein Unterschied es ist zwischen mir und Bobadilla, der Alles für Nichts gibt und der eine Million Zehnten verschleudert ohne irgend einen Grund, und ohne daß man es verlangte, ohne auch nur ihre Hohheiten darum zu befragen. Und dieses Unrecht ist nicht das einzige, das er begangen hat. Ich weiß wohl, daß ich manche Irrthümer begangen habe, aber ich wollte nie mit Absicht Unrecht thun und hoffe, ihre Hohheiten seien davon überzeugt; aber sie sind viel zu barmherzig gegen ungetreue Diener. Ich hoffe und bin es gewiß, daß sie, wenn ich komme, gegen mich noch viel gnädiger sein werden, wenn sie sich der Dienste erinnern, die ich ihnen geleistet, und erkennen, daß ich, selbst wo ich irrte, kein Unrecht begehen wollte. Sie werden Alles in eine Wage legen, wo, wie die Schrift sagt, am Tage des Gerichtes Gutes oder Böses sich befinden wird. Wenn ihre Hohheiten thun, was ich nicht hoffen will, daß ein Anderer mich richtet und die Untersuchung in Indien stattfinden soll, so bitte ich dringendst und demüthigst zwei gewissenhafte, achtungswerthe Männer auf meine Kosten zu schicken, welche leichtlich am ersten Tag erkennen werden, daß man jetzt in vier Stunden fünf Mark Gold findet. Wie dem auch sei, es ist hoch von Nöthen, daß dafür Fürsorge getroffen werde.

Als der Gouverneur nach San Domingo kam, logirte er sich in meinem Hause ein und eignete sich Alles an, was darinnen war. Er mag dessen bedurft haben, aber kein Seeräuber hat je so mit Kauffahrern gehandelt. Was mir am peinlichsten bleibt, ist, daß er sich meiner Papiere bemächtigte, von denen ich auch nicht ein einziges wieder bekam; und gerade die Papiere, welche mich am meisten in Stand setzen würden, mich zu vertheidigen, hält er am meisten verborgen. Seht, welch ein ehrlicher gerechter Untersuchungsrichter er ist. Gott, unser Herr, bleibt mit seiner Macht und Weisheit wie bisher, und er straft besonders die Undankbaren.

Die Copie dieses Briefes ist von der Hand des D. J. B. Muñoz in einem Band seiner Manuscriptensammlung über Indien, die sich in der königlichen Academie für Geschichtskunde findet und den Titel hat: „Reisen des Admirals Christof Columbus.“

(Ende der dritten Reise.)

Brief des Königs und der Königin von Spanien an den Admiral.

Der König und die Königin.

Von Christof Columbus, Unserem Admiral auf den Inseln und dem Festland, welche im Ocean in der Richtung nach Indien sind.

Wir haben aus Eurem Brief vom 16. Februar und dem, welchen Ihr mitgeschickt, und den Memoiren, die Ihr an Uns gerichtet habt, und dem, was Ihr über diese Reise sagt, den Wunsch ersehen, den Ihr habt, über die Insel Española heimzukehren.

Wir sagen Euch über diesen Gegenstand, daß, da es nicht passend ist, auf der Reise, die Ihr zu unternehmen gedenkt, die geringste Zeit zu verlieren, es besser wäre, Ihr würdet einen andern Weg nehmen; bei der Rückkehr, so Gott will und es Euch nöthig scheint, könnt Ihr Euch dort ein wenig aufhalten, weil, wie Ihr seht, bei Eurer Rückkehr von der Reise, die Ihr jetzt unternehmet, es sich gebührt, daß Wir von Euch persönlich und ungesäumt Nachricht erhalten über Alles, was vorkam, und über Alles, was Ihr gethan habt, damit nach Eurem Rath und Vorschlag Wir für Alles Sorge tragen, was für Unsern Dienst nützlich ist, und Alles abgesandt werde, was man für den Tauschhandel bedarf.

Wir lassen Euch anbei eine Instruktion zukommen über das, was Ihr mit Gottes Beistand auf dieser Reise zu thun habt. Wir haben dem König von Portugal, Unserm Sohn*), geschrieben über das, was Ihr in diesem Lande gesehen habt, und schicken Euch den Brief, um welchen Ihr uns für seinen Capitän batet, in welchem Wir ihn wissen lassen, daß Ihr nach Westen gehet, während er, wie Wir hören, die Richtung nach Osten nimmt. Wir befahlen ihm auch, daß, wenn Ihr Euch unterwegs begegnet, Ihr Euch einer dem andern als Freunde begegnen sollt, wie es sich zwischen den Capitänen

*) Damaliger Schwiegersohn. Diese Tochter von Isabella starb frühe.

von Schiffen gebührt, deren Könige sich so nahe verwandt und in Liebe und Freundschaft so sehr verbunden sind, hinzufügend, daß Wir Euch das Gleiche geschrieben haben, und daß Wir Maßregeln ergreifen werden, damit der König von Portugal seinem Capitän das Gleiche schreibe.

Was Eure Bitte betrifft, Wir möchten für gut befinden, daß Ihr Euern Sohn Don Ferdinand mit Euch nehmet, und daß das Einkommen, das er genießt, auf Don Diego, seinen Bruder, übergehe, so ist Uns genehm, daß es so sei.

Es scheint Uns wie Euch gut, daß Ihr eine oder zwei Personen mitnehmet, die arabisch verstehen, vorausgesetzt, daß aus diesem Grund keine Verzögerung entstehe.

In Bezug auf Euern Wunsch, daß ein Theil des Gewinnes denen gegeben werde, die mit Euch zu Schiff gehen, so sagen Wir, daß sie behandelt werden sollen, ganz wie die Andern behandelt wurden.

Was die 10,000 Stück Münzen betrifft, von welchen Ihr sprecht, so wurde entschieden, daß sie für diese Reise nicht geprägt werden sollen bis zu näherer Prüfung.

Was das Pulver und die Artillerie betrifft, welche Ihr verlangt, so haben Wir schon verordnet, daß dafür gesorgt werde, wie Ihr sehen werdet.

Da Ihr saget, Ihr habt weder den Doctor Angelo noch den Licentiaten Zapata wegen der Abreise sprechen können, so schreibt Uns darüber ausführlich und besonders.

Was das Uebrige in Euern Briefen und Memoiren Uns, Euern Sohn und Eure Brüder betreffend angeht, so müßt Ihr warten, bis Wir an einem festen Ort sind. Wir sind auf der Reise; Ihr würdet, wenn Ihr auf Antwort warten würdet, Eure Reise gefährden; so ist es besser, da Ihr mit Allem versehen seid, was für Eure Reise nöthig ist, daß Ihr ohne den geringsten Verzug abreiset, und es Eurem Sohn überlasset, Euch später die Entscheidung über den Inhalt Eurer Memoiren mitzutheilen. Seid versichert, daß Uns Eure Gefangennahme lebhaft bewegte, wie Ihr und Jedermann wohl sehen konnte, denn sobald Wir davon benachrichtigt waren, befahlen Wir Abhilfe; auch wisset Ihr, mit welcher Gunst Wir Euch immer in dieser ganzen Zeit behandelt haben, und wie Wir auch jetzt Alles thun, damit Ihr gut behandelt und geehrt werdet. Die Gnaden, die Wir Euch gewährt haben, werden Euch nach aller Form als dem Inhaber der Privilegien, die Wir Euch ertheilten, aufrecht erhalten bleiben, ohne daß für Euch und Eure Söhne das Geringste daran geändert werde. Sollte es nöthig sein, sie von Neuem zu bestätigen, so werden Wir sie bestätigen, und werden Eure Söhne in den Besitz von Allem setzen, was Euch zugesagt ist. Es ist Unser lebhafter Wunsch und Unser Wille, Euch noch mehr zu ehren und Euch neue

Belohnungen zu gewähren. Wir werden, wie sich von selbst versteht, Sorge tragen, für Eure Söhne, wie für Eure Brüder. Alles das kann nach Eurer Abreise geschehen, da Euer Sohn für Alles Sorge tragen kann. So bitten Wir Euch, Eure Reise ohne Verzug anzutreten.

(Aus Valencia de la Torre, den 14. März 1502.)

Ich der König. — Ich die Königin.

Auf Befehl des Königs und der Königin:
Miguel Perez de Almazan.

Instruktion für den Admiral.

Der König und die Königin: Don Christof Columbus, Ihr Unser Admiral der Inseln und des Festlandes, welche im Ocean gegen Indien sind, habet mit Gottes Hülfe auf der auf Unseren Befehl unternommenen Reise Folgendes zu beobachten:

Erstens sollt Ihr so schnell als möglich die Segel der Schiffe lüften, die Ihr befehligt, nachdem für Alles, was Ihr für die Reise bedürftet, Sorge getragen ist und man die Leute bezahlt hat, die mit Euch gehen. Das Wetter ist jetzt für die Schifffahrt sehr gut, die Reise, die Ihr mit Gottes Hülfe unternehmet, ist lang, so müßt Ihr vorwärts gehen, ehe der Winter anbricht.

Ihr habt die Reise in gerader Linie zu machen, wenn es das Wetter zuläßt, um die Inseln und das Festland von Indien in dem Theil zu entdecken, der uns zufällt. Und wenn es Gott gefällt, daß Ihr besagte Inseln entdeckt, habt Ihr Euch dort mit den von Euch befehligten Fahrzeugen aufzuhalten und besagte Inseln wie das Festland zu erforschen, dabei aber die größte Sorgfalt zu beobachten um Eurer und Eurer Begleitung Sicherheit willen. Ihr habt von den Inseln und dem Festland in Unserem Namen Besitz zu ergreifen. Ihr werdet Erkundigungen über die Größe besagter Inseln einziehen und Bemerkungen sammeln, nicht nur über die Inseln, sondern auch über die Bewohner und ihre Sitten, damit Wir über Alles genau berichtet werden.

Ihr habt auf den Inseln und dem Festland, die Ihr entdeckt, genau zu erforschen, wo sich Gold, Silber, Perlen, Edelsteine, Gewürze und anderes Werthvolle findet, in welcher Quantität, von welcher Art, und darüber vor Unserem Notar und Officier, den Wir Euch zu diesem Zweck mitgeben, ein Memorandum aufzusetzen, damit Wir genau über das unterrichtet werden, was sich in diesen Ländern findet.

Ihr habt in Unserem Namen zu befehlen, daß Niemand frech genug sei, irgend eine Waare oder sonst etwas gegen Gold oder Silber, oder Perlen oder Edelsteine, oder Gewürze oder Anderes einzutauschen, ausgenommen das, was Ihr bezeichnen oder nennen werdet im Beisein Unseres Notars und Officiers, der beauftragt ist, schriftlich die Namen Derer aufzuzeichnen, welche berechtigt sind Tauschhandel zu treiben. Dawiderhandelnde riskiren den Verlust ihrer Güter und ihre Personen sind Uns preisgegeben.

Alles, was man von besagtem Festland oder Inseln bringen wird, sei es Gold oder Silber oder Perlen, Edelsteine, Gewürze oder Anderes, muß in Eurer Gegenwart und der Unseres Notars und Officiers Franz von Porras notirt werden, welcher Porras ein Rechnungsbuch zu führen hat, das Ihr unterzeichnet, sowie der Notar und die Person, welche die Käufe besorgt, damit Wir genau prüfen können, wie hoch sich die Reineinnahme stellt.

Ihr habt auf den Inseln, die Ihr neu entdeckt, diejenigen Individuen zu lassen, welche Euch dazu tauglich scheinen, und habt für Alles, was sie bedürfen, Sorge zu tragen, ebenso für die Sicherheit ihrer Person.

Alle Capitäne, Schiffsmeister, Steuermänner und Matrosen auf den Schiffen, die Ihr befehligt, haben alle Eure Befehle auszurichten und zu befolgen, als ob Wir sie selbst gegeben hätten. Ihr werdet sie als Leute behandeln, die Uns dienen wie Euch, und habt über sie vom Tag der Abreise bis zum Tage der Rückkehr Bericht zu halten. Wir wollen, daß man Euch auch darin gehorche, wie Wir schon gesagt haben.

Im Uebrigen soll, wenn Ihr mit Gottes Hülfe zurückkehren werdet, besagter Notar und Officier mit Euch zurückkehren. Ihr habt Uns dann genauesten eingehendsten Bericht zu erstatten über Alles, was Ihr entdeckt haben werdet, über die Völker und Eingeborenen der Inseln und Festländer, die Ihr findet. Sklaven dürfet Ihr nicht mitbringen, aber wenn Jemand aus freiem Willen kommt, mit der Absicht, einst in sein Land zurückzukehren, so bringet ihn mit.

Damit Niemand etwas auf den von Euch befehligten Schiffen etwa verbergen könne, das nicht vor der Einschiffung consignirt sei, habt Ihr Alles zu untersuchen, was Jeder in das Schiff bringt, und unser Notar und Officier wird darüber ein von ihm und Euch unterzeichnetes Verzeichniß aufsetzen, damit man im Augenblick der, so Gott will, glücklichen Landung, leicht sehen könne, ob Jemand mehr mitbringt, als er bei der Einschiffung angab; weil in diesem Falle sein Besiz für Unsern Profit confiscirt würde und über die Delinquenten die bestehenden Strafurtheile verhängt würden.

Alles, was Wir Euch hier befehlen, habt Ihr in der vorgeschriebenen Form und Art auszuführen, ohne davon in irgend Et-

was im Geringsten abzuweichen. Sollte sich irgend Etwas befinden, das hier nicht vorgeschrieben wäre und dem Nutzen unseres Dienstes und Schazes nothwendig wäre, so sorget dafür auf das Beste nach eigenem Ermessen.

(Gegeben zu Valencia de la Torre, den 14. März 1502.)

Ich der König. — Ich die Königin,

Auf Befehl des Königs und der Königin:

Miguel Perez de Almazan.

**Bericht über die Reise des Admirals
Christof Columbus
und Beschreibung der neuentdeckten Länder**
von
Diego Porras.

Er küstete im Hafen von Cadix die Segel der vier von ihm befehligten Schiffe am Mittwoch den 11. Mai 1502. Am 20. Mai kam er an der großen Canarieninsel, der Eiseninsel, an und nahm die Richtung nach Indien west-südwestlich.

Mittwoch Morgen, den 15. Juni, landete er an einer Insel, welche *Matinino* heißt und eine der ersten Inseln von Indien ist, welche dreihundert Meilen vor der Insel *Española* kommen, die aber auf dem Wege dorthin liegt. Hier befragte der Admiral die Seeleute und legte ihnen Rechenschaft ab über den Weg, auf dem er seine Reise fortsetzen könne und wolle. Er verfolgte den Weg nach der Insel *Española* und verweilte dort einige Tage, ohne jedoch zu ankern und ohne in den Hafen von *San Domingo* einzulaufen, aber er schickte einen seiner Leute an das Land. Warum, weiß man nicht; dieser verließ das Ufer aus dem von dem Gouverneur besetzten Hafen.

Er verließ diese Insel am 14. Juli und steuerte gegen Westen. Am folgenden Samstag bekam er die Insel *Jamaika* in Sicht, von welcher aus er auf neue Entdeckungen ausgehen sollte. Er hielt sich dort nicht auf. Vier Tage lang hielt er die Richtung west-südwestlich ein, ohne Land zu finden, dann ging er zwei andere Tage nach Nordwest und zwei weitere nach Norden. Am Sonntag, den 24. d. M. sah man Land. Wegen der zahlreichen Strömungen waren die Schiffe viel mehr abgewichen, als man wußte. Er landete an einer niedrigen Insel, von wo er zu neuen Entdeckungen ausfuhr. Von dieser Insel, welche er schon kannte (sie liegt der Insel *Cuba*

gegenüber), reiste er am 27. d. M. ab, durchfuhr einen kleinen Golf von etwa neunzig Meilen und wandte sich dann nach Süd-Südwest.

Am folgenden Samstag sah man Land; zuerst eine kleine Insel von zwanzig Meilen im Umkreis, die nichts hervorbringt, woraus man Nutzen ziehen könnte.

Man zeigte den dortigen Indianern Goldkörner und Perlen, welche sie sehr bewunderten und um die sie baten. Sie sind Krieger, mit Pfeilen bewaffnet, von guter Statur.

Von dieser Insel unterschied man eine andere nahe, sehr hohe. Er fuhr dorthin nach Süden; man nahm von dort einen Indianer mit, um ihn als Uebersetzer zu benutzen, und dieser zählte mehrere Namen der Provinzen dieses Landes auf. Man ankerte an einem Ort, den der Admiral die Spitze von Caynas nannte und von wo aus er die Entdeckungen an dieser Küste bewerkstelligte. Aber da die Winde uns sehr entgegen waren, kam man sehr langsam vorwärts. Man entfernte sich während des Tages nie von der Küste, und während der Nacht ankerte man stets in der Nähe des Landes. Diese Küste ist sehr gefährlich, wenigstens erschien sie wegen der Stürme und Regengüsse in diesem Jahre so. Der Admiral steuerte vorwärts, ohne jedoch je das Land aus den Augen zu verlieren, wie Jemand, der vom Cap San Vincent zum Cap Finisterra ginge, und immer die Küste in Sicht behielt. Fünfzehn Meilen nach diesem Punkt nahm er von einem großen Flusse Besitz, der vom Hochland kam, und den er Rio de la posesio nannte.

Beim Weiterreisen fand man das Land sehr niedrig, die Eingeborenen sehr wild, den Boden wenig fruchtbar. An der Grenze dieses Landes fand man ein Cap, wo sich der Schiffahrt mehr Hindernisse entgegenstellten, als der Admiral je erfahren hatte. Er gab dem Cap den Namen Gracias à dios.*)

Nachdem der Admiral mehrere Inseln passiert hatte, kam er an einen Fluß, der Guyga heißt. Dort erschienen eine Menge Indianer an Bord, mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet. Einige trugen Spiegel von Gold auf der Brust. Diese Indianer waren so, daß sie unsere Tauschartikel verachteten und mehr Werth auf ihre als unsere Bierathen zu legen schienen. Diese Insel ist an der Küste mit Wald bedeckt.

Der Admiral ging von da nach einer andern Provinz Namens Cobraba, und besuchte rasch diese ganze Küste von Veragua, ohne daß er das Geheimniß der Minen ergründen konnte; von da an erschien immer weniger Gold. Der mitgenommene Indianer sagte,

*) Jetzt Moskito-Küste.

es gebe hier kein Gold mehr, die Minen seien in Veragua. Er kam in den Fluß Riebra, wo für die Schiffe kein Eingang zu finden war, dort waren die Fahrzeuge in außerordentlicher Gefahr. Dienstag den 10. Januar 1503 liefen die Schiffe in diesen Fluß ein, der in Veragua selbst fließt.

Der Admiral erkundigte sich nach dem Kaziken des Ortes, wo sich die Minen befinden; er zeigte sie sehr gerne und schickte sogar zwei seiner Söhne mit den Spaniern, um ihnen den Weg zu zeigen. Er erzeugte vielen guten Willen. Die Schiffe waren schon 26 Tage in dem Fluß, als man die Minen entdeckte; sie sind etwa 18 Meilen von dem Hafen Riebra entfernt. Das Land ist waldig, bergig und hat mehrere Flüsse. Ueber einen derselben kommt man 39 Mal. Wir fanden mehrere Minen in der Tiefe von halber Mannshöhe; sie sind sehr geschickt, um Gold herauszuziehen.

Wir waren etliche und siebenzig Mann und die Arbeit eines Tags verschaffte uns zwei oder drei Goldcastilianer ohne irgend ein Werkzeug. Wir entnahmen es den Minen, welche die Indianer gebaut hatten, sie sind in kleine Parzellen gebaut.

.

Der Bericht ist von Diego Borras abgefaßt, welcher mit seinem Franz das Haupt des Aufstandes gegen den Admiral war, der auf der Insel Jamaica ausbrach. Er sagt, „denn nur die Spanier haben sich des Kaziken und seiner Söhne bemächtigt und sie mit sich genommen; der Admiral habe dafür keine Gründe, sondern nur Befehle dazu gegeben.“

Ferdinand Columbus, der Biograph seines Vaters, erzählt im 97., 98. und 99. Kapitel seines Buches, daß Quibio, der Kazike von Veragua, über den langen Aufenthalt der Spanier unzufrieden gewesen sei und den Entschluß gefaßt habe, sie bei der Nacht zu überfallen und die von ihnen gebauten Wohnungen zu vernichten. Christof Columbus hatte das erfahren, und gab darum Befehl, daß der Kazike, seine Familie und ein Theil seiner Unterthanen gefangen genommen werde, was sich ohne den geringsten Widerstand vollzog. Man brachte die Beute auf die Schiffe, welche eben nach Castilien zurückkehren sollten. Quibio fand Mittel unterwegs zu entweichen, und die andern Indianer, die man an Bord gebracht hatte, retteten sich entweder oder stürzten sich in das Wasser oder erhängten sich, um der Sklaverei zu entgehen. Zornig über den erfahrenen Unglück und voll Rachedurst benützte Quibio die Abreise des Admirals, um die in Veragua gebliebenen Spanier unversehens zu überfallen. Viele wurden getödtet, Andere verwundet, die aber der Gefahr entraunen, drängten die Indianer zurück und zwangen sie, sich in die Wälder zu flüchten.

Diego Borrás schließt seinen Bericht mit der Notiz, der Admiral habe Veragua verlassen, weil die Indianer nach der Gefangennahme ihres Kaziken über das Lager der Spanier hergefallen seien und deren Viele niedergemacht haben. Eines seiner Schiffe blieb im Fluß, da es nicht zurück konnte, weil es zu viel Wasser faßte. Ein anderes blieb in einem andern Hafen der Küste, weil es von den Würmern zu sehr zerfressen war. Mit den vier andern Schiffen steuerte der Admiral in der Richtung auf die Insel Española, von welcher er sagte, daß sie nur 150 Meilen entfernt sei, und berührte die Insel Cuba, welche mehr als 100 Meilen unter der Insel Española sei. Die Seeleute hatten ihre Seekarten nicht mehr bei sich, weil sich der Admiral aller bemächtigt hatte, welche sie sämmtlich besaßen. Sie sagten, die Irrthümer, welche man aus Prinzip gemacht, haben die Entdeckungen hoch geschädigt. Er segelte die Küste von Cuba entlang bis zum Cap Cruz, das 50 Meilen von der Insel Española entfernt ist, wohin er wohl hätte gehen können. Die Reise wäre dann weniger lang gewesen, und man hätte nicht die unzähligen Widerwärtigkeiten gehabt, die man 14 Monate lang in Jamaika erduldet, wo ganz nutzlos für Mannschaft und Fahrzeuge die größten Unkosten entstanden. Niemand kennt die Gründe, die ihn dazu veranlaßten; sie können nur in einer Laune des Admirals beruhen, welcher am Donnerstag den 7. November 1504 in San Lucar ankam.

Lezter Brief aus Amerika.

Geschrieben von **Christof Columbus**, Vicekönig und Admiral
von Indien.

An den König und die Königin von Spanien, unsere Allerchristlichsten und Allerhöchsten Herren, denen er Mittheilung macht über Alles, was ihm auf der Reise widerfuhr und ihnen im Einzelnen erzählt von dem, was er gesehen an Ländern, Provinzen, Städten, Flüssen und wunderbaren Dingen, wo man Gold in Menge findet, und andere Dinge von hohem Werth.

Serenissime! Allerhöchste und Allermächtigste Fürsten, König und Königin, unsere Herren!

Von Cadix kam ich nach vier Tagen an die canarischen Inseln und von da nach sechzehn Tagen nach Indien, von wo ich schreibe. Meine Absicht war, meine Reise zu beschleunigen, weil ich gute Fahrzeuge, gute Bemannung und hinreichende Munition hatte, und weil befohlen war, daß ich mich nach der Insel Jamaika wenden soll. Ich schreibe das von der Insel Domingo aus. Bis dahin hatte ich sehr schönes Wetter gehabt, aber in der Nacht, wo ich in den Hafen Domingo einlief, wurde es stürmisch und ist es bis jetzt geblieben. Als ich bei der Insel Española anlief, schickte ich die Briespakete ab und erbat es mir als Gnade, daß mir ein Fahrzeug gegeben werde, weil das eine der Meinigen außer Stand war, weiter in See zu gehen, es konnte keine Segel mehr tragen. Die Leute der Insel nahmen die Briefe in Empfang, ob sie Antwort erhielten, mögen sie wissen.

Was mich betrifft, so ward mir verboten, in das Land zu gehen oder auch nur zu landen. Meiner Mannschaft entfiel der

Muth, aus Furcht, ich führe sie weiter, während uns, wenn Gefahr entstände, von hier aus keine Hilfe käme. Einige behaupten sogar, der Commandant der Insel solle über die Länder herrschen, welche ich entdecken werde.

Der Sturm war in dieser Nacht fürchterlich und zerstreute meine Fahrzeuge. Indes war man nach einer andern Richtung geschleudert, ohne andere Aussicht als den Tod. Jeder glaubte den Andern rettungslos verloren. Selbst ein Hiob wäre in solcher Lage verzagt, ja verzweifelt, denn wiewohl es sich um die Rettung meines Lebens, um das meines Sohnes, meines Bruders, meiner Freunde, meiner Mannschaft handelte, waren mir doch die Häfen verschlossen, welche ich nach dem Rathschluß Gottes um den Preis meines Blutes für Spanien entdeckt hatte.

Aber, um wieder auf das Fahrzeug zu kommen, von dem der Sturm mich getrennt hatte, — es gefiel Gott, sie mich wieder finden zu lassen nach seinem Wohlgefallen.

Das Schiff, darum ich mich am meisten geängstet, hatte die hohe See gewonnen und flüchtete bis zur Insel Gallega, seine Schaluppe und einen großen Theil seiner Vorräthe verlor es allerdings. Unser Herr rettete dasjenige, worauf ich mich befand, so daß es, trotz des wunderbarsten Umherwerfens, nicht den geringsten Schaden litt; mein Bruder war auf dem, welches uns am meisten Sorge machte, und nächst Gott war er es, der uns rettete. Immer vom Sturm verfolgt gelangte ich, so gut es ging, nach Jamaika. Dort wurde das Meer ruhig und von der Strömung getragen, erreichte ich den Garten der Königin (*jardin de la reina*), ohne Land zu sehen. Von da schiffte ich, sobald es möglich war, trotz der Winde und einer schrecklichen Strömung, die mich nach der entgegengesetzten Richtung trieb, dem festen Lande zu. Sechzig Tage kämpfte ich so, während welcher ich kaum siebenzig Meilen machen konnte.

Während dieser ganzen Zeit kam ich in keinen Hafen, konnte auch in keinen einlaufen; der Sturm dauerte fort, die Ströme Wassers, die Wind- und Wasserwirbel schienen den Untergang der Welt zu verkünden. Ich erreichte das Cap Gracias a dios (Gotteshilfe) und von da schenkte mir der Herr guten Wind und günstige Strömung. Das geschah am 12. September; 88 Tage lang hatte mich der fürchterliche Sturm verfolgt und ich sah während dieser Zeit weder die Sonne noch die Sterne. Die Schiffe schöpften nach allen Seiten Wasser, die Segel waren zerrissen, ich hatte die Anker und Masten, die Taue, die Schaluppen und einen großen Theil der Vorräthe verloren. Meine Mannschaft war sehr krank und Jedermann in Bekümmerniß; mehrere meiner Leute gelobten, in das Kloster zu gehen, und Niemand war, der nicht Gelübde gethan oder eine Pilgrimschaft gelobt hätte. Manchmal hat sogar einer dem andern gegenseitig gebeicht.

Man hatte ja schon viel Stürme erlebt, aber keiner war so schrecklich, keiner hatte so lange gedauert; manche meiner Leute, die für die Unerforschlichsten galten, verloren ganz und gar den Muth. Was meine Seele aber am tiefsten durchwühlte, das war der Schmerz um den Sohn, den ich bei mir hatte, wenn ich bedachte, daß er in so zartem Alter (er war noch nicht dreizehn Jahre alt), so vielen und andauernden Anstrengungen ausgesetzt sein soll. Unser Gott verlieh ihm aber solchen Muth, daß er es war, der die Andern aufrichtete; und wenn es sich darum handelte, die Hand an's Werk zu legen, so that er es, als ob er seit achtzig Jahren Schiffsfahrer gewesen wäre; er war es, der mich tröstete. Ich war krank geworden und mehrere Male am Rand des Grabes. Aus dem kleinen Zimmerchen, das ich mir auf dem Verdeck hatte bauen lassen, lenkte ich den Kurs. Mein Bruder war auf einem sehr schlechten Schiff und der Gefahr am meisten ausgesetzt; mein Schmerz darüber war groß, um so größer, als ich ihn wider Willen zur Mitreise veranlaßt hatte; denn so groß ist mein Glück, daß Jahrzehnte treuen Dienstes inmitten der gefährlichsten Arbeiten und Erschöpfungen mir nicht so viel eingebracht haben, daß ich in Castilien das Geringste besäße, und daß, wenn ich essen oder rasten will, ich es nur im Gasthaus oder der Weinschenke kann (*salvo al meson o taberna*), meist fehlt mir sogar diese Hülfquelle, weil ich nicht so viel besitze, daß ich die Beche bezahlen könnte.

Eine andere Sorge noch erfüllte mich mit Verzweiflung: das war der Gedanke an meinen Sohn Diego, welchen ich in Spanien als Waise zurückgelassen, aller Ehren und Güter bar, obgleich mich der Gedanke tröstete, daß gerechte, dankbare Fürsten ihm das Verlorene Alles mit Wucher zurückerstatten werden.

Ich kam an das Land Cariatay, wo ich mich aufhielt, um die Schiffe herzustellen, die Verproviantirung zu bewerkstelligen und die Mannschaft aufathmen zu lassen, deren Gesundheit sehr angegriffen war. Ich, der ich, wie schon gesagt, mehrere Male am Sterben gewesen war, erhielt hier einige Nachrichten über die Goldminen der Provinz Ciamba, deren Bewohner ganz nackt gehen und am Hals einen goldenen Spiegel tragen, aber sie wollten ihn weder verkaufen noch eintauschen; sie nannten mir mehrere Punkte an der Meeresküste, wo, ihren Worten nach, Goldminen sein sollen; der letzte dieser Punkte war Veragua, 25 Meilen von dem Orte entfernt, wo wir waren. Ich machte mich in der Absicht auf den Weg, sie alle zu besuchen; in der Mitte des Wegs erfuhr ich, daß zwei Tagesreisen weit Minen seien. Ich beschloß, sie am Vorabend des Festes Simonis und Judä, dem zu unserer Abreise bestimmten Tage, untersuchen zu lassen; aber in jener Nacht erhob sich ein so heftiger Sturm, daß wir gezwungen waren, uns treiben zu lassen, wohin der Sturm uns jagte. Der Indianer, welcher uns nach den Minen führen wollte, blieb immer bei mir.

Ueberall, wohin ich gekommen war, erkannte ich, daß Alles wahr sei, was man mir gesagt hatte, was mir die Gewißheit gab, daß dem auch in Betreff der Insel Ciguare also sei, welche nach der Versicherung der Eingeborenen gegen Westen liege, neun Tagesreisen weit zu Land. Sie sagen, es sei dort viel Gold, und die Eingeborenen tragen auf dem Haupt Korallenstücke und schwere, goldene Arm- und Fußspangen; auch schmücken sie Sessel, Kästen und Tische mit Gold. Sie erzählten auch, die Frauen jener Provinz tragen Colliers, welche vom Kopf über die Achseln gehängt werden.

Die Indianer der verschiedensten Gegenden stimmten alle in dem hier Mitgetheilten überein und erzählten so viel davon, daß ich zufrieden bin, wenn der zehnte Theil zutrifft. Alle kennen gleicherweise den Gran Khan. In Ciguare wickeln sie die Geschäfte auf Messen und Jahrmärkten ab, wie mir die Leute erzählten; sie zeigten mir die Art und Form, welche sie bei Wechselln anwenden. Andere erzählten mir, sie haben auf den Schiffen Kriegsmaschinen (bombardas), Bogen und Pfeile, Degen und Schilde; die Einwohner seien bekleidet; es seien dort Pferde, deren sie sich im Krieg bedienen und sie haben sehr gute Sachen.*) Sie sagen auch, das Meer umgebe Ciguare, und zehn Tagesreisen entfernt von hier sei der Fluß Ganges (el rio de Gangué).

Es scheint, diese Länder seien im Vergleich mit Veragua, was Tortosa mit Fontarabia, oder Pisa im Vergleich mit Venedig. Als ich in Carambura abreiste und an besagte Orte kam, fand ich, daß die Einwohner, mit Ausnahme der goldenen Spiegel, die gleichen Sitten und Gebräuche haben, wie die andern Indianer. Wer Schmucksachen besaß, gab sie für Kleinigkeiten, wie Mützen u., obgleich sie oft 10 — 15 Dukaten wogen. Alle ihre Sitten glichen denen der Insel Española. Ihre Art Gold zu sammeln, läßt sich mit der der Christen nicht vergleichen.

Ich habe schon gesagt, daß ich am Tag Simonis und Judä trieb, wohin der Wind mich stieß, ohne Widerstand leisten zu können. Ich flüchtete in einen Hafen, wo ich zehn Tage blieb. Meer und Himmel schienen sich gegen mich verschworen zu haben (excusé diez dias de gran fortuna de la mar y del cielo). Hier beschloß ich, nicht auf der Erforschung der Minen zu bestehen, welche ich bereits als errungen ansah. Ich stieß ab, um meine Reise fortzusetzen, und kam in den Hafen von Bastimentos, in welchen ich, obgleich mit Widerstreben, einlief. Wind und Strömung verstießen mich dahin und ich blieb vierzehn Tage. Ich reiste endlich ab, obwohl nicht bei gutem Wetter. Als ich mühsam fünfzehn Meilen zurückgelegt

*) Es ist ungewiß, ob Columbus schrieb *tiene buenas cosas*, gute Sachen, oder aber *buenas casas*, bequeme Häuser. Das *Casas*.

hatte, fand ich einen andern Hafen, Retrete genannt, in welchen ich mich mit eben so viel Bedauern als Gefahr zurückzog.

Meine Schiffe waren in sehr schlimmem Zustand und die Mannschaft so erschöpft als ich. Durch sehr schlimmes Wetter wurde ich hier fünfzehn Tage zurückgehalten, und als ich hoffte, das Ende meiner Leiden erreicht zu haben, fing der Jammer von Neuem an.

Ich hatte kaum vier Meilen gemacht, als der Sturm wieder losbrach und mich so erschöpfte, daß ich absolut nicht mehr wußte, was thun. Meine Wunde brach wieder auf und neun Tage lang war alle Hoffnung verschwunden, mich am Leben erhalten zu können. Nie war das Meer so hoch, so fürchterlich, so schäumend gewesen. Der Wind machte jedes Auslaufen unmöglich und gestattete nicht einmal, irgend ein Cap zu gewinnen; er hielt mich in dem Meer zurück, das ganz von Blut zu sein schien und kochte wie ein Kessel auf einem großen Feuer. Nie hatte der Himmel ein so gräßliches Aussehen gehabt; er brannte Tag und Nacht gleich einem Ofen und schoß so glühende Strahlen hernieder, daß ich jeden Augenblick nachsah, ob meine Masten und Segel nicht angefengt seien. Die Donner tobten so fürchterlich, daß wir Alle gar nicht anders dachten, als mitsammt den Schiffen verschlungen zu werden. Während dieser ganzen Zeit fiel der Regen in Strömen, oder vielmehr, man kann nicht sagen, es regnete, sondern es war eine neue Sündfluth. Die Mannschaft war so erschöpft, daß Alle zu sterben wünschten, um dieses Elend los zu sein. Die Fahrzeuge hatten schon zweimal ihre Schaluppen, ihre Anker, ihre Taue verloren, sie standen offen und hatten keine Segel mehr.

Als es endlich Gott gefiel, kehrte ich nach Puerto Gordo zurück, wo ich Alles so gut als möglich herstellte.

Ich begab mich zum zweiten Mal auf meine Reise nach Veragua, obgleich ich nicht die Absicht hatte, dorthin zu reisen. Wind und Strömungen waren uns noch immer entgegen; ich kam beinahe am gleichen Ort wie früher an, und da der Wind sich uns aufs Heftigste entgegensetzte, kehrte ich aufs Neue nach dem Hafen, ich wagte nicht, dem Widerstand des Saturn auf so schäumendem Meere und einer so unsichern Küste zu trotzen, da er in solcher Stellung zur Sonne meist Sturm bringt. Das geschah am Tag der Geburt Christi zur Stunde der Messe.

Noch einmal kehrte ich nach dem Ort zurück, von wo ich nach so viel Mühsal ausgegangen war, und nach Neujahr kehrte ich an meine Aufgabe zurück. Aber obwohl ich gutes Wetter für meine Reise hatte, waren die Schiffe nicht mehr im Stande, weiter zu fahren, und meine Leute waren sterbend oder krank. Den Tag nach Epiphaniä kam ich nach Veragua, weiter konnte ich nicht. Gott ließ mich hier einen guten Fluß und Hafen finden, obgleich er bei der Einfahrt nur sechs Faden Tiefe zeigte; mit Mühe arbeitete ich

mich durch und am andern Tag begann der Sturm aufs Neue. Wäre ich nicht schon im Hafen gewesen, so hätte ich wegen der Sandbänke nicht mehr einlaufen können. Es regnete bis zum 14. Februar ohne Unterbrechung, und ich fand keine einzige Gelegenheit in das Innere des Landes zu dringen, noch in irgend einer Weise mich herzustellen. Ich glaubte wenigstens in Sicherheit zu sein, aber am 24. Januar stieg der Fluß plötzlich zu außerordentlicher Höhe; er zerriß meine Tauen und Segel und drohte meine Fahrzeuge fortzutragen. Wahrlich in größerer Gefahr war ich noch nie gewesen. Unser Herr und Gott half, wie er noch immer gethan hat. Ob irgend ein anderer Mensch schon größere Schrecken durchgemacht, weiß ich nicht.

Am 6. Februar schickte ich trotz dem Regen 70 Mann in das Innere des Landes. Sie fanden in einer Entfernung von fünf Meilen Minen; die Indianer, welche mit ihnen gingen, führten sie auf einen sehr hohen Berg, und zeigten ihnen von diesem Punkt aus alle Länder, welche das Auge erfassen konnte. Sie sagten, daß man im ganzen Lande Gold finde, und daß die Minen sich 20 Tagereisen weit gegen Westen ausdehnen, auch nannten sie die Städte und Dörfer, wo sich mehr oder weniger befänden. Ich erfuhr seitdem, daß der Quibian, welcher die Indianer mitgegeben hatte, denselben befohlen hatte, ihnen die entferntesten Minen zu zeigen, welche einem seiner Feinde gehörten, und daß in seinem Reich, wenn er wollte, ein Mann in zehn Tagen eine Mozada*) sammeln kann. Ich nahm die Indianer, seine Diener, mit mir, welche Zeugen von alledem waren. Die Barken kamen bis dahin, wo die Wohnungen der Menschen stehen. Mein Bruder kam mit seinen Leuten zurück und Alle brachten Gold mit, das sie in den vier Stunden gesammelt hatten, die sie am Lande verbrachten.

Diese Minen müssen sehr reicher Natur sein, weil keiner dieser Leute jemals Minen, keiner beinahe je Gold gesehen hatte, da die Meisten nur Schiffszungen und Lehrknaben waren. Ich hatte viel Baumaterial und Lebensmittel im Ueberfluß. Ich errichtete Häuser und machte dem Quibian, so heißt der Herr des Landes, einige zum Geschenk.

Ich wußte wohl, daß das gute Einverständniß nicht lange dauern werde, weil die Eingeborenen sehr rauher Natur sind und die Spanier sehr aufdringlich, und endlich, weil ich ein Land in Besitz nahm, das dem Quibian gehörte. Als er sah, was geschehen war, und wie weit sich der Einfluß der Spanier ausdehne, beschloß er, unsere Wohnungen zu verbrennen und uns Alle niederzumachen. Aber sein Anschlag mißlang, er wurde mit seinen Frauen, Söhnen

*) Es ist das, was ungefähr bei uns eine Meße, also ein Maaß, das ein Knabe tragen kann.

und Dienern gefangen genommen. Allerdings dauerte seine Gefangenschaft nur kurz; er entfloh aus den Händen eines Biedermannes, dem er zur Bewachung anvertraut gewesen war, und seine Söhne entkamen gleichfalls von dem Schiff, wo sie dem Proviantmeister übergeben gewesen waren.

Im Monat Januar war die Mündung des Flusses zugefroren; im April waren die Schiffe von Würmern zerfressen und konnten sich nicht über Wasser halten.

Zu jener Zeit ließ ich mit viel Mühe drei Barken aus einem Canal, der sich im Flusse gebildet hatte, auslaufen, nachdem ich sie ausgeladen hatte. Die Barken kehrten zurück, um Salz und Wasser einzunehmen; das Meer wuchs schrecklich, es war unmöglich, auszulassen; die Indianer versammelten sich in großer Zahl, sie kämpften und machten endlich die Besatzung nieder. Mein Bruder und die übrigen unsrer Leute waren Alle in einem Schiff, welches mitten im Flusse blieb, und ich war auf einer nicht minder gefährlichen Stelle draußen an der Küste, vom Fieber geschüttelt, inmitten aller dieser Drangsal. Alle Hoffnung auf Rettung war erloschen. Ich gewann mit Aufbietung der letzten Kraft den höchstgelegenen Punkt und rief mit kläglicher Stimme alle vier Winde um Hülfe, aber umsonst — alle Officiere Eurer Majestäten umstanden mich in heißen Thränen.

Ganz erschöpft vor Traurigkeit schließ ich unter lauten Seufzern ein, da hörte ich eine mitleidige Stimme, die zu mir sprach: „Du, du Kleingläubiger, wie schwer wird es dir, Gott zu glauben und ihm zu dienen, dem Gott aller Menschen? Was hat er mehr gethan an Moses und David, seinen Knechten, als an dir? Seit deiner Geburt hat er dich auf Händen getragen. Als du in das Alter gekommen, den sein Rathschluß bestimmt, erscholl dein Name auf der ganzen Erde. Er gab dir Indien, den reichsten Theil der Welt; du gabst es, wem du wolltest, und er gab dir die Macht dazu; dir gab er die Schlüssel zu den Grenzen des Oceans, die bis dahin mit so festen Ketten verschlossen gewesen waren; in den fernsten Gegenden gehorchte man deinem Worte, und in der Christenheit hast du unsterblichen Ruhm erlangt. Was that er mehr für das Volk Israel, als er es aus Egypten führte? Was mehr für David, welchen er vom einfachen Hirten auf den Thron Judäa's führte? Kehre dich wieder zu Gott, erkenne endlich deinen Irrweg! Sein Erbarmen ist ohn Ende; dein Alter hindert dich nicht, noch große Dinge zu vollführen; ein herrliches Erbe ist für dich bereit. War Abraham nicht hundert Jahre alt, als er Isaak zeugete, und war Sarah noch jung? Du verlangst eine ungewisse Hülfe. Antworte mir: Ist es Gott oder die Welt, durch die dir soviel Trübsal kam? Gott hält die Verheißungen, die er gegeben, und seine Worte mögen ihn nicht gereuen; dem, der in seinem Dienst gehandelt, sagt er

später nicht, daß man seinen Absichten nicht entsprochen, und er es anders gemeint habe; er läßt Keinen zum Märtyrer werden, um die Gewalt zu verschönern; er handelt genau so, wie er spricht; Alles was er verheißt, das hält er auch und noch darüber hinaus, so ist sein Brauch. Das hat dein Schöpfer für dich gethan, das thut er für Alle! Zeige mir jetzt den Lohn, der dir von Menschen geworden für alle die Mühen und Gefahren, die du auf dich genommen, indem du ihnen dientest.“

Ich war halb todt, als ich das Alles hörte, vermochte aber auf so wahre Worte keine Antwort zu finden; ich konnte nur weinen über meine Sünden.

Wer es auch gewesen sein mag, der zu mir sprach, — er schloß mit den Worten: „Fürchte dich nicht, habe Vertrauen. Alle deine Trübsal ist in Marmor geschrieben, und das nicht ohne Grund.“

Sobald es mir möglich war, stand ich auf und nach Verlauf von neun Tagen wurde das Wetter schön, doch nicht genug, um die Schiffe aus dem Fluß laufen lassen zu können. Ich versammelte die Männer, die am Land waren, denn ich hatte nicht mehr genug Leute, um einen Theil am Land zu belassen und die Schiffe zu besetzen. Ich wäre mit allen den Meinigen dageblieben, um die von mir gegründeten Niederlassungen zu vertheidigen, wenn Eure Majestäten deren Existenz gekannt hätten; aber ich entschied mich abzureisen, aus Furcht, daß nie ein Schiff den Ort fände, wo ich mich aufhalte, und im Gedanken, daß Alles gut werden könne, wenn ich selbst mir Hülfe schaffe.

So reiste ich in der Osternacht im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit meinen verfaulten, von Würmern zerfressenen, ganz durchlöchernten Schiffen ab. Ich ließ das eine in Belem mit vielen andern Dingen, das andere in Belpuerto; es blieben mir nur noch zwei, im gleich erbärmlichsten Zustand wie die andern, ich hatte auch keine Vorräthe, noch Wasser für einen Weg von 7000 Seemeilen, und riskirte, mit meinem Sohn, meinem Bruder und so vielen braven Leuten, unterwegs zu sterben.

Ich hätte mögen, daß die da drüben, die so behaglich mit Tadel und Vorwürfen um sich werfen, man hätte gegebenen Falls das und das anders machen sollen, mit auf der Reise gewesen wären; aber ich glaube, daß eine andere Reise noch an sie kommen wird.

Ich gelangte am 13. Mai in die Provinz Mago, welche an die von Cathayo*) (Cathay) grenzt, und ging von da nach der Insel Española. Ich schiffte zwei Tage mit gutem Wind, dann wurde er uns abermals zuwider.

*) Da Columbus sich noch immer auf dem asiatischen Continent glaubte, folgte er den Andeutungen, die Marco Polo im 65. Kapitel seiner Reisen gegeben. Das Casas.

Der Weg, welchen ich einschlug, war wohl berechnet, um die vielen Inseln zu umgehen, welche in jenem Himmelsstriche sind, um mich nicht in den sie umgebenden Untiefen zu verlieren. Das Ungestüm des Meeres zwang mich, ohne Segel umzukehren; ich landete an einer Insel, wo ich zuerst drei Anker verlor, und um Mitternacht brachen bei einem Unwetter, das tobte, als ob die Welt untergehen sollte, die Taue des andern Fahrzeugs; auf das meinige kam es mit solcher Gewalt, daß es ein Wunder ist, das nicht Beide in Stücke gingen. Nächst Gott verdankte ich unsere Rettung dem einzigen Anker, der mir blieb.

Nach sechs Tagen war das Wetter ruhiger geworden und ich begab mich wieder auf den Weg. Alle meine Fahrzeuge waren von den Würmern wie ein Wespennest durchfressen und die Mannschaft vollständig entmuthigt. Ich kam ein wenig über den Punkt hinaus, an den ich zuvor gekommen. Hier wartete ich, ob Fortuna nicht aufhöre, mir ungnädig zu sein; ich blieb in einem bessern Hafen derselben Insel; nach acht Tagen machte ich mich wieder auf den Weg und gelangte Ende Juni's nach Jamaika, immer von widrigen Winden verfolgt, und mit Schiffen, die im schlimmsten Zustand waren. Man konnte des Wassers nicht Herr werden mit drei Pumpen, Kübeln, Wasserkesseln, und ein ander Mittel gab es nicht, den von den Würmern angerichteten Schaden auszubessern.

Ich richtete den Lauf so, um mich der Insel Española möglichst zu nähern; wir waren nur 28 Meilen davon entfernt; ich bereute es aber, denn das andere Fahrzeug sank immer tiefer und mußte in einen Hafen einlaufen. Ich blieb dabei, trotz den Windwirbeln auf offener See zu bleiben, mein Fahrzeug war eben am Untergehen, als der Herr mich so wunderbar an das Land führte.

Wer kann glauben, was ich hier schreibe? Ich versichere, daß ich in diesem Brief nicht den hundertsten Theil von dem schreibe, was mir widerfuhr, die mit mir waren, können es bezeugen.

Wenn es Guern Hohheiten gefällig wäre, mir die Gnade zu erzeigen, ein Schiff von mehr als 64 Tonnen zu schicken, mit 200 Ctr. Bisquit und einigen andern Lebensmitteln, so würde das genügen, mich und meine Mannschaft von der Insel Española nach Spanien zu bringen. Ich habe schon gesagt, daß von der Insel Jamaika bis zur Insel Española nicht 28 Meilen Weges sind. Da Eure Hohheiten mir verboten hatten, dorthin zu gehen, wäre ich nicht gegangen, wenn meine Fahrzeuge in besserem Stand gewesen wären. Gott weiß, ob das ein glücklicher Befehl war. Ich schicke diesen Brief durch Indianer; es wäre ein Wunder, wenn er ankäme.

Das ist es, was ich von meiner Reise zu sagen habe.

Die Leute, welche mit mir gekommen, waren 150 der Zahl nach. Mehrere davon hatten großes Geschick, Steuermänner und gute Seefahrer zu werden. Niemand kann erklären, wohin ich ging, noch

woher ich kam. Der Grund davon ist sehr einfach. In Española gestattete mir der Sturm nicht, den Weg zu nehmen, den ich machen wollte; ich war gezwungen zu gehen, wohin die Winde mich trieben. An diesem Tag wurde ich sehr krank; Niemand noch hatte diese Gegend besichtigt; nach einigen Tagen beruhigten sich Wind und Meer und den Windwirbeln folgte Windstille und reißende Strömungen (*grandes corrientes*). Ich landete an einer Insel, welche man *de las boccas* nannte, und nun kam ich an das Festland.

Niemand vermag genauen, wahrhaftigen Bericht darüber zu geben, weil ich in der Voraussicht, daß ich von den Strömungen fortgerissen werde und man eine so große Zahl von Tagen kein Land mehr sah, nichts Genaueres verzeichnen konnte. Ich verfolgte die Küste des Festlandes, welche durch den Kompaß und die Schiffskunst (*arte*) erkannt ward. Niemand aber konnte sagen, unter welchem Himmelsstrich wir uns befanden, noch ob wir die Insel Española erreichten. Die Matrosen glaubten auf der Insel *Sct. Johann* (*San Juan*) zu sein, und doch waren wir am Lande *Mango*, also 400 Meilen westlicher, als sie dachten. Mögen sie die Lage von *Beragua* bezeichnen! Ich versichere, daß sie nichts weiter zu sagen wissen als: „Wir waren in einem gewissen Land, wo es viel Gold giebt!“ Damit haben sie Recht, aber den Weg dorthin aufzufinden, wären sie außer Stand, denn er müßte so gut wieder entdeckt werden, als das erste Mal. Es gibt eine Art der Berechnung, welche auf der Astronomie beruht, und den befriedigt, welcher diese Wissenschaft kennt.

Die Nation, von welcher *Papst Pius* *) spricht, ist gefunden, nicht aber die Pferde, noch die goldenen Sättel, Rüstzeuge und Schilde, und das kann nicht überraschen, weil auf den Küstländern, welche ich entlang fuhr, nur Fischer leben; überdieß habe ich mich nicht lange aufgehalten, weil ich Eile hatte. In *Cariac* und den Ländern dieses Distrikts sind sehr gefährliche Zauberer. Sie hätten die halbe Welt gegeben, wenn ich mich eine Stunde aufgehalten hätte.

Als ich ankam, schickten sie mir gleich zwei sehr gepuzte Mädchen von elf und sieben Jahren auf das Schiff, welche ein Zauberpulver bei sich trugen. Ich ließ sie mit einigen von den Dingen schmücken, die wir bei uns hatten, und schickte sie gleich an das Land zurück. Auf dem Berg sah ich ein hausgroßes Monument, das schön behauen war; der Todte lag auf dem Bauch obenauf. Man sprach mir auch von anderen sehr schön gearbeiteten Kunstwerken.

Es gibt große und kleine Thiere, welche von den unsrigen ganz

*) *Pius II.*, bekannt unter dem Namen *Aeneas Silvius*, hatte in seiner *Cosmographia etc.*, Kap. 10, von einem Volk im Westen gesprochen, das wunderbaren Kunstsin und unendlichen Reichthum besitze. *Navarette*.

verschieden sind. Ich sah Schweine, vor denen sich ein irländischer Hund entfetzt hätte. Ein Bogenschütze hatte ein Thier verwundet, welches einem geschwänzten Affen gleich, nur, daß es viel größer war und sein Gesicht gleich dem eines Menschen. Der Pfeil war durch die Brust bis zum Schwanz durchgedrungen, und das Thier war darüber so wüthend, daß man ihm einen Arm und ein Bein abhauen mußte. Als ein Schwein das Thier sah, wurde es wüthend und floh, ich aber befahl, daß man das Schwein dem Begare (so hießen es die Eingeborenen) vorwerfe. Obgleich der Begare beinahe todt war und der Pfeil ihm noch immer im Leibe steckte, schlang er doch seinen Schwanz um den Rüssel des Schweins und hielt es dadurch so fest, daß es den Feind mit der einen ihm gebliebenen Hand ergreifen und tüchtig schütteln konnte. Diese Begebenheit schien mir so außerordentlich, daß ich glaubte, sie mittheilen zu sollen.

Es gibt hier viele Thiere der verschiedensten Art. Ich sah sehr große Hennen, deren Gefieder ganz wollig war, Löwen*), Hirsche, Rehe und Vögel.

Als wir so ganz erschöpft durch das Meer hinzogen, kam meinen Gefährten die absurde Idee, wir seien verzaubert, und sie glauben es noch.

Ich fand auch Völker, welche Menschen fressen, was sich durch die Mißbildung ihrer Gesichter offenbart. Man sagt, es gebe hier große Kupferminen; sie machen daraus Beile und ciselirte und gegossene Gegenstände, welche mit aller Sorgfalt eines Goldarbeiters verfertigt werden.

Diese Einwohner sind bekleidet, und ich sah Betttücher in dieser Provinz, welche mit aller Kunst gewoben sind; andere sind mit wahrem Geschmack in verschiedenen Farben bemalt. Man sagt, im Innern des Landes, bei Catayo gebe es auch Goldwebereien.

In Ermangelung eines Dolmetschers weiß man nur sehr wenig über diese Länder und was sie enthalten. Obgleich das Land sehr bevölkert ist und die Eingeborenen sehr nahe beieinander wohnen, verstehen sie sich nicht leichter untereinander, als wir die Araber.

Als ich Indien entdeckte, sagte ich, es sei die reichste Herrschaft der Welt. Ich sprach von Gold, Perlen, Edelsteinen und Gewürzen und von dem Handel, der daraus entspringen könne, und weil das Alles nicht urplötzlich zu Tage tritt, werde ich mißachtet. Darum will ich für heute lieber sagen, was ich von den Eingeborenen hörte. Nun das sei gesagt, weil so Viele es bezeugen können, daß ich auf Veragua in den ersten zwei Tagen mehr Gold sah, als auf der Insel Española in vier Jahren, und daß die nahen Ländereien unmöglich fruchtbarer noch besser bebaut sein könnten; ferner, daß man unmöglich bescheidenere Einwohner, einen besseren Hafen, einen

*) Wohl Panther, denn Löwen gibt es in Amerika nicht. Navarette.

schöneren Fluß finden kann. Alles das würde die Ruhe der Christen verbürgen.

Der Weg dorthin ist eben so kurz als nach der Insel Espanola, weil sich diese Reise nur mit gutem Wind machen läßt. Eure Hohheiten sind über dieses Land so gut Herr als über Xeres und Toledo, und diejenigen Ihrer Schiffe, die sich dorthin begeben, sind wie zu Hause. Sie werden Gold daraus gewinnen, während sie in andern Ländern das, was sie bekommen wollen, nur durch Raub an sich bringen können.

Ich habe den Grund angegeben, warum ich über die anderen Dinge nicht rede, die ich zu sagen hätte. Auch will ich nicht wiederholen, daß ich nicht den dritten Theil von Allem gesagt habe, was ich zu jeder Zeit hätte schreiben und sagen können. Die Genueser, die Venetianer, alle Nationen, welche Perlen, Edelsteine und andere Dinge von Werth haben, bringen sie bis an das Ende der Welt, um Gold dafür einzutauschen. Gold ist ein vortrefflich Ding; aus Gold bereitet man Kostbarkeiten, mit Gold kann der, der es besitzt, sich Alles verschaffen, was er von Dingen dieser Welt wünscht, und vielen Seelen zum Eingang in das Paradies verhelfen.

Die Leute, die mit mir gekommen sind, haben unerhörte Strapazen erlitten und sind unglaublichen Mühsalen ausgesetzt gewesen. Da sie arm sind, flehe ich Eure Hohheiten an, sie bald zu bezahlen und ihnen, je nach ihrem Stande Gnadenbezeugungen zukommen zu lassen, denn ich kann bezeugen, daß noch Niemand solch gute Nachrichten nach Spanien gebracht hat.

Ogleich der Quibian von Veragua und Andere in der Nachbarschaft nach den mir gegebenen Nachrichten viel Gold besaßen, hielt ich nicht für gut noch dem Dienst Eurer Hohheiten erspriesslich, mich durch Raub in den Besitz zu setzen. Durch gute Ordnung wird Aergerniß und schlechter Ruf vermieden, und ohne ein Körnlein Gold zu verlieren, werden Sie doch zu dem Schatz kommen.

Habe ich nur einen Monat gutes Wetter, so werde ich meine Reise vollständig vollenden. In Ermanglung von Fahrzeugen bestand ich nicht darauf, sie zu erwarten, um meinen Weg wieder aufzunehmen; aber für alles das, was den Dienst Eurer Hohheiten betrifft, vertraue ich dem, der mich erschaffen hat, daß er meine Gesundheit stärke. Ich denke, Eure Hohheiten werden sich erinnern, daß ich beabsichtigte, eine neue Art von Fahrzeugen bauen zu lassen; die Kürze der Zeit erlaubte es nicht, aber ich wußte wohl, warum ich es wollte.

Ich lege größeren Werth auf den Handel dieses Stapelplatzes und die Minen dieses Landes, als auf alles Andere, was in Indien geschehen.

Das ist wahrlich kein Sohn, der durch eine Stiefmutter erzogen werden darf (no es este hijo para dar a criar á madrasta).

Nie kann ich ohne bittere Thränen an die Insel Hispania, an Paria und die andern Länder denken. Ich hätte geglaubt, daß das, was geschehen ist, für die Andern als warnendes Beispiel gelte, und nun ist es gerade das Gegentheil; sie sind zwar nicht gestorben, aber sterbend; die Krankheit ist unheilbar, jedenfalls von langer, langer Dauer. Möchte der, der sie verursachte, jetzt kommen und ein Heilmittel bringen, wenn er ein solches kennt, oder es anzuwenden weiß, — wenn es sich um den Umsturz handelt, da ist Jedermann Meister.

Es war zu allen Zeiten Sitte, dem Gnaden und Belohnungen auszusetzen, der sich in Gefahr begab. Gerecht ist es wahrlich nicht, daß der, welcher in dieser Sache Alles that, so wenig Nutzen daraus ziehe als seine Erben. Die, welche aus Arbeitssehne Indien verließen und von mir und diesen Ländern Uebles sprachen, erhielten Aemter und in Beragua ging es eben so. Das ist wahrlich ein übles Beispiel für die Sache an sich und die Gerechtigkeit der Welt.

Diese Furcht und vieles Andere, das ich klar vorherseh, bewog mich, ehe ich diese Inseln und das Festland entdeckte, Eure Hoheiten zu bitten, mich im Namen Eurer königlichen Hoheit regieren zu lassen. Sie nahmen meinen Vorschlag an; ich erhielt ein Privilegium und einen mit dem königlichen Siegel unterzeichneten Vertrag und wurde mit ausgedehnten Vollmachten zum Vizekönig, Admiral und Generalgouverneur dieser und aller Länder ernannt, die ich entdecken werde, und deren Grenzen man auf 100 Stunden jenseits der azorischen Inseln und derer des grünen Caps durch eine Linie festsetzte, die von einem Pol zum andern geht, wie aus Allem, was geschrieben wurde, fest hervorgeht.

Die andere, sehr wichtige Angelegenheit verlangt, daß man sich auf das Eingehendste mit ihr beschäftige, bis jetzt hat man nicht daran gedacht. Ich verbrachte sieben Jahre an Ihrem Hof, in welcher Zeit Alle, die über die Angelegenheit sprachen, sie als reinen Spott behandelten. Jetzt will Jedermann bis zum Schneider herab Entdecker werden. Es ist klar, daß sie nur plündern wollen, aber ihre Bitten gewährt man zum großen Schaden meiner Ehre und noch mehr der Sache selbst. Es gehört sich, Gott zu geben, was Gottes ist, und zu nehmen, was uns gehört; das ist ein Urtheilsspruch voll Weisheit.

Die Länder, welche hier Euren Hoheiten unterthan, sind ausgedehnter und reicher, als alle der gesammten Christenheit. Nachdem ich sie mit Gottes Hülfe Euren Hoheiten unterworfen habe und Alles so geordnet, daß sie Ihnen ganz unvorhergesehen ein großes Einkommen gewähren, wurde ich an demselben Ort, an welchem ich Schiffe erwartete, um mich voll Sicher-

heit und Freude vor Eurer Majestäten zu stellen und Ihnen die Siege und Goldsunde anzuzeigen, verhaftet und mit meinen beiden Brüdern mit Ketten beladen, betrübt und entblößt von Allem auf ein Schiff geworfen, auf das schlechteste behandelt, ohne auch nur vor Gericht gestellt und abgeurtheilt worden zu sein.

Wer kann daran denken, daß ein armer Fremder hätte so dumm sein können, sich ohne allen Grund an irgend einem Ort gegen Eure Hohheiten aufzulehnen, ohne sich an einen andern Fürsten zu lehnen, — — allein inmitten Ihrer Vasallen und Eingeborenen, während seine Söhne an Ihrem Hofe sind.

Ich war 28^{*)} Jahre alt, als ich an Ihren Hof kam, und jetzt ist nicht ein Haar meines Hauptes, das nicht weiß wäre. Ich bin krank, habe Alles verausgabt, was mein war, und man hat mir und meinen Brüdern zu unserer Schande Alles bis auf die Casake^{**)} (fasta el sayo) verkauft, ohne uns weder gesehen noch gehört zu haben. Ich glaube, daß das Alles ohne Vorwissen Eurer königlichen Hohheiten geschah.

Die Restitution meiner Ehre und meiner Verluste und die Art der Bestrafung derer, die das Unrecht begangen haben, wird dem königlichen Hochsinn Eurer Majestäten ein Bedürfniß sein, sicherlich erwartet diejenigen, welche meine Perlen gestohlen und die Privilegien meiner Admiralitätsrechte angegriffen haben, eine strenge Strafe. Wenn Eure Hohheiten so handeln, werden Sie große Tugend erzeigen und als gerechte, dankbare Herrscher von Spanien dastehen.

Die gute Gefinnung, die ich immer im Dienste Eurer Hohheiten bewies, und die erfahrene Beleidigung erlaubten meiner tiefverwundeten Seele nicht, mit Stillschweigen darüber wegzugehen, was Eure Hohheit mir gnädigst vergeben wolle.

Ich bin so unglücklich, als ich sage; bis jetzt habe ich über die Andern geweint; nun möge der Himmel sich meiner erbarmen und die Erde über mich weinen. Was das Zeitliche betrifft, so habe ich nicht die kleinste Münze, um nur ein Almosen zu geben, und um das Geistige bin ich hier in Indien auch gebracht worden, wie ich dargelegt habe. Vereinsamt in meinem Schmerz, jeden Tag den Tod erwartend, von einer Million grausamer, feindlich gesinnter Wilden umgeben, bin ich den Sakramenten unserer heiligen Kirche so ferne, daß meine Seele wird vergessen werden, wenn sie sich hier von dem Körper trennt. Wer barmherzig ist und Wahrheit und Gerechtigkeit liebt, der weine über mich. Ich habe die Reise nicht gemacht,

*) Im Original ist aber offenbar ein Irrthum. Navarette.

***) Ein außerordentlich weiter Mantel, ohne Knopf noch Knopfloch, von grobem Tuch, den die spanischen Bauern tragen, und der fast bis an die Knöchel herabgeht.

um Ehre oder Reichthum zu erlangen; das ist um so gewisser, weil in dieser Beziehung die Hoffnung schon bei meiner Abreise erloschen war. Ich bin mit guten Absichten und großem Eifer zu Euern Höfheiten gekommen, und wahrlich -- ich bestehe auf Nichts. Ich bitte Sie demüthigst, mich mit Gottes Hülfe von hier loskommen zu lassen, damit ich nach Rom oder sonst wohin eine Pilgrimschaft unternehmen könne.

Die heilige Dreieinigkeit bewahre Ihr Leben, schenke Ihnen noch eine große Zahl von Jahren und vermehre Ihre Macht.

Gegeben in Indien auf der Insel Jamaika den 7. Juli 1503.

Der Licentiat Antonio von Leon, Pinelo, erwähnt dieses Briefes in seiner occidentalen Bibliothek, wo er sagt: „Es findet sich von Columbus ein in Jamaika geschriebener Brief vom 7. Juni 1503, welcher einen Bericht von seiner letzten Reise enthält. Dieser an die katholischen Könige geschickte Bericht wurde in Quartform gedruckt und Don Lorenzo Ramirez von Prado, der indische Rathsherr, besitzt ihn im Manuscript. Der Gedruckte befindet sich in der Buchhandlung von Don Juan de Saldierna. Don Ferdinand Colombo versichert in der Biographie seines Vaters, daß er diesen Brief durch Diego Mendez an die Könige geschickt habe (Kap. 94) und daß er gedruckt wurde.“

Madrid, den 12. Oktober 1807.

Martin Fernandez de Navarrette.

*) Diese Differenz des Datums war wohl ein Schreibfehler des Licentiaten Antonio, denn sie findet sich so in der Uebersetzung von Navarrette.

Bericht von Diego Mendez
über einige Begebenheiten der letzten Reise des Admirals
Christof Columbus.

Diego Mendez, Einwohner der Stadt San Domingo, von der Insel Española, befand sich in der Stadt Valladolid, als der Hof Ihrer Majestäten dort war, und machte am 6. Juni 1536 dort ein Testament in Gegenwart von Fernando Perez, dem Schreiber Ihrer Majestäten, ferner dem Notar des besagten Hofes und aller Ihrer Königreiche und Herrschaften. Zeugen waren: Diego de Arana, Juan Diaz Miranda de la Cuadra, Martin de Orduña, Lucas Fernandez, Alonso de Angulo, Francisco de Hinojosa und Diego de Aquilar, sämmtlich Attachés der Frau Vicekönigin von Indien. Unter andern Artikeln besagten Testaments ist einer, welcher folgenden wörtlichen Inhalt hat:

Clausel des Testaments.

Item, die sehr berühmten Herren, der Admiral Don Christof Columbus glorreichen Andenkens, und sein Sohn, der Admiral Don Diego Columbus und sein Enkel der Admiral Don Louis, welchem Gott langes Leben geben wolle, und mit ihnen die Vicekönigin, meine Herrin, als ihre Vormünderin und Curatorin, sind mir Dank schuldig für die zahlreichen und wichtigen Dienste, die ich ihnen erzeigt und für welche ich den besten Theil meines Lebens verzehret habe. Ich diene besonders dem großen Admiral Don Christof, indem ich mit seiner Excellenz auf die Entdeckung der Inseln und des Festlandes auszog, wo ich mehrere Male mein Leben in die größte Gefahr begab, um sein und seiner Mannschaft Leben zu retten, besonders, als wir uns im Flusse Belem oder Yebra befanden, wo wir durch die Gewalt des Sturmes und der Winde zurückgehalten waren, welche solche Massen Sandes zusammentrieben und aufhäuften, daß der Ausgang zum Hafen verschlossen war.

Seine Herrlichkeit war dort sehr niedergeschlagen; am Ufer sammelte sich eine Menge Indianer, die sich zusammenthaten, um unsere Schiffe zu verbrennen und uns Alle niederzumachen. Sie verdeckten ihre Absichten unter dem Vorwande eines Krieges, den sie mit andern Indianern der Provinzen von Cobraya Nurica beginnen wollten, mit denen sie sich in Feindschaft befanden. Weil eine große Menge von ihnen den Hafen passirten, vermuthete kein Mensch außer mir die Wahrheit. Ich aber ging zum Admiral und sagte:

„Herr, diese Leute, die hier in Kriegsbereitschaft durchgekommen sind und sagen, sie wollen sich mit denen von Beragua vereinigen, um gegen die Indianer von Cobraya Nurica zu ziehen, haben ganz andere Absichten, als sie vorgeben: sie sammeln sich, um unsere Schiffe zu verbrennen und uns niederzumachen.“

Bald stellte sich die Wahrheit heraus.

Der Admiral frug mich, was sich thun lasse, um diese böse Absicht zu verhindern. Ich schlug Sr. Excellenz vor, ich wolle mit einer Barke die Küste entlang gegen Beragua zufahren, um zu sehen, wo sie ihr Lager aufschlagen. Ich hatte noch keine halbe Stunde gemacht, so fand ich gegen tausend Kriegsleute mit Kriegsvorräthen aller Art. Ich sprang an das Land und trat ganz allein mitten unter sie; meine Barke ließ ich am Ufer; ich unterhielt mich so gut als möglich mit ihnen, und schlug ihnen vor, mit dieser wohlarmirten Barke mit ihnen in den Krieg zu ziehen. Sie weigerten sich, meinen Vorschlag anzunehmen, und behaupteten, das sei ganz unnöthig. Ich kehrte in die Barke zurück und blieb die ganze Nacht den Indianern in Sicht an diesem Ort.

Sie sahen nun, daß sie nicht an die Schiffe kommen können, um sie zu verbrennen und zu zerstören, wie sie beschlossen hatten, ohne daß ich sie sehe, und änderten darum ihren Plan. Noch in derselben Nacht kehrten Alle nach Beragua zurück; ich erzählte Sr. Excellenz, was sich begeben hatte, welche es unendlich anerkannte.

Als der Admiral sich mit mir über die Mittel besprach, über die Absichten der Indianer in das Klare zu kommen, erbot ich mich, mit einem einzigen Gefährten zu ihnen zu gehen, was ich auch ausführte, obwohl ich dadurch mein Leben in die äußerste Gefahr begab. Als ich die Ufer bis zum Flusse von Beragua entlang gefahren war, begegnete ich zwei Canoës mit fremden Indianern, welche mir in allen Einzelheiten erzählten, wie diese Leute beabsichtigt hatten, die fremden Schiffe zu verbrennen und uns Alle niederzumekeln, aber sie seien durch eine Barke abgehalten worden, die an den Ort gekommen sei, wo sie waren. Sie hätten indeß die Absicht, es in zwei Tagen wieder zu versuchen.

Ich bat sie, mich in ihren Canoës den Fluß hinaufzufahren, und bot ihnen Geld dafür, aber sie entschuldigeten sich und riethen

mir dringend, nicht daran zu denken, weil in diesem Fall ich und mein Gefährte rettungslos verloren sei. Ich bestand gleichwohl darauf und sie ruderten mich nun mit meinem Gefährten den Fluß hinauf bis in das Dorf der Indianer, welches ich in Kriegsbereitschaft fand. Sie wollten mich nicht in die Wohnung des Kaziken gehen lassen, ich gab aber vor, ich komme als Chirurg, um eine Wunde zu heilen, die er am Fuß hatte. Ich gab ihnen Geschenke, und so ließen sie mich nach dem Königshause gehen, welches auf dem flachen Rücken eines Hügelns lag.

Ein großer freier Platz umgab dasselbe, auf welchem bei dreihundert Köpfe von Feinden umherlagen, die sie in einer Schlacht getödtet hatten. Als ich den ganzen Platz durchschritten hatte und an den königlichen Palast gekommen war, entstand ein großes Geschrei von Frauen und Kindern, die unter der Thüre standen und hinein eilten. Ein Sohn des Königs trat mit sehr zorniger Miene heraus und rebete in seiner Sprache heftig auf mich ein, er legte die Hände an mich und stieß mich mit aller Gewalt in große Entfernung zurück. Als ich, um ihn zu besänftigen, sagte, ich wolle den kranken Fuß seines Vaters heilen, und ihm Pflaster zeigte, die dazu helfen, antwortete er, daß ich unter keiner Bedingung an den Ort dürfe, wo sein Vater sei.

Als ich sah, daß ich auf diese Art nichts erlange und ihn nicht beruhige, zog ich einen Kamm und eine Scheere heraus, und Escobar, mein Begleiter, begann auf meinen Befehl mir die Haare zu kämmen und abzuschneiden. Darob erstaunte der Sohn des Kaziken und alle Andern hoch; ich ließ darauf ihn selbst auch von Escobar kämmen und ihm die Haare mit der Scheere schneiden. Darauf schenkte ich dem Kazikensohn Kamm, Scheere und einen Spiegel, wodurch er sich besänftigen ließ.

Ich bat, daß man mir zu essen bringe, was alsbald geschah. So aßen und tranken wir in bester Eintracht zusammen und blieben Freunde. Dann trennte ich mich von ihm,kehrte zu den Schiffen zurück und legte dem Admiral, meinem Vorgesetzten, Rechenschaft ab, der sich nicht wenig freute, als er alle einzelnen Umstände hörte. Er befahl die höchste Wachsamkeit auf den Schiffen und bei den wenigen Häusern zu üben, die wir am Ufer errichtet hatten, weil ich beabsichtigt hatte, mit einer kleinen Zahl Leute hier zu bleiben, um in das Innere des Landes zu dringen und die Eingeborenen kennen zu lernen.

Ein ander Mal berief mich Seine Excellenz, um sich mit mir über das einzuschlagende Verfahren zu berathen. Ich war der Ansicht, man habe sich des Kaziken und aller seiner Leute zu bemächtigen, dann sei das Volk leicht zu unterwerfen. Der Admiral war der gleichen Ansicht wie ich. Ich entwarf ihm den Plan für das anzuwendende Mittel, um dieses Resultat zu erreichen, und Seine

Excellenz befohl dem Herrn Adelantade, seinem Bruder, und mir, mit 80 Mann das Unternehmen auszuführen.

Wir gingen und machten, Gott sei Dank, den Kaziken, die meisten seiner Häuptlinge, seine Frauen, seine Söhne und Enkel und die Verwandten seines Hauses zu Gefangenen. Während man sie zu den Schiffen führte, entwich die Kazike durch die Schuld dessen, der ihn führte, und seitdem hat er uns viel Uebel zugefügt.

Gott gab, daß es damals in Strömen regnete, wodurch die Wasser so geschwellt wurden, daß man aus dem Hafen kommen konnte; der Admiral gelangte dadurch in das offene Meer und gedachte nach Castilien zurückzukehren. Ich blieb als Controleur und Rechenmeister Ihrer Hoheiten mit 70 Mann zurück und man ließ mir den größten Theil der Vorräthe an Zwieback, Wein, Del und Essig.

Kaum war der Admiral in das Meer gelangt und ich mit etlich und zwanzig Mann an das Land gegangen (die Andern hatten ihm das Geleite gegeben), so stürzte sich eine ganze Menge Indianer auf mich; ihrer waren etwa 400, mit Stöcken und Pfeilen bewaffnet. Sie stellten sich auf dem Berg in Front und stießen einen lauten Schrei aus, dann wieder einen, dann einen dritten, und diese Rufe gaben mir, Gott sei Dank, Zeit, mich zum Kampf vorzubereiten und mich gegen sie zu vertheidigen.

Ich war am Ufer, zwischen den Hütten, die wir gebaut hatten, und sie auf dem Berg, in der Entfernung von einem Pfeilschuß. Sie begannen, mit Pfeilen zu schießen und Speere auf uns zu werfen, wie man einen Stier angreift, und Pfeile und Speere regneten auf uns wie Hagel. Mehrere von den Indianern trennten sich von den Andern und griffen uns mit Keulen (machadasnas) an, aber Keiner von diesen blieb am Leben, denn mit unseren Degen schnitten wir ihnen Arme und Beine ab und tödteten sie. Das löste den Andern solche Furcht ein, daß sie zurückwichen, nachdem sie von uns, die wir zu zwanzig waren, sieben Mann getödtet hatten; sie verloren siebenzehn, die sich am weitesten vorgewagt hatten. Der Kampf dauerte drei Stunden; es war ein Wunder, daß Gott uns den Sieg gab, weil unser so Wenige waren und die Zahl der Feinde so groß.

Dieser Kampf hatte kaum geendet, als der Hauptmann Diego Tristan von den Schiffen kam und den Fluß herauf fuhr, um für die Reise Wasser zu holen. Trotz meiner Warnung, den Fluß hinaufzugehen, wollte er mir nicht glauben, und fuhr mit zwei Barken und zwölf Mann aufwärts. Die Indianer griffen ihn an und machten ihn nach hartem Kampf mit allen den Seinen nieder, mit Ausnahme eines Einzigen, der sich durch Schwimmen rettete und die Nachricht von dem Unglück überbrachte. Die Indianer bemächtigten sich der Barken und zerschlugen sie.

Dieser Verlust betrübte den Admiral höchlich, er befand sich

mit seinen Schiffen allein ohne weitere Mannschaft auf dem offenen Meer, und wir, die wir am Land blieben, waren nicht minder bekümmert und hatten auch kein Mittel, zu ihm zu gelangen. Die Indianer griffen uns jeden Augenblick an, spielten mit Trompeten und Zimbaln und stießen Schreie aus, sobald sie glaubten, uns besiegt zu haben.

Wir hatten zur Vertheidigung gegen diese Indianer zwei sehr gute messingene Vogelflinten und viel Pulver und Kugeln, mit welchen wir sie so sehr in Furcht erhielten, daß sie sich nicht bis an uns herwagten.

Dieser Zustand währte vier Tage, während ich aus alten Segeln Säcke machen ließ, in die ich allen Zwieback packte, den wir hatten. Ich bemächtigte mich der beiden Rähne und verband sie mittelst Stöcken, die oben herüber liefen; darauf ließ ich allen Zwieback laden, ebenso die Weinfässer, Del und Essig, und ließ alles das durch ein Kabel hinausschleppen, während das Meer ruhig war.

Mit sieben Fahrten war Alles auf die Schiffe gebracht, meine Leute gleichfalls nach und nach; ich war mit fünf Mann der Letzte und schiffte mich in der Nacht ein, als Alles fertig war. Der Admiral war entzückt und wurde nicht müde, mich zu umarmen und auf die Wangen zu küssen und mir für den großen ihm erzeigten Dienst zu danken. Er bat mich, die Befehlsgung des Schiffes Capitane zu übernehmen, wie auch die der Leute und der Reiseroute, was ich annahm, um ihm Freude zu machen, denn, offen gestanden, es waren sehr mühsame Pflichten.

Am letzten Tag des April 1503 reisten wir von Beragua mit drei Fahrzeugen ab, um nach Castilien zurückzukehren. Da die Fahrzeuge von den Würmern ganz zernagt und durchlöchert waren, konnten sie sich kaum über Wasser halten; eines derselben mußten wir verlassen, nachdem wir dreißig Meilen gemacht; die zwei, welche uns blieben, waren fast in noch schlimmerem Zustand als das erste, so daß die ganze Mannschaft kaum genügte, um mit Pumpen und Kesseln und Gefäßen jeder Art das Wasser auszuschöpfen, das durch die Löcher eindrang, welche die Würmer gefressen hatten.

Auf diese Art versuchten wir 35 Tage lang, nach Castilien zu kommen, unter den höchsten Anstrengungen und Mühseligkeiten. Aber wir waren nun erst an der Insel Cuba und zwar an ihrem niedrigst gelegenen Theil, der Provinz Homo, wo jetzt die Stadt Trinidad gebaut ist, so daß wir von Castilien 300 Meilen weiter entfernt waren, als da wir die Insel Beragua verlassen hatten, mit Schiffen, wie gesagt, die in so schlimmem Zustand waren, daß sie nicht weiter kommen konnten; dazu gingen die Lebensmittel zur Neige.

Es gefiel Gott, uns an die Insel Jamaika zu bringen, wo wir die beiden Boote an das Land treiben ließen und uns zwei strohbedeckte Hütten daraus bauten, unter welche wir uns bargen, aber

wir hatten große Gefahren von Seite der Eingeborenen zu bestehen, die noch nicht unterworfen waren und die während der Nacht trotz aller Wachsamkeit Feuer an unser Obdach legen konnten.

Hier war es, wo ich die letzten Rationen Zwieback und Wein vertheilte. Ich nahm den Degen zur Hand und drei Mann und drang in der Insel vor, weil Niemand sonst es wagte, für den Admiral und seine Leute Lebensmittel herbei zu schaffen. Es gefiel Gott, mich sehr sanfte Leute finden zu lassen, die uns nichts zu Leide thaten, freundlich mit mir verkehrten und uns nach Herzenslust zu essen gaben.

Ich verhandelte mit dem Kaziken eines Dorfes Namens Aguacabiba, und wir vereinigten uns dahin, daß sie uns Cassavebrod backen, daß sie für uns jagen und fischen und dem Admiral jeden Tag eine gewisse Quantität Lebensmittel bringen, wo sie mit kleinen blauen Halsketten, mit Kämmen, Messern, Klingeln, Angeln und sonstigen Artikeln, die wir zu diesem Zweck mitgebracht hatten, bezahlt werden sollen. Ich sandte einen der Spanier, die mich begleiteten, an den Admiral ab, damit er Jemanden zu den Leuten schicke, der die Lebensmittel bezahle und abhole.

Darauf begab ich mich nach einem andern Dorf, das drei Stunden von diesem entfernt war, und machte die gleichen Verträge mit dem Kaziken und den andern Indianern und sandte einen zweiten Boten mit dem gleichen Auftrag an den Admiral.

Ich ging wieder weiter und kam zu einem großen Kaziken Namens Guareo, der in dem Orte wohnte, welcher jetzt Melilla heißt und dreizehn Meilen von den Schiffen entfernt lag. Er empfing mich sehr freundlich, gab mir zu essen, so viel ich wollte, und befahl seinen Unterthanen, in der Zeit von drei Tagen eine so große Menge Lebensmittel zu bringen, als sie können und wofür ich sie in zufriedensstellender Art bezahlte. Sie sollten gegen baare Bezahlung jeden Tag Lebensmittel in unser Lager bringen.

Ich schickte folglich den dritten Boten an den Admiral mit den Borräthen, die ich erhalten hatte, und bat den Kaziken, mir zwei Indianer mitzugeben, die mich bis an das Ende der Insel geleiten; der eine trug die Hängematte, in der ich schlief, der andere war mit Lebensmitteln beladen.

Auf diese Art kam ich bis an das östliche Ende der Insel und fand einen Kaziken Namens Ameyro, mit welchem ich mich bald befreundete. Ich gab ihm meinen Namen und nahm den seinigen, was bei diesen Völkern ein großes Zeichen von Freundschaft ist; ich kaufte ein sehr gutes Canoë von ihm und gab ihm zum Tausch ein sehr schönes messingenes Becken, das ich am Arme trug, eine Casaca und eines der beiden Hemden, die ich mitgenommen hatte.

Ich hatte sechs Indianer bei mir, welche der Kazike mitgegeben hatte, um das Canoë zu leiten. Als ich an die Orte kam, wo ich die Borräthe gesammelt hatte, begegnete ich den Spaniern, die der

Admiral geschickt hatte. Ich befohl, alle Lebensmittel, die ich fand, aufzuladen, und begab mich zu dem Admiral, der mich sehr gut empfing. Er wurde nicht müde, mich zu betrachten und zu umarmen und sich nach Allem zu erkundigen, was mir auf der Reise begegnet war, und dankte Gott, der mich aus so vielen Gefahren und aus so wilden Völkern mit heiler Haut zurückgebracht hatte.

Da kein Bissen Brod mehr vorhanden war, als ich zu den Schiffen kam, freute sich Jedermann, daß im Augenblick der höchsten Noth der jämmerliche Hunger gestillt wurde, und von diesem Tag an kamen, den gemachten Verträgen gemäß, jeden Tag Indianer mit genug Lebensmitteln, um 230 Personen, die der Admiral bei sich hatte, genügende Nahrung zu bringen.

Zehn Tage später nahm mich der Admiral bei Seite und machte mich auf die außerordentliche Gefahr aufmerksam, in der wir uns befinden:

„Diego Mendez“, sprach er, „lieber Sohn, Niemand von Allen, die hier sind, außer dir und mir, ahnt die Gefahr, in welcher wir durch unsere kleine Zahl und die Menge der Indianer sind, deren Charakter unbeständig und fantastisch ist; wenn ihnen der Gedanke kommt, uns in den beiden Schiffen zu verbrennen, aus denen wir Strohhütten gemacht haben, so ist es ihnen ein Kleines, uns zu vernichten. Vielleicht ist es ihnen bald genehm, die Vorräthe, die du ausgemacht, nicht mehr zu bringen, obwohl sie jetzt so bereitwillig sie herbeibringen, und die Verträge können sie schon morgen auflösen. Wir sind aber nicht in der Lage, uns mit Gewalt weiterer Lebensmittel zu bemächtigen, und müßten uns unterwerfen, was sie immer thun wollten. Ich kenne nur Ein Mittel zu unser aller Rettung, und weiß nicht, ob Ihr es gut findet. Das wäre, daß Jemand das Abenteuer unternähme und auf dem von Euch gekauften Canoë sich nach der Insel Hispania begäbe, um dort ein Schiff zu kaufen, mit welchem wir uns aus unserer gefahrvollen Lage befreien könnten.“

Ich antwortete:

„Herr, ich sehe vollkommen die Gefahr, die uns bedroht, sie ist größer, als wir uns vorstellen können. Ich sehe aber die Möglichkeit, von dieser Insel mit einem so kleinen Fahrzeug wie dieses Canoë abzureisen, nicht nur als sehr schwer, sondern als ganz unmöglich an, weil ich Niemanden kenne, der sich einer solch eminenten Gefahr aussetzte, einen Golf von 40 Meilen zu durchfahren, inmitten von Inseln und der brandenden See.“

Seine Excellenz erwiderte nichts, suchte mich aber zu überzeugen, daß er an mich für das gefahrvolle Unternehmen habe denken können.

„Herr“, erwiderte ich, „ich habe mehr als einmal mein Leben gewagt, um das Eure und das der Mannschaft zu retten.

und Gott hat mich wunderbar errettet. Trotz meiner Hingabe hat es nicht an Nachrede gefehlt; man sagte, Ihr vertrauet mir Alles, wo Ehre zu erlangen sei, während unter der Mannschaft so viel Leute seien, die Alles ganz eben so gut ausführen könnten. Darum scheint mir passend, daß Eure Excellenz Alle zusammen berufe und ihnen das Unternehmen vorlege, um zu sehen, ob Jemand unter ihnen sei, der es übernehme, an was ich zweifle. Lehnen Alle ab, dann bin ich bereit, mein Leben wie schon mehr, in die Schanze zu schlagen.“

Der Admiral berief wirklich am andern Morgen alle Spanier und legte ihnen die Sachlage mit den gleichen Worten vor wie mir. Alle blieben stumm, bis er geendet hatte; dann bemerkten einige, es sei ganz unnütz, über eine so vollkommen unmögliche Sache zu reden, weil es Tollheit wäre, in einer so kleinen Barke einen so brandenden, gefährlichen Golf von vierzig Meilen zu durchfahren, wo große, treffliche Segelschiffe zwischen den Inseln zu Grunde gegangen, weil sie der Wuth der Wellen nicht zu widerstehen vermocht haben.

Darauf erhob ich mich und sagte:

„Herr, ich habe nur ein einziges Leben und will es wagen im Dienste Eurer Excellenz und für das Beste der Mannschaft, weil ich hoffe, Gott unser Herr, der die Absicht kennt, die mich befehlet, werde mir beistehen und mich retten, wie er schon so oft gethan hat.“

Als der Admiral meinen Entschluß gehört hatte, umarmte und küßte er mich und sagte:

„Ich wußte ja wohl, daß Niemand als Ihr es wagen werde, ein solches Unternehmen auf sich zu nehmen; ich habe das feste Vertrauen zu Gott unserem Herrn, daß er Euch über alle Gefahren weghelfe, denen Ihr entgegengeht, wie er es immer gethan hat.“

Am andern Tag ließ ich das Canoë an das Ufer bringen, um es zu calfatern; ich ließ einen Kiel einsetzen, ließ es mit Theer und Talg bestreichen, ließ auf das Vorder- und Hintertheil des Schiffes einige Bretter nageln, um zu verhindern, daß das Meerwasser eindringe, setzte einen Mast und ein Segel auf, rüstete die nothwendigen Lebensmittel für mich, einen Spanier und sechs Indianer, — mehr als acht Personen vermochte das Canoë nicht zu halten.

So trennte ich mich von Seiner Excellenz und meinen Landsleuten. Ich fuhr die Küste der Insel Jamaika hinauf, die von dem Punkte aus, auf dem wir waren, 35 Meilen Ausdehnung hat, und bestand auf diesem Wege viel Mühsal und Gefahr, denn ich fiel indianischen Seeräubern in die Hände, von denen der Herr mich auf wunderbare Weise befreite. So war ich bis an das Ende der Insel gekommen und erwartete, daß das Meer nun ruhiger werde und meine Reise leichter, als einige Indianer sich zusammenthaten und

mich ermorden wollten. Das Schiff und was darauf war, wollten sie sich aneignen; sie warfen das Loos, um zu wissen, wer den Mord ausführen soll.

Ich bekam Wind von dem Plan, begab mich ohne Säumen heimlich auf meinen Kahn und schiffte mich zu dem Admiral, den ich vor vierzehn Tagen verlassen hatte. Ich erzählte ihm Alles, was mir begegnet war, und auf welche Art Gott mich so wunderbar aus den Händen der Wilden gerettet hatte. Seine Excellenz war voll Freude über meine Rückkehr und frug mich, ob ich die Reise wieder antreten wolle? Ich antwortete zustimmend, wenn er mich von einer Anzahl Spanier bis an das Ende der Insel wolle begleiten lassen, bis ich das offene Meer erreicht habe und von da an meine Reise fortsetzen könne. Der Admiral gab mir 70 Mann mit und seinen Bruder den Adelantado, ihnen befehlend, daß sie bei mir bleiben, bis ich eingeschifft sei, und noch drei Tage weiter.

Auf diese Art kehrte ich bis an das Ende der Insel zurück, wo ich vier Tage blieb. Das Meer hatte sich beruhigt, ich trennte mich von ihnen und sie sich von mir unter Strömen von Thränen; ich befohl mich Gott und der heiligen Maria von Antigua und schiffte fünf Tage und vier Nächte ohne einen Augenblick das Ruder aus der Hand zu lassen und das Canoe zu leiten, während meine Gefährten ruderten.

Es gefiel Gott, uns am fünften Tag an das Cap San Miguel der Insel Hispania zu bringen, nachdem wir schon zwei Tage lang nichts mehr gegessen noch getrunken hatten. Ich landete mit meinem Kahn an einem sehr schönen Ufer, wo sich alsbald eine Menge Eingeborener um uns sammelte, die uns Essen genug brachten, und blieb dort zwei Tage um auszuruhen. Ich ließ dann die mitgebrachten Indianer hier, nahm sechs von den hiesigen Eingeborenen mit und begann die Küste der Insel Hispania zu umschiffen. Von dem Punkt, wo ich war, hatte ich 130 Meilen bis zur Stadt San Domingo, wo der Gouverneur residirte; zu jener Zeit war es Don de Larit.

Als ich unter viel Mühsal und wegen der Strömung unter viel Gefahr, bei 80 Meilen zurückgelegt hatte, gelangte ich zu dem noch nicht unterworfenen Theil der Insel Azoa, die 24 Meilen von San Domingo entfernt ist. Ich ersuhr von dem Commandanten Gallego, der Gouverneur sei ausgezogen, um die Insel Curacao (Curacao) zu unterwerfen, die 50 Meilen weit entfernt war.

Diese Nachricht veranlaßte mich, mein Boot zu verlassen und zu Land mich nach der Insel Curagoa zu begeben. Ich fand dort den Gouverneur, der mich sieben Monate lang zurückhielt, bis er 84 Kziken hatte hängen und verbrennen lassen und mit ihnen Macoana, die höchste Fürstin der Insel, welcher alle Andern gehorchten.

Nachdem diese Expedition beendigt war, begab ich mich zu Schiff nach San Domingo, das von hier 70 Meilen entfernt war. Ich blieb dort einige Zeit und wartete, ob nicht ein Schiff von Castilien komme, was ein ganzes Jahr lang nicht stattfand. Dann endlich kamen mit Gottes Hülfe drei Schiffe; ich kaufte eines der drei, belud es mit Lebensmitteln, Brod, Wein, Fleisch, Schweinen, Schafen und Früchten, und schickte es nach dem Ort, wo sich der Admiral befand, damit er sich auf demselben mit seiner ganzen Mannschaft nach Castilien einschiffen könne. Was mich betrifft, so ging ich mit den andern Fahrzeugen voraus, um dem König und der Königin von allem Geschehenen Bericht zu erstatten.

Es scheint mir nöthig, daß ich hier ein wenig von dem spreche, was dem Admiral und seiner Familie während der Zeit begegnete, in welcher sie auf ihrer Insel verloren waren:

Wenige Tage nach meiner Abreise hatten sich die Indianer aufgelehnt und sich geweigert, weitere Lebensmittel zu bringen. Der Admiral berief alle Kaziken, jagte ihnen, er sei erstaunt, zu sehen, daß sie ihm nicht mehr wie bisher Lebensmittel bringen, da sie doch wissen, er sei, wie er ihnen von Anfang an gesagt, auf Befehl Gottes in ihr Land gekommen. Gott sei zornig über sie und werde ihnen sein Mißfallen noch heute Nacht durch ein Zeichen vom Himmel zeigen. Da er wußte, daß in dieser Nacht eine beinahe totale Mondfinsterniß eintrete, fügte er bei, Gott werde den Mond verfinstern, um zu zeigen, wie zornig er darüber sei, daß sie ihm nichts mehr zu essen bringen. Sie glaubten es, waren hoch entsetzt, als der Mond sich verfinsterte und versprachen, künftig immer Lebensmittel herbeizuschaffen, was sie auch treulich hielten, bis zu dem Tag, an welchem das von mir abgeschickte Schiff mit Vorräthen ankam, zur größten Freude des Admirals und seiner Leute.

Nach Castilien zurückgekehrt sagte er mir, er habe in seinem ganzen Leben keine solche Freude gehabt, wie die, als er das Schiff gesehen, denn er habe nicht geglaubt, je wieder von dort erlöst zu werden. Er schiffte sich an Bord dieses Fahrzeuges ein, kam nach San Domingo und von da nach Castilien.

Ich wollte hier eine ausführliche Beschreibung meiner Arbeiten und der wichtigen Dienste geben, die ich that, und die der Art sind, daß noch nie ein Mensch je seinem Herrn solche erzeigt hat, noch je in der Welt erzeigen wird, damit meine Söhne es wissen und dadurch ermunthigt werden, auch treu zu dienen. Ich möchte aber auch, daß Ihre Herrlichkeit wisse, sie sei verpflichtet, ihnen große Belohnungen zu ertheilen.

Als der Admiral an den Hof gekommen war und in Salamanka von der Gicht zurückgehalten wurde, lag es mir allein ob, seine Angelegenheiten und die Restituirung seines Standes und der Einsetzung seines Sohnes Don Diego in die Regierung zu betreiben.

Ich sagte ihm damals:

„Mein Herr, Eure Excellenz weiß, wie viel ich in Ihrem Dienst gethan habe und wie viel ich Tag und Nacht in Ihren Angelegenheiten thätig war. Ich bitte, mir einige Belohnung und Entschädigung auszuwirken.“

Er erwiderte heiter, ich möge ihm nur andeuten, was ich wünsche, und er werde es mir gewähren, wie es denn nicht mehr als billig sei. Dann bezeichnete ich die Stelle eines Alguazil major (etwa Platzcommandant) auf der Insel Española und bat ihn, sie mir für Lebenslang zu verschaffen. Er erwiderte, daß er das von Herzen gern thue, und daß es wenig sei im Verhältniß zu dem, was ich für ihn gethan habe; er fügte hinzu, ich möchte darüber nur mit Don Diego, seinem Sohne, sprechen, welcher sehr froh war, daß man mir diesen Dienst als Belohnung gegeben habe; er sagte, wenn sein Vater ihn mir mit einer Hand gegeben, so gebe er ihn mit beiden. Das ist so wahr als etwas.*)

Als ich, nicht ohne Mühe, die Restituierung der Regentenwürde für Don Diego erlangt hatte und sein Vater indeß in Indien gestorben war, bat ich ihn um die Bestätigung dessen, was er mir versprochen hatte. Seine Excellenz erwiderte, er habe diese Stelle seinem Onkel, dem Adelantado, gegeben, werde mich aber durch eine gleich gute entschädigen. Ich sagte, er solle jene seinem Oheim geben, und mir diejenige, welche sein Vater und er mir versprochen haben, auf was er nicht einging. So kam es, daß ich für alle Dienste, die ich geleistet, keinerlei Belohnung erhielt, und der Herr Adelantado, der nichts gethan, behielt mein Amt und alle Frucht meiner Arbeit.

Nachdem Seine Excellenz als Gouverneur nach San Domingo gekommen war, nahm er die Zügel der Regierung in die Hand und gab die Stellung, die er mir in zweiter Linie versprochen, Franz von Garay, einem Diener des Herrn Adelantado, damit er sie auf Rechnung und im Namen seines Herrn ausfülle. Das geschah am 10. des Monats Juli 1510. Diese Stelle war wenigstens eine Million Rente werth.

Die Vicekönigin, meine Herrin, als Curatorin und Pflegerin des Vicekönigs, und er selbst sind mir in Wirklichkeit von Gerechtigkeitswegen wie von Gewissenswegen dieses Amt schuldig, das damals eine Rente von einer Million abwarf, sowie die Rückstände von dem Tage an, wo das Amt dem Adelantado übertragen ward, weil

*) Es ist schmerzlich, sagen zu müssen, daß unter den Namen, welche der Admiral dem König und der Königin zu Auszeichnungen und Belohnungen vorschlug, der von Diego Mendez sich mit keiner Silbe genannt findet; doch wäre ja möglich, daß er Mendez durch das erbetene Amt belohnt geglaubt hatte.

man es mir als Belohnung versprochen hatte und dieses Versprechen in Beziehung auf mich nie gehalten wurde. Hätte man es mir gegeben, so wäre ich jetzt der reichste, geehrteste Mann der Insel, während ich jetzt, wo man es mir nicht gegeben, der Ärmsten einer bin, denn ich habe kein Haus, um zu wohnen, und kein Geld, um Miethzins zu bezahlen.

Da es sehr schwer sein möchte, mir das Einkommen zu geben, das dieses Amt abwirft, schlage ich ein Auskunftsmittel vor: daß Seine Excellenz einem meiner Söhne auf Lebenszeit das Amt eines Platzcommandanten der Stadt San Domingo übergebe und den andern zum Lieutenant des Admirals in besagter Stadt ernenne.

Wenn man meinen beiden Söhnen diese Gunst erzeigt und, bis sie im Stande sind, diese Stellen auszufüllen, Beamte statt ihrer hinschickt, wird Seine Excellenz das Gewissen des Admirals, seines Vaters, entladen, und ich werde mich für meine geleisteten Dienste für entschädigt halten. Ich will nichts weiter darüber sagen und beziehe mich auf das Gewissen Ihrer Excellenzen, Sie werden thun, was Sie für das Beste halten.

Item: Ich lasse als Vollstrecker meines Testaments am hiesigen Hofe den Baccalaureus Estrada und Diego de Arana in Verbindung mit der Vicekönigin meiner Herrin und bitte Ihre Erlaucht, diesen Titel*) zu gestatten und zu befehlen, daß die Andern ihn desgleichen annehmen.

Anderer Clausel:

Ich will, daß meine Testamentsvollstrecker einen großen Stein kaufen, den besten, den sie finden, daß man ihn auf mein Grab setze und darauf am Rand die Worte setze:

„Hier ruht der ehrenwerthe Ritter Diego Mendez, welcher der königlichen Krone von Spanien große Dienste leistete bei der Entdeckung und Eroberung Indiens mit dem Admiral Don Christof Columbus, glorreichen Andenkens, der es entdeckte ꝛc. Später machte er auf seine Kosten und ihm gehörigen Schiffen Reisen. Er starb ꝛc. und erbittet als Almosen ein Paternoster und ein Ave Maria.“

Item: Inmitten besagten Steines soll ein Canoë, das ist ein ausgehöhlter Baum, dargestellt werden, welches Indianer rudern, weil ich in einem solchen Fahrzeug eine Schifffahrt von 300 Meilen machte. Darunter grabe man das Wort „P a h n“ ein.

Meine vielgeliebten theueren Söhne, die ich von meiner theuren vielgeliebten Frau Donna Francisca de Ribera habe: der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,

*) Welchen Titel ist nicht gesagt.

steige mit dem meinigen auf Euch hernieder, ruhe auf Euch, halte Euch als katholische Christen und schenke Euch die Gnade, ihn immer zu lieben und zu fürchten. Ich befehle Euch Frieden und Einigkeit, daß Ihr geduldig und nicht stolz sein möget, sondern demüthig und liebevoll gegen Alle, mit denen Ihr zu thun haben möget, damit Jedermann Euch liebe. Dienet dem Admiral, meinem Herrn, mit aller Treue, und Seine Excellenz wird Euch große Belohnungen ertheilen, weil er gerecht ist und meine großen Dienste es verdienen. Ueber Alles aber empfehle ich meinen lieben Kindern, sehr fromm zu sein, sehr aufmerksam den Gottesdiensten anzuwohnen und so zu leben, daß Euch der Herr unser Gott langes Leben schenke. Möge es ihm nach seiner unendlichen Gnade gefallen, Euch so weise zu machen, als ich wünsche, daß Ihr es sein möchtet. Er halte Euch immer an seiner Hand. Amen.

Die Bücher, die ich Euch von hier aus sende, sind folgende:

„Die Kunst, wohl zu sterben“ von Erasmus, „Predigt von Erasmus“ im Spanischen, „Josephus de Bello Judaico“, „die Moral-Philosophie von Aristoteles“, die Bücher mit dem Titel: „Lingua Erasmi“, „das Buch vom heiligen Land“, „die Colloquien Erasmi“, eine Abhandlung „de las querellas de la Paz“, ein Buch mit „Betrachtungen über das Leiden unseres Erlösers“, ein Traktat „über die Rache des Todes Agamemmons“ und andere kleine Traktate.

Ich habe Euch, meine Söhne, schon gesagt, daß ich Euch die Bücher als Majorat lasse, unter den oben im Testament ausgeführten Bedingungen. Ich will, daß sie mit einigen Schriften von mir beisammen bleiben, die sich in dem Koffer von Cedernholz finden, der in Sevilla ist, wie ich schon sagte. Dorthin wird auch der Marmorblock geschafft werden, welcher sich bei Don Ferdinand oder seinem Majordomus befindet.

Ich, Diego Mendez, ich sage, daß dieses, was hier auf dreizehn Blättern enthalten, ist mein Testament und letzter Wille, wie ich es diktirte und schreiben ließ und es mit meinem Namen unterzeichnete. Ich nehme zurück und annullire jedes andere Testament, das ich zu irgend einer Zeit und an irgend einem Ort gemacht haben könnte, und will, daß dieses allein gelte.

(Gegeben in der Stadt Valladolid, den 19. Juni des Jahres unseres Erlösers 1536.

Diego Mendez.

Und ich, der unterzeichnete Garcia de Vera, Schreiber und beidigter Notar, ich war gegenwärtig bei Allem, was hier gesagt wurde, und dessen Erwähnung geschehen auf Befehl von Sieur Bacalaurus Estrada in diesem Testament von sechs und zwanzig Blättern in Folio, wie es hier erscheint. Ich ließ es schreiben, wie es hier

vor mir offen daliegt, und habe das Original in meiner Bewahrung, und habe hier zum Zeichen der Richtigkeit mein Siegel beigesezt.

(Ist unterzeichnet:)

Garcia de Vera.

Das Vorstehende ist wörtlich conform den Clauseln, welche von der von obgenanntem Notar Garcia de Vera (signado y firmado) unterzeichneten Acte copirt ist und welches sich im Original in den Archiven Seiner Excellenz des Admirals und Herzogs von Veragua befindet, wo ich es copirte.

Tomás Gonzalez.

Nota: Die andern Clauseln dieses Testaments von Diego Mendez beziehen sich auf Verordnungen über sein Begräbniß, seine Schulden, sein Soll und Haben, sowohl in Spanien als auf der Insel Española, und rein persönliche Angelegenheiten seiner Familie, die keinerlei Bezug haben weder auf Columbus noch seine Reisen und Entdeckungen. Darum sind sie hier übergangen.

(Ende der vierten Reise.)

Briefe und Berichte aus der neuentdeckten Welt schließen mit diesem Fragment von dem Testamente von Don Diego Mendez; wer aber Christof Columbus begleitet hat bei seinen Reisen und Gefahren, wird gerne noch einen Blick thun in die letzten Jahre des reise- und lebensmüden Mannes. Einen solchen gewähren uns fünfzehn Briefe, welche, von seiner eigenen Hand geschrieben, sich in den Archiven seines Nachkommen, des Herzogs von Veragua, fanden, in fast unleserlicher, verblaster, aber sorgfältig entzifferter Schrift, aus denen hier noch mitgetheilt werden möge, was der Nachwelt von Werth sein kann.

Die letzten sechzehn Briefe des Admirals Christof Columbus.

I.

Dem ehrwürdigen sehr frommen Pater, dem Bruder
Don Gaspard, in San Lucar.
(Karthäusermönch de las Guevas de Sevilla.)

Ehrwürdiger und sehr frommer Pater!

Wenn der Wunsch, jetzt schon Nachricht von Euch zu haben, ehe ich die Reise antrete, mich quält, was wird es sein, wenn ich dort sein werde? Es wird mir ein großer Kummer sein. Die Angelegenheiten meiner Expedition haben mich dermaßen niedergedrückt, daß ich alles Andere bei Seite ließ, um es später mit mehr Muße thun zu können. Signor Abelantade ist schon mit den Schiffen abgereist, die in Puebla Viega am Kiel ausgebeffert werden sollen. Ich für mich werde im Namen der heiligen Dreieinigkeit am Mittwoch Morgen des 11. Mai 1502 abreisen. Ihr, ehrwürdiger Pater, werdet Diego auf seiner Rückreise sprechen und ihm das Memorandum wohl einprägen, das ich ihm hinterlasse, und von dem ich wünschte, daß Ihr eine Abschrift behaltet. Ich lasse meinen kleinen Koffer abholen, dessen ich bedarf.

Ich werde den Brief mit eigener Hand schreiben. Don Diego wird ihn Euch mit meinen Empfehlungen selbst bringen. Ich empfehle mich den frommen Mönchen und besonders dem frommen Prior, welchem ich ganz ergeben bin und dem ich gerne dienen möchte.
(Geschrieben den 4. April.)

Bereit zu Allem, was Ihr mir befehlen könnet.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

(Es ist nicht gewiß, was Columbus mit dieser Art zu unterschreiben sagen wollte, — die beiden ersten Linien bleiben unverständlich. X. M. Y. bedeutet wohl: Jesus, Maria und Josef, und die vierte eine Anspielung auf den Namen Christobal (der den Christ trägt).

II.

(Gleiche Ueberschrift wie die vorige.)

Ehrwürdiger, sehr frommer Pater!

Der Südwind hat mich in Cadix zurückgehalten; die Mauren belagerten Arcila, welcher Stadt ich gerade durch diesen Wind beistehen konnte. Dann kam ich in den Hafen. Darauf gab mir Gott so gutes Wetter, daß ich in vier Tagen hieher gelangte. (Auf die große Canarieninsel.) Jetzt beginne ich die Reise im Namen der heiligen Dreieinigkeit und erhoffe davon den Sieg. Ich bitte Euer Ehrwürden, häufig an Don Diego zu schreiben und die Angelegenheiten mit Rom Messer Franz von Niveral in's Gedächtniß zu rufen. Ich bin zu sehr beeilt, um ihm zu schreiben. Ich empfehle mich dem Pater Prior und allen frommen Brüdern. Wir befinden uns, Gott sei Dank, Alle wohl.

(Große Canarieninsel.)

Bereit zu Allem, was Ihr wünschet:

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

III.

(Gleiche Ueberschrift wie die erste.)

Ehrwürdiger, sehr frommer Pater!

Wenn meine Reise der Ruhe meines Hauses und meiner Gesundheit so zuträglich würde, als sie es für die Größe und Ausdehnung der königlichen Macht Spaniens zu werden verspricht, so müßte ich Hunderte von Jubiläen erleben. Die Zeit erlaubt mir nicht, weiter zu schreiben. Ich hoffe, daß derjenige, der Euch diesen Brief bringt, Jemand von meinem Hause sein wird, der Euch mit wenig Worten mehr sagen kann, als ich Euch mit tausend Briefen schreiben kann. Don Diego wird gleicherweise dem Gesagten hinzufügen. Ich bitte

den Vater Prior und alle Mönche, sich meiner in ihren Gebeten zu erinnern.

(Geschrieben auf der Insel Janahica (Jamaika), d. 7. Juli 1503.

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

IV.

(Gleiche Ueberschrift wie die erste.)

Ehrwürdiger und sehr frommer Vater!

Diego Mendez ist vom Hofe angekommen. Der Herr Abelantate und Don Ferdinand sind nicht angekommen. Ich werde sie Euch mit Nachrichten über Alles, was vorgefallen, zuschicken. Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr ich wünschte, Euch zu sehen, und Euch gewisse Dinge mitzutheilen, welche dem Papier nicht anvertraut werden können. Ich möchte die Papiere sehen, die Ihr habt, und möchte gerne eine Schachtel von Korkholz mit Wachs ausgegossen, um meine Rechtsbriefe darin zu verwahren. Ich bitte Euch, mir das Alles zu schicken, entweder durch Donato, den achtungswerthen Mann, wenn er hieher kommen darf, oder durch Andrea, den Bruder von Juan Antonio, den Ueberbringer dieses. Meine Krankheit bessert sich täglich, Gott sei Dank!

Ich empfehle mich dem Vater Prior und allen Frommen.

(Geschrieben heute Samstag, den 4. Januar [1505 nach Fernando Colombo]).

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

V.

Meinem geliebten Sohn Don Diego Colomb.

Geliebter Sohn!

Ich habe deinen Brief durch den Courier erhalten. Du hast wohlgethan, da drunten zu bleiben, um dich endlich mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen und sie ein wenig zu ordnen. Der Herr Bischof von Palencia hat mich immer begünstigt und meine Ehre gewünscht, seit ich in Castilien bin; jetzt muß man ihn bitten, daß er auf Mittel denke, daß das Unrecht gut gemacht werde, das

man mir gethan, und zu erlangen, daß Ihre Hohheiten die Verwirklichung der Verträge und Gnadenbriefe, die sie mir gewährt haben, ausführen und mich für so viel Unbill entschädigen. Es ist sicher, daß, wenn Ihre Hohheiten auf meine Vorschläge eingehen, Ihr Reichthum und Ehre unglaublich wachsen wird. Man darf ja nicht glauben, es handle sich um 40,000 Pesos Gold (Peso=Piaster) außer der Repräsentation, denn man hätte eine viel größere Menge haben können, wenn Satan sich nicht widersezt hätte, indem er meinen Absichten so viel Hindernisse in den Weg legte, weil — als ich mich aus Indien zurückgezogen hatte, ich in der Lage gewesen wäre, eine unvergleichlich höhere Summe als 40,000 Pesos zu geben.

Ich beschwöre es, aber das sage ich nur dir, daß, den mir von den Hohheiten eingeräumten Rechten gemäß, der jährliche Verlust für mich 10 Millionen beträgt, die ich nie mehr erlangen kann; berechne darnach, was der Theil wäre oder ist, der auf Ihrer Hohheiten Antheil käme, und sie haben dafür kein Gefühl. Ich schreibe an den Herrn Bischof und bin beflissen, hinüber zu reisen. Meine Abreise und alles Uebrige steht ganz in der Hand Gottes, dessen Barmherzigkeit kein Ende hat.

Sci. Augustin sagt, was geschieht und was geschehen soll, ist schon vor der Schöpfung der Welt beschlossen. Ich schreibe gleicher Weise an die andern Personen, von denen im Briefe von Don Diego Mendez die Rede ist.

Empfehle mich dem Herrn Bischof und theile ihm meine Reise mit. Sage ihm, daß ich sie nur mit großer Furcht unternehme, weil die Kälte meine Krankheit so sehr vermehrt, daß ich fürchte, auf dem Wege zu erliegen.

Mit viel Freude habe ich deinen Bericht gelesen und Alles, was der König unser Herr gesagt hat, und wofür du seine königlichen Hände küssen wirst. Es ist ganz gewiß, daß ich Ihren Hohheiten mit eben so viel Eifer und Liebe gedient habe, als gälte es, das Paradies zu gewinnen; und wenn ich bei irgend etwas Fehler begangen, so war es, weil ich entweder nicht anders handeln konnte, oder aber, weil meine Kenntnisse oder meine Kraft mir nicht gestattet, mehr zu thun. Selbst Gott der Herr verlangt in solchem Fall nur den guten Willen.

Ich nahm zwei Brüder Namens Porras aus Spanien mit mir, auf Empfehlung des Herrn Schatzmeisters Morales; den Einen als Capitän, den Andern als Controleur. Keiner von Beiden hatte für sein Amt die nöthigen Kenntnisse und Talente, aber ich schloß die Augen aus Liebe für den, der sie mir empfohlen hatte. In Indien wurden sie immer eitler auf ihre Stellung; ich verzieh ihnen zuerst eine Menge kleiner Fehler, die ich keinem Verwandten hätte hingehen lassen, und die andere Strafe verdienten, als nur mündlichen Verweis, aber ihre Aufführung wurde derart, daß, selbst wenn

ich gewollt hätte, ich nicht anders handeln durfte, als ich handelte. Die gerichtliche Untersuchung wird darlegen, ob ich lüge. Sie lehnten sich auf der Insel Jahanica (Jamaika) gegen mich auf, was mich so sehr überraschte, als wenn die Sonnenstrahlen Dunkelheit hervorbrächten. Ich war dem Tod nahe und fünf Monate lang quälten sie mich ohne alle Ursache ganz grausam.

Ich schicke dir mit Gegenwärtigem eine Schrift, die sie mir, wie ich eidlich beschwören kann, vorlegten. Sie gibt dir weitere Einzelheiten über diese Angelegenheit; sie kommt mit dem Schreiber durch ein anderes Schiff, das ich von Tag zu Tag erwarte.

Der Gouverneur von San Domingo bemächtigte sich dieses Gefangenen; wahrscheinlich nöthigte ihn seine Höflichkeit so zu handeln. Ich hatte in meinen Instruktionen einen Abschnitt, in welchem Ihre Hohheiten befehlen, daß Jedermann mir gehorchen müsse, und daß ich über Alle, die mit mir seien, Justiz zu üben habe, aber dessen trug er nicht Rechnung und gab vor, das sei in den Grenzen seiner Regierung unanwendbar; so schickte er den Gefangenen den Herren, welche hier mit der Direktion der indischen Angelegenheiten betraut sind, und zwar ohne Anklageschrift, noch Protokoll, noch sonst ein Schreiben. Diese nahmen ihn gar nicht an, und so blieben die Schuldigen frei.

Ich kann mich nicht wundern, daß der König nicht straft, denn die Glenden hatten die Stirne, an seinen Hof zu kommen. Hat man je solche Frechheit, solch abscheulichen Verrath gesehen? Ich schrieb an Ihre Hohheiten darüber einen Brief und bemerkte, daß es gar nicht möglich sei, daß sie eine solche Beleidigung hingehen lassen. Ich schrieb zugleich an den Herrn Schatzmeister, um ihn zu ersuchen, nichts in der Sache zu entscheiden, ehe er mich gehört habe. Es wird aber jetzt gut sein, ihn auf's Neue daran zu erinnern; ich begreife nicht, wie sie sich nach solch einem Benehmen vor ihm sehen lassen können. Ich schreibe ihm jetzt wieder und schicke ihm, wie auch dir die Abschrift des Eides. Ebenso thue ich gegen den Doktor Angulo und den Vicentianen Zapata. Empfehle mich ihrem Wohlwollen und sage ihnen, ich werde in Kurzem an den Hof abreisen.

Einen Brief und Befehl von Ihren Hohheiten zu empfangen, wäre mir eine große Freude. Suche Alles in's Geleise zu bringen. Empfehle mich dem Herrn Bischof und Juan Lopez und erinnere sie an meine Krankheit und die mir schuldige Belohnung meiner Dienste.

Lese die Briefe, die hier beigelegt sind, damit du dich nach dem richten kannst, was sie enthalten.

Ich danke Diego Mendez für seinen Brief; ich schreibe ihm nicht, weil er Alles durch dich erfahren kann, und wegen der Schmerzen, die ich leide.

Es wäre zu wünschen, daß Carbajal und Geronimo sich am Hofe befänden; sie sprächen bei diesen Herren und dem Sekretär zu unsern Gunsten.

(Geschrieben in Sevilla, den 21. November (wahrscheinlich 1504.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

VI.

Ich habe von Neuem an Ihre Hohheiten geschrieben, um sie anzuflehen, sich der Bezahlung des Soldes der Leute anzunehmen, die mit mir gegangen sind, weil sie arm sind und es nun drei Jahre her ist, daß sie ihre Heimath verlassen haben. Die Nachrichten, die sie bringen, sind mehr als groß. Sie haben viel Mühsal ertragen und große Gefahren bestanden. Ich für mich wollte das Land nicht bestehlen, um die Eingeborenen nicht zu ärgern; zuerst muß das Land bevölkert sein, dann hat man alles Gold in der Hand ohne Gefahr und ohne Aergerniß. Spreche darüber mit dem Sekretär und dem Herrn Bischof, mit Juan Lopez und Allen, wo du es für nöthig findest.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

(Ueberschrift:)

Meinem sehr lieben Sohn Don Diego Colomb.

Am Hof.

VII.

Mein lieber Sohn!

Ich habe deine Briefe vom 15. d. M. erhalten. Seitdem schrieb ich dir durch den Courier vor acht Tagen und dann noch einige Male, und ich sandte dir die Briefe offen, damit du sie lesest und sie, wenn du sie gelesen, gestiegelt abschickest. Obgleich meine Krankheit mich sehr plagt, höre ich nicht auf, Reisevorbereitungen zu

treffen. Ich wünschte auf's Lebhafteste, Antwort von Ihren Hohheiten zu bekommen, welche zu erlangen, du dich anheischig machtest, damit für die Bezahlung der armen Leute gesorgt werde, welche unglaubliche Strapazen durchgemacht und so wichtige Kunde gebracht haben, wofür Ihre Hohheiten Gott unserem Herrn unendlichen Dank darbringen und sich sehr befriedigt glauben sollten. Wenn ich lüge, sollten der Paralipomènes und das Buch der Könige und das Antiquitativus von Iosesus und viele andere Bücher sagen, was ihre Verfasser darüber sagen.

Ich hoffe, Gott helfe mir, daß ich nächste Woche abreisen könne, du sollst aber deshalb nicht weniger oft schreiben; von Carbajal und Geronimo habe ich nichts gehört; sind sie am Hof, sage ihnen meine Empfehlung, der Zeit nach sollten sie dort sein, wenn nicht Krankheit sie zurückhält. Auch Diego Mendez sage meine Empfehlungen; ich hoffe, seine Wahrheitsliebe und sein Eifer werden nicht minder mächtig sein, als die Lügen der Borras.

Der Ueberbringer dieses ist Martin de Gamboa. Ich schreibe durch ihn an Juan Lopez und sende ihm einen Beglaubigungsbrief. Durchsehe denselben und gieb ihn ihm dann zurück. Schreibst du mir, so übergieb die Briefe Luiz de Soria, damit er sie mir an den Ort schicke, wo ich bin, weil, wenn ich in der Sänfte reise, ich wahrscheinlich den Weg über La Plata nehme. Gott nehme dich in seine heilige Obhut. Dein Onkel war und ist noch sehr leidend am Zahnfleisch und an den Zähnen.

(Geschrieben in Sevilla, den 28. November.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

(Ueberschrift:)

Meinem theuren, vielgeliebten Sohne Don Diego Colomb.

VIII.

Mein lieber Sohn!

Seit ich deinen Brief vom 15. November bekam, erhielt ich keine Nachricht mehr von dir, obgleich ich so sehr wünsche, daß du mir oft schreibest. Ich möchte jede Stunde des Tages Briefe von dir sehen, zumal ich sonst gar keine Freude habe. Jeden Tag kommen mehrere Couriere hier an, und die Nachrichten, die sie bringen, sind

so außerordentlich, daß die Haare meines Hauptes sich aufrichten, wenn ich Dinge höre, die meinen Wünschen so ganz entgegen sind. Möge es der heiligen Dreieinigkeit gefallen, die Gesundheit der Königin zu stärken, damit durch sie Alles befestigt werde, was begonnen ist.

Ich schickte dir Donnerstag vor acht Tagen einen Courier, der muß bereits auf dem Rückweg sein. Ich schrieb dir durch ihn, meine Abreise sei nun gewiß, aber die Hoffnung meiner Ankunft bei dir wurde ganz zu nichte, denn meine Krankheit ist so heftig und die Kälte vermehrt sie so sehr, daß ich unfehlbar in irgend einer Herberge unterwegs liegen geblieben wäre. Die Sänfte und Alles war bereit, aber das Wetter so schlecht, daß Jedermann der Ansicht war, es sei besser, mich zu pflegen und mich mit meiner Gesundheit zu beschäftigen, als mein Leben so leichtsinnig auf das Spiel zu setzen.

In den Briefen sagte ich dir, was ich heute wiederhole, daß du unter den bestehenden Verhältnissen sehr wohl gethan hast am Hofe zu bleiben, denn man mußte endlich beginnen, sich mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen, die gesunde Vernunft unterstützt hier die Ansicht.

Ich glaube, es geziemt sich, von dem Kapitel der Depesche, in welcher Ihre Hohheiten mich versichern, daß Sie Alles halten werden, was sie versprochen haben, und mich in den Besitz von Allem setzen werden, eine schön geschriebene Copie machen zu lassen. Du wirst Ihren Hohheiten einen Auszug davon geben, mit einer andern kleinen Schrift, die von meiner Krankheit und der Unmöglichkeit spricht, die königlichen Hände und Füße zu küssen, und ebenso, daß man Indien in dieser Weise verliert und daß es dort allerorten brennt; ferner, daß ich nichts erhalten habe und nichts von allen meinen dortigen Nebenüen erhalte, daß Niemand im Lande wagt zu meinen Gunsten zu sprechen, und daß ich von Darlehen lebe.

Das wenige Geld, das ich hier noch vorfand, verwandte ich dazu, die Leute zu bezahlen, die mit mir zurückgekommen sind, denn es war mir Gewissenssache, sie nicht in Armuth zu verlassen. Du wirst alles das dem Bischof von Palencia mittheilen und ihm sagen, welch großes Vertrauen ich in seine Güte setze; das Gleiche sage dem Kammerherrn. Ich hätte gedacht, Caravajal und Geronimo seien schon am Hof. Unser Gott ist es, der alle Dinge lenkt und thun wird, wie es am Besten ist.

Caravajal kam gestern hier an; ich wollte ihn alsbald mit dem gleichen Auftrag abschicken; er entschuldigte sich sehr und sagte, seine Frau sei am Sterben. Ich will sehen, daß er dorthin gehe, weil er die Sache wohl kennt. Ich werde auch dafür sorgen, daß dein Bruder und dein Onkel die Hände Ihrer Hohheiten küssen, und Ihnen von der Reise Rechenschaft ablegen, wenn meine Briefe nicht

ausreichen. Schließe dich an deinen Bruder an, er hat ein gutes Herz und besitzt schon die Eigenschaften des reifen Mannes; zehn Brüder wären nicht zu viel für dich; in guten wie in schlimmen Tagen habe ich keine bessern Freunde gefunden als meine Brüder.

Man muß dahin wirken, die Regierung von Indien und die Einziehung der Revenuen zu erlangen. Ich habe dir ein Memorandum hinterlassen des Inhalts, was mir von denselben gebührt. Was man Caravajal gegeben hat, ist Nichts und wurde zu Nichts. . . Ich hatte es gleich gesagt, daß die Erhebung des Achtels gleich Null sein werde.

Das Achtel und das Uebrige gehört mein, Ihre Hohheiten haben es mir zugewiesen, wie es klar festgesetzt ist im Buch über meine Privilegien, die ich dir hinterließ, ebenso das Dritttheil und den Zehnten, welcher Zehnten sich auf das Gold bezieht, das mir als Admiral gebührt. Die Gründe für mein Recht und die königliche Sanction desselben wurden von dem Tribunal von Sevilla bestätigt, das mit den indischen Angelegenheiten betraut ist.

Sorge, daß ich von Ihren Hohheiten Antwort bekomme auf meinen Brief und einen Befehl für die Bezahlung der Leute. Vor vier Tagen schrieb ich ihnen auf's Neue durch Martin von Gamboa; du wirfst den Brief von Juan Lopez mit dem deinigen ver gleichen.

Ich höre, man schicke sich an, drei oder vier Bischöfe für Indien zu ernennen und sei diese Arbeit dem Bischof von Valencia übertragen worden. Sage ihm, nachdem du mich seinem Wohlwollen empfohlen hast, es wäre für den Dienst Ihrer Hohheiten wichtig, daß ich ihn spreche, ehe er darüber entscheidet.

Bringe Diego Mendez meine Empfehlungen und lasse ihn Gegenwärtiges lesen. Meine Krankheit gestattet mir nur, bei Nacht zu schreiben, weil ich bei Tag keine Kraft in den Händen habe.

Ich glaube, dieser Brief wird dir durch einen der Söhne von Francesco Pinelo überbracht werden; empfangе ihn möglichst gut, weil er Alles mit höchstem Eifer und bestem Willen für mich thut, was in seinen Kräften steht. Die Caravelle, deren Mast bei der Abreise von San Domingo brach, ist in Algarve angekommen; sie bringt die Anklageschriften gegen die Porra's. Nie hat man so schmutzige Dinge, so brutale Grausamkeit gesehen. Wenn diese nicht von Ihren Hohheiten gestraft werden, weiß ich nicht, welcher ehrliche Mann in ihren Dienst draußen wird treten wollen.

Heute ist Montag. Ich werde mir Mühe geben, daß dein Onkel und dein Bruder morgen abreisen können. Vergiß nicht, mir oft zu schreiben, und daß Diego Mendez in die größten Einzelheiten eingehen möchte.

Es kommen jeden Tag der Woche viele Boten vom Hofe hier. Unser Gott nehme dich in seine heilige Obhut.
(Geschrieben in Sevilla, den 1. December.)

Dein Vater, der dich liebt, wie sich selbst.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

(Ueberschrift:)

Meinem geliebten Sohn Don Diego Colomb.

Am Hof.

IX.

Sehr lieber Sohn!

Ich schrieb dir vorgestern eingehend durch Francesco Pinelo und schicke dir hier ein ausführliches Memorandum. Ich bin sehr erstaunt, weder von dir noch von Andern Briefe zu bekommen. Wer mich kennt, theilt dieses Erstaunen. Wer hier ist, bekommt Briefe, und ich, dem sie am Nöthigsten wären, erhalte keine. Das versetzt mich in große Unruhe. Das Memorandum, das ich dir schicke, sagt genug, darum gehe ich nicht weiter darauf ein. Dein Bruder, dein Onkel und Carbajal gehen hinunter, von ihnen wirst du erfahren, an was es hier fehlt. Unser Gott habe dich in seiner heiligen Obhut.

(Geschrieben zu Sevilla, den 3. December.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

X.

Memorandum für dich, mein geliebter Sohn Don Diego, über das, was mir für den Augenblick nothwendig scheint.

Das Nothwendigste ist, Gott die Seele der Königin, unsrer Herrin, dringend und voll Andacht zu befehlen. Ihr Leben war immer katholisch und heilig und voll Eifer für Alles, was seinen heiligen Dienst betrifft; darum muß man glauben, daß sie zur ewigen Herrlichkeit einging und die übe, traurige Welt nicht vermissen wird

(aspero y fatigoso). Sodann muß man sich Alles und für Alles, was den Dienst des Königs unsres Herrn betrifft, mit allem Eifer angelegen sein lassen, damit er seinen Schmerz vergesse. Seine Hohheit ist das Haupt der Christenheit, und das Sprichwort sagt: „Wenn das Haupt leidet, leiden die Glieder mit. So sollen denn alle guten Christen für seine Gesundheit und Leben beten, und wir, die wir in seinem Dienste stehen, sind mehr als die Andern verpflichtet, das mit höchstem Eifer und Hingabe zu thun.

Dieser Grund veranlaßt mich, trotz der schrecklichen Leiden, die ich empfinde, dir zu schreiben, daß Seine Hohheit in Allem Fürsorge treffe, wie es für Ihren Dienst am heilsamsten ist. Ich schicke, damit das am Sichersten vollzogen wird, deinen Bruder, der, obwohl jung an Jahren, an Fähigkeit und Verstand ein reifer Mann ist, und schicke dir auch deinen Onkel und Carbajal, damit, wenn das, was ich schreibe, nicht ausreichte, Ihr Euch Alle vereiniget, um mündlich das zu erlangen, was für den Dienst Seiner Hohheit nöthig ist.

Meiner Ansicht nach ist nichts nothwendiger, als für das, was Indien betrifft, Fürsorge zu treffen und den Mißbräuchen zu steuern, die sich dort eingeschlichen haben. Seine Hohheit müssen dort mehr als vierzig- oder fünfzigtausend Peso's Gold haben; ich sah, als ich dort war, daß der Gouverneur keine Lust habe, sie zu schicken. Man glaubt auch, daß andere Personen andere hundertfünfzigtausend Peso's Gold in Händen haben; auch bleiben ja die Minen in aller Ausgiebigkeit.

Der Gouverneur ist von Jedermann verabscheut, die Individuen, die drüben sind, sind größtentheils gemeine, unwissende Leute, welche Alles aufs Spiel setzen und von denen jede Ausschweifung zu fürchten ist. Wenn das geschähe, was Gott verhüten wolle, so wäre es sehr schwer, zu helfen, sowie dem großen Unrecht zu steuern, dessen sie sich in Betreff des Goldes schuldig machen. Ich glaube, Seine Hohheit sollte so schnell als möglich dafür Sorge treffen, daß Jemand, der für Ordnung und Zucht Sinn hat, mit hundertfünfzig bis zweihundert braven Leuten hinginge und, ohne Verdacht zu erregen, Ordnung schafft, was in zwei bis drei Monaten geschehen könnte. Es müßten zwei Festungen erbaut werden.

Das Gold da drüben ist sehr gefährdet, weil es schwer ist, es mit wenig Leuten aufzubewahren. Es gibt ein Sprichwort, das sagt: „Des Herrn Auge macht die Pferde fett!“

Darin, wie überall, werde ich mit Freude Ihrer Hohheit dienen, bis meine Seele sich vom Leibe trennt.

Ich habe oben gesagt, Seine Hohheit sei das Haupt der Christenheit, und es ist nothwendig, daß Sie sich mit der Bekehrung Ihrer Länder beschäftige. In dieser Beziehung sagen die Leute, könne für ganz Indien keine gute Regierung geschaffen werden, so lange die

Sachen in diesem Zustand sind; sie gehen auf diese Art verloren und bringen die Einkünfte nicht, welche man mit Recht von ihnen erwarten kann.

Ich schrieb an Seine Hoheit, sobald ich hier angekommen war, einen sehr langen Brief, in welchem ich nicht nur weitläufig die Uebel auseinandersetze, die dort herrschen, sondern auch die Mittel, durch welche eine erfahrene vertrauenswürdige Person Hilfe schaffen kann, habe aber nie Antwort darauf bekommen.

Das Wetter hält einige Schiffe in St. Lucas zurück. — Ich sagte dem Herrn de la contratacion*), sie möchten die Sachen zurückbehalten, bis der König mündlich oder schriftlich in den Sachen verfügt habe. Es ist sehr nothwendig, darüber Entscheidung zu treffen, ich weiß wohl, was ich sage.

Unumgänglich nöthig ist, daß in allen Häfen Befehl gegeben werde für genaue Ueberwachung, damit Niemand ohne Erlaubniß nach Indien gehe. Ich habe schon gesagt, daß viel Gold in den ganz unbefestigten Strohhütten aufgehäuft ist, während das Land von Unzufriedenen wimmelt. Ich sagte, daß der Haß gegen die Regierung und die Straflosigkeit, deren sich die manipodios (Leuteschinder) und die Verräther erfreuten, ja welche man sogar begünstigte, viel Theil an dem Unheil haben. Wenn Seine Hoheit Maßregeln zu ergreifen wünscht, so thun sie es doch alsbald, damit Ihre Schiffe keinen Schaden leiden. Ich hörte sagen, man gehe damit um, daß drei Bischöfe auf die Insel Española geschickt werden. Wollte Seine Hoheit die Gnade haben, mich zu hören, ehe sie diese Angelegenheit erledigt, so würde ich ihr sagen, in welcher Weise Gott und Seine Hoheit wohl bedient und befriedigt werden können.

Ich will, was die Insel Hispania betrifft, lieber nicht weiter darauf eingehen.

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

XI.

Meinem geliebten Sohn Don Diego Colomb.

Am Hofe.

Mein lieber Sohn!

Heute sind es acht Tage, seit dein Onkel, dein Bruder und Carvajal zusammen von hier abgereist sind, um die Hände Seiner Hoh-

*) Ein damals in Sevilla bestehendes Gericht für die indischen Angelegenheiten.

heit zu küssen, Ihm Bericht über die Reise zu erstatten, und zugleich mit dir über das zu verhandeln, was nothwendig ist. Don Fernando nahm von hier 150 Ducaten mit, über welche er zu verfügen hat. Er wird einen Theil für sich verwenden und dir das Uebrige geben. Er hat auch einen Creditbrief für einige Kaufleute. Sieh wohl Acht, daß das Geld gespart werde, denn ich habe da drüben nur 4000 Castilianer gesammelt statt der elf- bis zwölftausend, wie Jedermann behauptete, daß ich haben müßte. Ich hatte darüber eine heftige Auseinandersetzung mit dem Gouverneur; er wollte über Dinge discutiren, die mich nichts angehen, und ich, voll Vertrauen in die Versprechungen Sr. Hohheit, daß sie mir Alles erstatten werde, ließ die Rechnungen bei Seite, bis ich sie Ihm selbst ablegen könne. Niemand wagt wegen seines Stolzes, ihn darum zu sprechen, obwohl man recht wohl weiß, daß ich Gold bei ihm liegen habe. Ich weiß ganz gewiß, daß er seit meiner Abreise mehr als 5000 Castilianer erhalten haben muß.

Man muß von Sr. Hohheit womöglich verlangen, daß Sie ihn mit guter Tinte (d. h. einen deutlichen Brief) schreibe, und ihm befehle, daß er alsbald und ungefümt durch einen von mir aufgestellten Procuristen das Geld und die Gesamtrechnung über das, was mir gebührt, absende, weil er sonst nichts herausgibt, weder an Michael Diaz noch an Velasquez, die gar nicht wagen, mit ihm darüber zu reden. Carvajal weiß ganz gut, wie es steht, zeige ihm den Brief. Die 150 Ducaten, welche Luiz de Soria dir schickte, als ich ankam, sind zu seiner Befriedigung berichtigt.

Ich schrieb dir durch Don Ferdinand und schickte dir ein Memorandum; heute, nachdem ich mehr darüber nachdachte, denke ich, weil Ihre Hohheiten im Augenblick Ihrer Abreise mir schriftlich und mündlich erklärten, sie werden mir Alles geben, auf was meine Privilegien mir ein Recht geben, sei es besser, du machest keinen Gebrauch von dem Memorandum, welches das Drittheil oder den Zehnten oder das Achttheil beansprucht, sondern beschränke dich darauf, den Brief vorzulegen, in welchem Ihre Hohheiten mir aufs Neue zusagen, was in dem Buch der Privilegien mir versprochen war.

Ich schicke dir hier einen Creditbrief für die gleichen Kaufleute. Ich habe dir bereits die Gründe angeführt, die uns zur möglichsten Beschränkung der Ausgaben nöthigen. Beweise deinem Onkel die Achtung, die du ihm schuldig bist und bezeuge dich gegen deinen Bruder, wie der Aeltere gegen den Jüngeren thun soll; du hast keinen Andern und Gott Lob dieser ist, wie du nur wünschen kannst; er ist mit glücklichen Anlagen geboren und bildet sie sorgfältig aus. Ehre Carvajal, Geronimo und Diego Mendez; empfehle mich ihnen; ich schreibe ihnen nicht, weil ich nichts besonderes zu sagen habe und der Ueberbringer beeilt ist. Man sprach viel davon, die Kö-

nigin habe im Sterben den Wunsch ausgesprochen, daß man mich wieder in den Besitz der indischen Regierung einsetze.

Wenn der Schreiber der Flotte ankommt, schicke ich dir die Anklageschrift und das Original der Papiere über die Porras. Ich habe von deinem Onkel und deinem Bruder keine Nachricht seit ihrer Abreise. Die Wasser sind so ausgetreten, daß die Stadt überschwemmt ist.

Wenn Agostino Italiano und Francesco de Grimaldi das Geld nicht geben wollten, dessen du bedarfst, so suche es bei Andern zu bekommen. Sobald ich deine Unterschrift sehe, werde ich augenblicklich bezahlen; hier ist im Augenblick Niemand, durch den ich Münzen schicken könnte.

(Geschrieben, Freitag, den 13. December 1504. . . .)

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

XII.

Beliebter Sohn!

Der Herr Adelantade, dein Bruder und Carbajal sind heute vor 16 Tagen abgereist und seitdem haben sie mir nicht geschrieben. Don Fernando nahm 150 Ducaten mit sich, von denen er verwenden sollte, was er für sich bedürfe; zugleich nahm er einen Creditbrief für Kaufleute mit, damit diese Geld geben. Seitdem schickte ich dir einen Andern von Messer Francesco de Ribarol unterzeichnet. . . .

Ich habe dir schon gesagt, wie nöthig es ist, zu sparen, bis Seine Hohheit uns Gerechtigkeit erzeigt und uns in unsere Rechte einsetzt. Ich habe dir auch gesagt, daß ich 200 Castilianer ausgab, um die Leute nach Castilien zurückzubringen, und diese ist Seine Hohheit mir größtenteils schuldig; ich habe darüber an Ihn geschrieben, daß Er gnädigst mir diese Schuld bezahle.

Ich möchte hier womöglich jeden Tag Briefe erhalten. Ich beklage mich über Diego Mendez und Geronimo und Alle, die an den Hof kommen und mir doch nicht schreiben. Man muß Schritte thun, um zu erfahren, ob die in Gott ruhende Königin meiner nicht in ihrem Testament erwähnte, und in den Bischof von Palencia drängen, der Ursache war, daß ich wieder in Spanien blieb, als ich schon im Begriff war, dieses Land zu verlassen; das Gleiche gilt von dem Kammerherrn Sr. Hohheit.

Ich habe über meine Reise einen Brief an den Heiligen Vater geschrieben, weil er sich beklagte, daß ich ihm nicht schreibe. Ich sende dir eine Copie des Briefes. Ich wünsche, daß der König, unser Herr, und der Bischof von Palencia ihn sehen, ehe er abgeht, um falsche Unterstellungen zu vermeiden.

Camacho hat mir tausenderlei Unrecht angedichtet; ich wollte ihn gefangen nehmen lassen; zu meinem großen Bedauern ist er in der Kirche. Er sagt, nach dem Fest wolle er an den Hof gehen. Wenn ich ihm etwas schuldig bin, beweise er es, — ich schwöre, daß ich nichts davon weiß und daß es nicht wahr ist. Wenn man mir die Gnade erzeigen würde und erlaubte, daß ich auf einem Maulesel reisen dürfte, würde ich mich mit der Reise beschäftigen, sobald der Monat Januar, und werde es thun, auch wenn ich sie nicht erhalte, damit Indien nicht verloren gehe, wie es gegenwärtig zu drohen scheint.

(Geschrieben, heute, den 21. Dec.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

S.

S. A. S.

X. M. Y.

XPO. FERENS.

XIII.

Ich gab deinem Oheim und deinem Bruder vor 23 Tagen einen Brief an den Herrn Bischof von Palencia mit; leset ihn, bevor Ihr ihn abgabet, damit, wenn es nöthig ist, sich Leute mit einer Bittschrift an Seine Hoheit wenden, die Ihr ihnen aufsetzen sollt; hilf ihnen mit Allem, was in deiner Macht steht, weil das gerecht und ein Werk der Barmherzigkeit ist, denn Niemand hat wie sie mit so viel Leiden und Gefahren Geld erworben, und Niemand so große Dienste erzeigt als sie.

Camacho und Meister Bernal sagen, sie wollen auch an den Hof gehen; an diesen beiden Kreaturen hat Gott wenig Wunder erzeigt; wenn sie an den Hof gehen, werden sie mehr Uebel anrichten als Gutes, doch wird es ihnen wenig nützen, weil die Wahrheit immer siegt, wie es auf der Insel Española gegangen ist, wo das falsche Zeugniß der Rebellen noch heute auf Erfolg wartet. Man sagt, Meister Bernal sei der erste Urheber der Rebellion gewesen.

*) Am 3. Februar 1506 erhielt er diese Erlaubniß; es stand damals nur fürstlichen Personen zu, auf Mauleseln zu reisen.

Er wurde ergriffen und vieler Dinge beschuldigt, von denen er für jedes Einzelne verdient hätte, gebiertheilt zu werden. Auf die Bitten deines Onkels und vieler anderer Leute vergab ich ihm, unter der Bedingung, daß, sofern er je wieder das Geringste gegen mich sage, der Pardon zurückgenommen und er verurtheilt sei. Ich lege dir mit Gegenwärtigen diese Erklärung bei. Ich werde dir auch die Anklageschrift gegen Camacho schicken; seit mehr als acht Tagen verläßt er die Kirche nicht, weil seine böse Zunge soviel böses Blut gemacht hat.

(Den 29. December.)

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

XIV.

Diego Mendez wird in drei bis vier Tagen mit dem Befehl der Ausbezahlung abreisen und die eingehenden Nachrichten über Alles bringen. Wir haben hier eine schreckliche Kälte, die mich eigenthümlich erschöpft. Diego Mendez wird mit voller Tasche zu dir kommen. Die Schiffe aus Indien sind nach Lissabon gekommen; sie haben viel Gold mitgebracht, aber nichts für mich. Hat man je ein solches Schelmenstück gesehen, daß 60,000 Besos's Gold, die mir gehörten, verschwunden sein sollen? Seine Hoheit sollte eine solche Angelegenheit nicht liegen lassen, wie sie thut. Sie schickte heute neue Instruktionen für den Gouverneur, — welcher Art, weiß ich nicht.

Gieb sorgsam Acht auf jede Ausgabe, das ist Sache der Nothwendigkeit.

(Den 18. Januar.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

S.
S. A. S.
X. M. Y.
XPO. FERENS.

XV.

Beliebter Sohn!

Diego Mendez reiste Montag den 3. von hier ab; seit seiner Abreise habe ich mit Amerigo Vesputchi*), dem Ueberbringer dieses, gesprochen; er ist in Angelegenheiten des Seewesens an den Hof berufen. — Er hatte stets den Wunsch, sich mir angenehm zu erzeigen; er ist ein sehr rechtlicher Mann, Fortuna war ihm, wie vielen Andern feindlich gesinnt; seine Arbeiten haben ihm nicht so viel genützt, als er gehofft hatte. Er geht voll der besten Gefinnungen für mich und voll des lebhaftesten Wunsches, etwas für mich thun zu können, wenn es irgend möglich sei. Da ich nicht weiß, was man am Hofe von ihm will, kann ich ihm auch keine besondern Aufträge mitgeben. Er geht voll des Entschlusses, Alles für mich zu thun, was von ihm abhängt. Sieh zu, mit was er mir dienen kann, denn er wird dafür Alles in's Wert setzen. Aber, daß doch Alles heimlich geschieht, damit kein Verdacht gegen ihn entsteht. Soweit es meine Angelegenheit betrifft, habe ich ihm Alles ausführlich gesagt, auch wie ich belohnt worden bin. — Dieser Brief ist auch für den Abellantade, damit er sehe, womit Vesputchi mir nützlich sein kann, und ihn unterrichte. Seine Hohheit möge versichern sein, daß Ihre Schiffe in den besten, reichsten Theil Indiens gekommen sind. Wenn noch irgend etwas zu wissen übrig bleibt, außer dem, was ich schon gesagt habe, so werde ich es mündlich sagen, weil es ganz unmöglich ist, dies schriftlich zu thun. Gott nehme dich in seine heilige Obhut.

(Geschrieben in Sevilla, den 5. Februar.)

Dein Vater, der dich mehr liebt als sich selbst.

XPO. FERENS.

X. M. Y. — S. A. S. — 8

XVI.

Folgender Brief ist der Einzige, der nicht von Columbus eigener Hand geschrieben ist, nur die Ueberschrift und Unterschrift ist in sehr kleiner Schrift von ihm selbst.

Beliebter Sohn!

Der Licentiat von Goa ist eine Persönlichkeit, welcher ich meine Achtung zu bezeugen wünschte. Er ist mit der Vertheidigung zweier Männer beauftragt, welche die Gerechtigkeit verfolgt, wie aus den hier beigelegten Papieren hervorgeht. Sorge dafür, daß Diego

*) Amerigo Vesputchi war ein Florentiner, der von Lissabon nach Spanien kam, um dort Dienste zu nehmen, und sich in Sevilla niederließ. Der Handel war ihm entleidet, so widmete er sich dem Studium der Kosmographie und der Schifffahrt, und die Leidenschaft, welche ihn für diese Wissenschaften besetzte, entflammte sich durch seine Verbindung mit Columbus.

Mendez ihr Memorandum den Papieren beifügt, welche man in der heiligen Woche Seiner Hoheit vorlegt, um Vergnabigung zu erlangen. Besorgt er es, so ist es gut, wo nicht, so Sorge, daß es auf andere Weise geschehe.

(Geschrieben in Sevilla, den 25. Februar 1505.)

Ich habe dir durch Amerigo Vespucci geschrieben. Laß dir den Brief geben, wenn du ihn nicht schon erhalten hast.

à la que (Womit)

dein Vater

XPO. FERENS.

(Der zitternden Hand und dem Datum nach ist zu schließen, daß dies die letzten Worte waren, welche die einst so gewaltige Hand schrieb.)

Nachtrag.

Von den Ehren und Vollmachten,
welche Columbus zu Theil geworden. S. 14.

„In dem ersten Artikel der Verträge, welchen die katholischen Könige am 17. April 1492 in der Stadt Santa Fé mit Christof Columbus abschlossen, versprachen sie, ihn zum Admiral des Festlandes und aller Inseln zu machen, welche er entdecken werde, und nicht nur er, so lange er lebe, sondern auch seine Erben sollten alle Vorrechte und Vortheile genießen, welche die Admirale von Castilien in dieser Stellung zu genießen hatten.

In Folge dieser Uebereinkunft ertheilten sie ihm am 30. jenes Monats April den Titel eines Admirals, und einige Jahre später ließen sie ihm die gerichtlich bestätigten Copien von den Gnaden-erlassen (cartas de merced) zukommen, welche Don Alfons Henriquez erhalten hatte, als er Großadmiral von Castilien gewesen. Das, was Don Alfons Henriquez im Jahre 1405 an Gnaden, Ehren und Vorrechten, Freiheiten, Rechten und Einkommen damals verheißen war, sollte auch Columbus als Admiral von Indien zukommen.

Die Documente, welche in Folge dieses Befehls Columbus durch Franz von Soria zugestellt wurden, enthalten denn nur die Abschriften der Rechte, welche der König Heinrich III. von Castilien am 4. April 1405 Don Alfons Henriquez als Großadmiral des Meeres ertheilte, und die Bestätigungsbriefe, welche König Johann III. am 17. August 1416 und am 6. Juni 1419 erlassen hatte.

Um die Wichtigkeit der Gnaden, welche Columbus gewährt wurden, und seine Würde als Admiral besser in das Licht zu stellen, hat Don Navarette im Anhang seines Buches einige der Castilien betreffenden Diplome und Documente beigefügt, welche, weil sie nie veröffentlicht wurden, und nur wenig gekannt sind, zugleich Licht auf

die Geschichte des castilianischen Königshauses und Seewesens verbreiten können.

Einiges davon fügen denn auch wir dem Anhang der deutschen Uebersetzung bei :

„Von den Vorrechten und Pflichten, welche mit der Würde des Großadmirals (Admirantazgo-major) von Spanien vereint sind.“ Nach den von Don Navarrete aufgefundenen Documenten.

Nr. I.

Copie der auf Befehl der katholischen Könige Don Christof Columbus eingehändigten Gnadenbriefe, Privilegien und Bestätigungen, welche der Admiralität von Indien ganz in der Weise zu Eigen sein sollten, wie den Großadmiralen von Castilien unter den Ahnherren der Königin Isabella.

(Das Original liegt in den Archiven Seiner Excellenz des Admirals Herzogs von Veragua und in den Hauptarchiven für Indien zu Sevilla, unter den Papieren, welche dorthin aus den Archiven von Simancas gebracht wurden.)

1497, 23. April.

Der König und die Königin.

Franz von Soria, Lieutenant unseres Großadmirals von Castilien, befehlen Wir, Unserem Admiral des Oceans, Don Christof Columbus, eine in authentischer Form ausgefertigte Copie aller Gnadenbriefe, Privilegien und Bestätigungen zu geben und geben zu lassen, mit welchen der Großadmiral von Castilien in Kraft seines Dienstes belehnt ward und durch welche er und Andere die Rechte und Nutzungen dieser Stellung zu genießen hatten, welche Wir nun besagtem Don Christof Columbus als Großadmiral von Indien zuweisen.

Thut und vollführet das, sobald Ihr gegenwärtigen Brief erhalten habt, ohne den geringsten Widerstand oder Verzögerung. Und wenn Ihr es nicht thun oder vollführen würdet, beauftragen Wir unsern Corregidor und andere Gerichtspersonen der Stadt Sevilla, daß sie Euch zwingen, das zu thun und zu vollführen, ohne irgend etwas daran zu unterlassen.

(Gegeben in der Stadt Burgos, am drei und zwanzigsten April tausend vierhundert siebenundneunzig.

Ich der König. Ich die Königin.

Auf Befehl des Königs und der Königin:

Hernando Alvarez.

Das ist abgeschrieben von einem Aktenstück, geschrieben auf Papier, unterzeichnet und zusammengestellt von einem Schreiber und einem öffentlichen Notarius wie folgt:

1435, 5. Juli.

In der Stadt Valladolid, wo am Dienstag, den 5. Juli 1435 nach Christi Geburt, der Hof und die Kanzlei unseres Königes sich aufhielt, erschien vor den Herren Auditoren des besagten Herrn und Königes, welche in dem Palast und Haus des Herrn D. Gutierrez de Toledo, Bischofs von Palencia, wo immer Sitzungen und öffentliche Audienzen stattfinden, vor uns Juan Martinez von Leon und Pedro Garcia von Madrigal *rc.*, Gonzalo Fernandez von Medina, Prokurator am besagten Hof des besagten Königes, im Namen und mit der Autorisation des Herrn Admirals Don Fraderique, dessen Prokurator er sich nennt, und als welchen er sich den Herren Auditoren vorstellt, und bittet, daß durch uns und vor uns unterzeichneten Schreibern ein privilegirter Brief besagten Herrn und Königes vorgelesen werde, der auf Pergament von Leder geschrieben, mit seinem Namen unterzeichnet und mit seinem Siegel in Blei, das an seidenen Fäden hängt, besiegelt ist und folgenden Inhalt enthält:

1496, 17. August.

Don Juan, durch Gottes Gnade König von Castilien, von Leon, von Toledo, von Galizien, von Sevilla, von Cordova, von Murcia, von Jaen, von Algarve, von Algeciras und Herr von Biscaya und von Molina. An alle Prälaten, Ordensmeister, Herzoge, Grafen, Edelleute, Rathsherren *rc.*, an die Capitäne des Meeres, an die Rheder meiner Flotte, und die Patrone meiner Galeeren, an alle Seelente, welche auf dem Meere und den Flüssen fahren, an alle Personen, welchen Standes sie sein mögen, und welche in irgend einer Weise etwas von dem angeht, was dieser von Mir ausgefertigte Privilegienbrief enthält, und dem er vorgezeigt wird, auch wenn es eine Copie ist. — Jedem von Euch Gruß und Gnade zuvor: Wisset, daß Ich den Privilegienbrief gesehen und mit Meinem, an seidenen Fäden hängenden, bleiernen Siegel versiegelt, Meinem Oheim und Großadmiral des Meeres verliehen habe, auf ledernem Pergament geschrieben, dessen Inhalt ist, wie folgt:

Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, welche drei Personen und ein ewig wahrer Gott sind, welcher in Ewigkeit regiert, und der allerseiligsten, gebenedeiten Jungfrau, seiner Mutter, welche Ich bei allem Meinem Thun als Meine Schutzheilige und Fürsprecherin anrufe, und zu Ehren und im Dienst des allerseiligsten, heiligsten, heiligen Apostels Jakobus, dem Licht und Spiegel aller Könige von Castilien, Meiner Vorfahren, wie Meiner selbst, und aller Heiligen und Heiligen des himmlischen Reiches.

Da es eine natürliche Sache ist, daß Alle, welche dem Könige getreu dienen und für ihn Mühe und Arbeit ertragen, eine ihren Diensten entsprechende Belohnung erhalten, ja, daß sie reichlich für ihre Mühen belohnt werden, und weil es den Königen wohl ansteht, daß sie diejenigen gut belohnen, welche ihnen treu gedient haben, erstens, um zu thun, was sie schuldig sind, und dann, daß sie ihre Diener ermuntern, noch mehr zu thun, als sie bisher gethan, hat der König drei Dinge zu beachten:

Erstens: welche Gnaden er zu verleihen habe?

Zweitens: wer der ist, dem er sie verleiht? — und

Drittens: welcher Vortheil und welcher Schaden daraus hervorgehen kann?

Darum habe Ich Alles erwogen, was Ihr, Mein Oheim, und Großadmiral des Meeres, Uns durch zahlreiche, große Dienste erzeigt habt, wie auch dem Könige Juan glorreichen Andenkens, welchem Gott das Paradies verleihen möge, und König Henriquez, Meinem Vater und Herrn, welchem Gott vergeben wolle*); wegen dieser Dienste allen, die Ihr Mir und Meiner Familie täglich erzeigt und erzeigt habt, will Ich durch die Belohnung, welche Ich Euch verleihe, allen Menschen, welche leben und noch geboren werden, zu wissen thun, daß Ich, durch Gottes Gnade, König von Castilien u. einen Brief des Herrn und Königes, Meines Vaters und Herrn, welchem Gott verzeihen wolle, gesehen habe, auf Papier geschrieben und mit seinem Namen unterzeichnet und mit seinem Siegel versiegelt, folgenden Inhalts:

1405, 4. April.

Don Henriquez, durch Gottes Gnade König von Castilien u.

Um Don Alfonso Henriquez, Meinen Oheim, für die zahlreichen, ausgezeichneten Dienste zu belohnen, welche Ihr dem Könige Juan, Meinem Vater und Herrn, erzeigt, und welche Ihr Mir jeden Tag erzeigt habt und erzeigt, ernenne Ich Euch zum Großadmiral des Meeres.

Ich will, nach Meinem guten Willen und Vergnügen, daß Ihr fortan Mein Großadmiral des Meeres seid, in gleicher Weise, wie es der verstorbene Don Diego Hurtado de Mentoza war, und daß Ihr das genannte Amt eines Admirals mit allen Renten, Rechten und Gerichtsbarkeiten genießet, welche ihm gehörten und ihm in irgend einer Weise gehören sollten, ebenso vollständig, als sie Don Diego Hurtado und den Admiralen gehörten, welche bis auf diesen Tag gelebt haben.

*) König Heinrich von Castilien war im Banne des Papstes gestorben, wegen der Beihülfe, welche er den Albigenfern geleistet.

Durch diesen meinen gegenwärtigen Brief ermahne Ich alle Prälaten und Ordensmeister, Grafen, Edelleute, Ritter und Stallmeister, alle Municipalitäten, Alkalden, Alguazils &c. &c., alle Capitäne des Meeres, alle Rheder Meiner Flotte, alle Patrone und Seeleute Meiner Galeeren, die Seeleute und andere Leute, welche über das Meer fahren, daß sie den genannten Alfonso Henriquez in allen Dingen und Allem, was seinen Beruf als Admiral betrifft, anerkennen und ihm gehorchen.

Ich ermahne sie, daß sie Euch, Don Alfonso Henriquez, alle Renten und Einkommen bezahlen, welche diesem Amt zukommen, und daß sollen sie vollständig thun, durchaus nichts abziehen, ganz wie sie dem genannten Don Diego Hurtado und seinen Vorgängern im Admiralsdienst gehorchten, bezahlten und lieferten.

Durch diesen Brief gebe Ich Euch gänzliche Vollmacht, damit Ihr die Civilrechte wie die strafende Rechtsvollstreckung ausübet, wie sie dem Beruf des Admirals zukommen, und sie ist Euch übertragen, in welcher Art es sei, in allen Rechten des Meeres, als da sind, Repressalien zu vollziehen, alle Prozesse abzurtheilen, welche auf dem Meer, wie in den Häfen und den Orten entstehen, welche, soweit Salzwasser eindringt und Seeschiffe einfahren, damit zusammenhängen.

Ihr, Mein Admiral, habt das Recht, in allen Orten Meines Königreiches, welche Seehäfen sind, Alkalden, Alguazils, Schreiber und Beamte einzusetzen, damit Jeder wisse, wo die Civil- und strafrechtlichen Prozesse geschlichtet werden sollen, welche auf dem Meer und auf den Flüssen entstehen, bis wohin die Flut dringt und sich zurückzieht, in der Weise, wie sie Meine andern Admirale in der Stadt Sevilla vollziehen.

Durch diesen Brief melde Ich allen Mitgliedern Meines Raths, den Auditoren meiner Gerichtsbehörden, den Alkalden Meines Hofes und den andern Richtern besagter Städte und Orte an der Meeresküste in Meinen Reichen, daß sie sich nicht beikommen lassen, solche Prozesse anzunehmen, und weder Euch, noch die Euch unterstellten Beamten in ihrem Berufe zu stören.

Darauf hin beauftrage Ich denn Meinen Großkanzler, meine Rotarien und Schreiber und andere Beamte, in welcher Weise sie als Siegelbewahrer angestellt sein mögen, daß sie Euch Meine Privilegienbriefe ausfertigen und einhändigen, denen die größtmöglichste Ausdehnung der Vollmachten gegeben ist, wie sie Euern Vorgängern, den andern Admiralen, vertraut wurden. Weder die Einen, noch die Andern sollen dawider handeln, um sich nicht Unsere Ungnade zuzuziehen.

Zu diesem Zweck habe Ich diesen Brief ausfertigen lassen, welcher mit Meinem Namen unterschrieben und mit Meinem Privat-siegel versiegelt ist.“

(Gegeben in der Stadt Toro, am 4. April des Jahres nach der Geburt Christi eintausend vierhundert und fünf.)

Ich, Juan Martinez, Kanzler des Königes, habe es nach seinem Befehl schreiben lassen.

(Einregistriert.)

Ich der König.

Die Bestätigung dieses Gnadenbriefes vom 15. August 1416 enthält wenig Neues, nur ist Jedem, welcher dem Großadmiral zuwider handeln, oder den Gehorsam versagen würde, gedroht, daß er den königlichen Zorn erregen, und für jeden einzelnen Fall der Widersetzlichkeit zweitausend castilianische Doppelgoldstücke zu erlegen habe.

Ferner verlangt der König, daß für jedes Schiff, das ausgerüstet werde, vier Verbrecher, welche zum Tod verurtheilt gewesen, aus dem Gefängniß befreit und der Schiffsmannschaft zugetheilt werden.

Unterschieden ist dieser Brief vom König Don Juan, welcher mit der Königin Donna Catalina, seiner Mutter, mit seiner Gemahlin und Mitregentin, und mit der Infantin Donna Catalina, seiner Schwester, über alle seine Königreiche regiert in Castilien, Leon, Toledo, Galizien, Sevilla, Cordova, Murcia, Jaén, Baeza, Badajoz, Algarve, Algeciras, Biscaya, Molina.

„Ich octroire dieses Privilegium und bestätige es.“

Den weiteren Unterschriften von drei castilischen Infanten folgen noch sechzig Unterschriften von Erzbischöfen und Bischöfen, Großmeistern der verschiedenen Orden, Herzogen, Grafen und Edelleuten, wovon Jeder seinem vollen Namen ein „Bestätigt“ beifügt.

* * *

„Als Columbus von der ersten Reise zurückkam, folgten die Majestäten in Allem seinen Rathschlägen, erweiterten seine Vollmachten und befahlen Jedermann, ihm Ehrerbietung zu erzeigen,

„weil wir wollen, daß der Admiral Indiens geehrt und geachtet werde, wie es sich gebührt, nach dem Rang, den wir ihm verliehen haben.“

Don Juan de Soria bedrohten sie, nachdem derselbe sich verächtlich über Columbus ausgesprochen und sich ihm gegenüber verächtlich benommen hatte, hart, daß er pünktlich ihre Befehle für den Admiral vollziehe, obwohl derselbe einer der ersten Herren ihrer Umgebung war.

Die Briefe der Königin waren voll Anerkennung, z. B.: „Wir sind Euch unendlich verbunden für die außerordentlichen Dienste, die Ihr Uns durch das Werk erzeigtet, das Ihr mit soviel Klugheit

und Ordnung hinausgeführt habt, als irgend ein Mensch es vermocht hätte. Eure Entdeckungen erfreuen Uns besonders darum so sehr, weil sie die Frucht Eures Genius, Eurer Sorgfalt, Eures Muthes, Eurer Mühe und Arbeit sind. Es ist, als ob Alles wörtlich sich erfüllt hätte, was Ihr Uns vorausgesagt und versprochen!“

Und nicht nur Columbus selbst, sondern seine Brüder und Söhne durften reiche Gnaden erfahren:

Der Bruder des Admirals, Don Bartholomäus, wurde mit der Würde eines Gouverneurs von Indien bekleidet; seine Söhne, Don Fernando und Don Diego, wurden zu Ragen der Königin ernannt. Se. Majestät gestatteten Columbus, als eine damals ganz unerhörte Gnade, in Indien gewisse Massen Hafer und Weizen zu erheben. Sie ernannten 1503, als sich Columbus längst zur Ruhe gesetzt, seinen Sohn Don Diego als zur Leibgarde Ihrer Majestäten gehörig; befahlen dem Commandeur Ovando, dem Admiral alle Rückstände aus den letzten Jahren zu bezahlen. Der König erlaubte 1505 Columbus, alle Theile des Königreichs auf einem gezäumten und geschirrten Maulthier zu bereisen, und als Columbus gestorben war, erklärte der Monarch alle Rechte des Vaters als für den Sohn fortbestehend.“

* * *

(Zum letzten Brief von Columbus vom 25. Februar 1505. S. 197. 198.)

“Man hat sich viele Mühe gegeben, die Zeit und den Ort der Geburt des Weltentdeckers richtig festzustellen, aber es ist nicht gelungen; und was liegt auch daran, ob er in Genua selbst, oder in Cugureo, oder in Buguisco, oder in Nerri (Dörfern in der Umgebung von Genua) geboren wurde? Der eigene Sohn des Columbus war darüber im Unklaren; ebenso fehlt das genaue Datum seines Geburtsjahres und Tages. Die Einen lassen ihn, nach einem offenbaren Schreibfehler, im Jahre 1485 vierzig Jahre alt sein; seine Zeitgenossen alle glauben, daß er um das Jahr 1436 geboren wurde und im Jahre 1506 in Valladolid, im Monat Mai, in gutem Alter starb. Oviedo macht für das Greisenalter von 70 Jahren besonders geltend, daß König Fernando im Jahre 1505 dem Admiral ‚um seines hohen Alters willen‘ erlaubte, auf einem Maulthier zu reiten, was in Spanien sonst nur den Urtadeligen erlaubt war. Sechzig Jahre aber wäre kein triftiger Grund gewesen, von dieser Regel abzuweichen.“

Die beiden Karten, welche Columbus anfertigte und die dem spanischen und französischen Werke beigegeben sind, haben eine Höhe von 47 Etm. und eine Breite von 66 Etm.

Nro. 1. Carta del Oceano Atlantico Septentrional con las Derrotas, que signio.

Don N. Cristobal Colon.

Hasta su Recalada à las primeras Islas que descubrio en el Nuevo Mundo.

Viaga I en 1492 y 93.

Viaga II en 1493, 94, 95 y 96.

Viaga III en 1498.

Viaga IV en 1502, 3 y 4.

Nro. 2. Carta de las Costas de Tierra firma des de el Rio Orinoco hasta Yucatan y de las Islas Antillas y Lucayas con las Derrotas, que signio.

Don N. Cristobal Colon.

En sus descubrimientos pro estos mares.

Anhang.

(Seite 16:) Sternschnuppen.

Alexander von Humboldt sagt: „Ich habe auf meinen Reisen beobachtet, daß diese glänzenden Meteore in gewissen Regionen der Erde häufiger erscheinen als in andern. Als wir uns zwischen der Insel Madeira und der afrikanischen Küste befanden, überraschte uns die außerordentliche Menge und Schönheit der Sternschnuppen, besonders war das in der Nähe der canarischen Inseln der Fall. Sie ließen oft eine Lichtspur hinter sich, welche 12—15 Secunden dauerte. Manchmal verfolgten mehrere stundenlang die gleiche Richtung, es war dann die des Windes.“

Alexander v. Humboldt,
Voyages aux regions equinoxiales
du nouveau continent.

(B. I, S. 160, 161.)

* * *

(Seite 19:) Columbus und die ganze Mannschaft glaubten Land zu sehen zc.

(Humboldt B. I., S. 178.)

„Der Capitän des Bizarro glaubte sich der kleinen Festung gegenüber, die sich im Norden von Tequisa, der Hauptstadt der Insel Lancerot, befindet. Einen Basaltfelsen hielt man für ein Schloß, man huldigte dessen Besatzung durch einen Schuß und setzte einen Kahn in das Meer, damit einer der Offiziere sich bei dem Gouverneur der vermeintlichen Festung erkundige, ob englische Schiffe in der Nähe kreuzen.

Unsere Ueberraschung war groß, als wir erkannten, daß das Land, welches wir als eine Verlängerung der Küste von Lancerot angesehen hatten, die kleine Insel Graciosa sei, und auf Stunden weit sich kein bewohnter Ort der Gegend befinde.“

(B. II., S. 37.)

„Nachdem wir das Nordcap von Tabago und die kleine Insel Saint Giles umschifft hatten, wurde vom Hochmast aus ein feindliches Geschwader signalisirt. Bei dieser Nachricht räumten wir das Deck und unter den Passagieren erhob sich großer Jammer, denn Manche unter ihnen hatten ihr kleines Vermögen in Waaren gesteckt, welche sie in den spanischen Colonien zu verkaufen gedachten. Das Geschwader verblieb unbeweglich, und man erkannte bald, daß, was man für Segel gehalten, eine Menge vereinzelter Felsen sei. (Viel- leicht waren es die Schwestern-Felsen Hernandez.“

*
*
*

Columbus sagt, das Meer sei gleich einer Wiese mit Gras be- deckt gewesen. (S. 18.)

(Alexander v. Humboldt, B. II., S. 14:)

Im Norden der Inseln des grünen Vorgebirges begegneten wir großen Haufen Goömens oder schwimmenden Seegrases. Es ist das die tropische Traube (*Fucus natans*), welche auf unterseeischen Felsen, nur zwischen dem 40. Grad nördlicher und südlicher Breite vom Aequator aus wächst. Diese Algen scheinen hier wie an der Bank von Neufundland die Gegenwart von Strömungen anzudeuten. Man darf die mit Seegras überfüllten Gewässer nicht mit denen verwechseln, welche Columbus mit Wiesenflächen vergleicht, und deren Vorhanden- sein die Mannschaft der Santa Maria unter dem 42. Längengrad erschreckte.

Lange Untersuchungen haben mich überzeugt, daß auf dem Grund des südlichen atlantischen Oceans zweierlei Arten von Algen sind, die durchaus von einander verschieden. Die ausgebreitetste befindet sich im Westen des Meridians von Fayal, einer der Azoreninseln, zwischen dem 25. und 36. Längengrad. Es geht daraus hervor, daß hieher die phöniciischen Fahrzeuge getrieben wurden, welche nach dreißigtägiger Schifffahrt vom Ostwind in das „Grasmeer“ kamen, das die Spanier und Portugiesen *Mar de Zargasso* nennen.

Ich habe anderwärts bewiesen, daß die Stelle von Aristoteles, Mirabil und Duval (S. 1157) sich nicht auf die afrikanische Küste beziehen kann. Wenn man annimmt, daß „das Meer voll Gras“, welches die phöniciischen Schiffe aufhielt, das *Mar el Zargasso* war, ist erlaubt, zu glauben, daß die Alten in dem atlantischen Ocean nur bis zum 30. Grad westlicher Länge vorgedrungen seien.

Obgleich man Arten von Seegras beobachtet hat, deren Stängel bei 800 Fuß lang waren, und diese Seegewächse ein außerordentlich schnelles Wachsthum haben, ist doch sicher, daß in den Gewässern,

von denen hier die Rede ist, die *Fucus*, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, nicht auf dem Meeresgrunde wurzeln. In diesem Zustand können sie so wenig weiterwachsen, als ein vom Stamme losgetrennter Ast.

Um zu begreifen, wie bewegliche Massen sich Jahrhunderte lang an der gleichen Stelle befinden können, muß man annehmen, daß unterseeische Felsen, in 40—60 Faden Tiefe, immer neu erzeugen, was auf der Oberfläche von der südlichen Strömung fortgetragen wird. Diese Strömungen bringen die tropische Traube nach den Küsten Norwegens und Frankreichs, nicht der Golfstrom häuft den *Fucus* im Süden der Azoren auf.“

* * *

Columbus' Eindruck des fremden Sternenhimmels und seine etwas unklare Darstellung desselben.

(Alexander v. Humboldt, B. II, S. 24.)

„..... Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, entzückte uns alle Nächte die Schönheit des südlichen Himmels und je mehr wir vorrückten, entfalteteten sich vor unsern Augen stets neue Constellationen. Ich kann das wunderbare Gefühl nicht beschreiben, das den Menschen überkommt, welcher sich dem Aequator nähert, aus einer Hemisphäre in die andere übergeht, und welcher nun die Sterne verschwinden sieht, die ihm seit der ersten Kindheit vertraut waren.“

Selbst Solche, die kein wissenschaftliches Interesse an die Sternenvelt knüpft, betrachten hier den gestirnten Himmel gleich einer neuen, schönen Landschaft, einem herrlichen Ausblick.

So wenig man Botaniker sein muß, um zu erkennen, daß die südliche Zone eine ganz neue Pflanzenwelt schafft, ebensowenig braucht es Kenntnisse der Astronomie oder berühmter Sternkarten, um zu erkennen, daß man nicht mehr in Europa ist, wenn man am Horizont die großartige Constellation des Schiffes und des südlichen Kreuzes austauschen sieht.“

Beim Anblick des südlichen Kreuzes bemächtigte sich der ganzen Schiffsbevölkerung lebhafteste Freude. In der Einsamkeit des Meeres begrüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange getrennt war; die Spanier und Portugiesen haben für dieses Symbol ihres Glaubens doppeltes Interesse.

Die zwei größten Sterne desselben, welche den Fuß und den oberen Theil des Kreuzes bezeichnen, steigen ungefähr in gleicher Linie nach rechts auswärts, woraus folgt, daß in demselben Moment, wo sie den Meridian durchschreiten, die Constellation beinahe perpendicular wird; dieser Umstand ist beinahe allen Völkern bekannt, welche die südliche Hemisphäre bewohnen.

Man hat beobachtet, in welchem Theil der Nacht das südliche Kreuz in den verschiedenen Jahreszeiten aufrecht und geneigt erscheint, und daraus dieses Sternbild zu einer Uhr gemacht, welche sehr regelmäßig täglich um etwa vier Minuten vorgeht; keine andre Sterngruppe giebt dem unbewaffneten Auge ein so sicheres Zeitmaß ab. Wie oft hörten wir unsere Führer in den Savannen von Venezuela, wie in der Einöde, die sich von Lima bis Truxillo (Peru) erstreckt, sagen: „Mitternacht ist vorüber, das Kreuz beginnt sich zu neigen.“

* * *

Columbus rühmt die Farbenpracht der Fische und ihren Wohlgeschmack.

(Humboldt, B. II, S. 57.)

„Die Indianer, welche uns in zwei Piroguen begegneten, hatten den Hafen von Cumana während der Nacht verlassen, um in den Cedernwäldern (*Cedrela odorata*) Zimmerholz zu holen. Sie gaben uns ganz frische Cocosnüsse und einige Fische von der Art *Caetodon*, deren Farbenpracht wir bewunderten.

Welche Reichthümer unschlossen für unsere Augen nicht die Piroguen der armen Indianer. Mächtige Blätter des Bijaoßbaumes (*Heliconia bihai*) deckten Haufen von Bananen. Der stachelige Schild eines Tatu (*Armadilla Dasypus*), die Frucht der *Crescentia cajeta*, welche den Eingeborenen als Becher dient, lauter Dinge, die wir bisher nur in Naturalienkabinetten gesehen, traten hier in ihrem Vaterland uns vor Augen.“

* * *

Das Casas erzählt von dem Cigarrenrauchen der Indianer:

(Humboldt, B. III, S. 71.)

„Cumana. Das bedeutendste Produkt des Cantons ist der Tabak, wodurch die kleine, schlecht gebaute Stadt einige Berühmtheit erlangt hat. Seit der Einführung des Pachtens (*Estanco real de Tabaco*) ist die Tabakskultur in der Provinz Cumana beinahe ganz auf das Thal Cumanacoa beschränkt, denn das Pachtsystem ist dem Volke verhaßt. Aller geernteter Tabak muß der Regierung verkauft werden, und um keine Unterschlagung möglich zu machen, zog man vor, die Cultur auf einen Punkt zu concentriren. Wächter durchziehen das Land und zerstören jeden Tabaksbau, der nicht in die bezeichneten Grenzen gehört, verklagen jeden der armen Indianer, welche eine selbstgepflanzte Cigarre zu rauchen wagen, die nicht durch die Hände der Regierung gegangen. Und doch ist der Boden

von Cumana so sehr geeignet für diesen Zweig der Cultur, daß der Tabak wild wächst, wo irgend ein Samenkörnlein in feuchten Boden fällt.“

* * *

Columbus rühmt die Eingeborenen von Paria als einen besonders schönen Schlag von Menschen.

(Humboldt sagt:)

„Die Guayqueros gehören dem gebildeteren Stamme von Indianern an, welche die Küste der Insel Margaretha und die Vorstädte von Cumana bewohnen. Nach den Caraïben des spanischen Guyana sind diese die schönsten Menschen des Festlandes. Sie genießen manche Privilegien, weil sie von der ersten Entdeckung an die treuesten Anhänger der Castilianer blieben. Der König von Spanien nennt sie darum auch in seinen Erlassen „seine lieben, edeln, loyalen Guayqueros.“

Der Name Guayqueros kommt von einem reinen Mißverständnis. Als die Gefährten von Christof Columbus die Margaretheninsel umschifften, auf deren südlichem Theil noch heutzutage der vornehmste Theil der guayqueroischen Nation wohnt, begegneten die Spanier einigen Eingeborenen, welche Fische fingen, indem sie einen Stock mit außerordentlich spitzem Ende an ein Seil gebunden hatten. Die Spanier frugen in der Sprache von Hayti nach ihrem Namen, die Indianer glaubten, die Fremdlinge wollten wissen, aus was für Holz ihre Harpunen gemacht seien und antworteten: „Guaihi, Guaihe“, was ‚spitzer Stab‘ bedeutet.“

* * *

Columbus sagt, er sei nicht sicher, ob er die Indianer, die er auf dem Schiff hatte, recht verstanden, oder sie ihn.

(Humboldt, B. III, S. 299.)

„Was mich am meisten nicht nur bei den Gaymas sondern bei allen sehr abgelegenen Missionsstationen wunderte, war die außerordentliche Schwierigkeit, welche die Indianer haben, in spanischer Sprache die einfachsten Ideen zu coordiniren und auszudrücken, selbst dann, wenn der Werth der Worte und die Wendung der Sätze von ihnen vollkommen erfaßt ist. Man würde sie für viel dümmer halten, als es irgend ein Kind ist, sobald ein Weißer sie über Dinge befragt, die ihnen doch von der Geburt an vertraut sind. Die Missionare versichern, es sei das nicht natürliche Blödigkeit, sonderu das Hinderniß liege in der Artikulation einer Sprache, die von der ihren so verschieden sei.“

Die gleichen Menschen, welche eben noch rege Lebhaftigkeit an den Tag gelegt und des Spanischen ganz mächtig waren, brachten keine Gedanken noch Worte zusammen, wenn sie gefragt oder ange-redet wurden. „Ja!“ oder „Nein!“, das war ihre Antwort, je nach dem man es ihnen in den Mund legte, und die Indolenz, welche in Verbindung mit listiger Höflichkeit auch dem ungebildetsten Indianer nicht fremd ist, ließ sie ihren Antworten oft die Wendung geben, welche durch unsere Fragen angedeutet schien.“

* * *

Columbus spricht von dem herrlichen Hafen, in dem die ganze spanische Flotte Platz fände, und von dem außerordentlich engen Eingang.“

(Humboldt:)

„Wir waren sehr überrascht von der eigenthümlichen Gestaltung eines Hafens, welcher unter dem Namen Laguna grande oder auch Laguna del Obispo verzeichnet ist. Es ist ein weites, von hohen Bergen umgebenes Becken, das mit dem Golf von Carioco durch einen so engen Canal zusammenhängt, daß nur ein einziges Schiff eingehen kann, während der Hafen mehrere Flotten zusammen aufnehmen könnte. Es ist ein verödeter Ort, der aber von Jahr zu Jahr von Fahrzeugen frequentirt wird, die ihre Maulthiere nach den Antillen führen.“

* * *

Columbus erkennt die gemordeten Spanier, die schon in Verwesung übergegangen, daran daß sie Bärte haben.

(Humboldt:)

„Die Gaymas haben beinahe keinen Kinnbart, wie wir das auch bei den Tungusen und anderen mongolischen Völkerschaften finden. Die wenigen Haare, welche sprießen, reißen sie aus, es ist aber unrichtig zu sagen, sie haben keinen Bart, weil sie ihn aus-reißen.“

* * *

Columbus spricht von den Farbhölzern, die für Spanien so nutzbringend werden könnten.

(Humboldt:)

„Nach dem Tabak ist die wichtigste Kultur des Thales von Cumanacoa die des Indigo. Der der Indigoterien von Cumanacoa,

von San Fernando und Arana's ist beinahe noch höher geschätzt als der von Caracas; er nähert sich nach Glanz und Reichthum der Farbe des Indigo von Guatemala.

Trotz der Vortrefflichkeit der Pflanze und der Fruchtbarkeit des Bodens ist diese Industrie von Cumanacoa noch auf den ersten Stufen. Arana's, San Fernando und Cumanacoa zusammen bringen nur bei 3000 Pfund Indigo in den Handel, deren Werth sich auf 4500 Piafter beläuft. Es fehlt an Händen und die schwache Einwohnererschaft nimmt täglich ab durch die Einwanderung nach den Planos.

Diese unendlichen Savannen bieten ihnen reichliche Nahrung durch die leichte Vermehrung der Viehzucht, während die Pflege des Indigo's und des Tabaks viel Mühe erfordert und die Arbeiter in Abhängigkeit von dem königlichen Pacht stehen.“

* * *

Da gar keine Hausthiere von dem Entdecker vorgefunden wurden, macht er dem Königspaar den dringenden Vorschlag, Ochsen, Kühe, Pferde u. u. zu schicken.

(Alexander Humboldt, Band VI, Seite 95 u. f.)

„Der Reichthum der meisten Einwohner der Planos (Savannen) besteht in Viehheerden. Die Zahl der Thiere ist sehr schwer zu bestimmen; der Spanier Depors berechnete sie am Anfang des 19. Jahrhunderts auf 1 200 000 Ochsen, 180 000 Pferde und 90 000 Maulthiere. In den Pampas von Buenos Ayres wurden durchschnittlich 12 000 000 Kühe und 300 000 Pferde angenommen, ohne die Thiere, welche keinen Eigenthümer haben. Die reichsten Eigenthümer schätzen ihre Heerden auf 14 000 Thiere.

Die von Spanien eingeführten Thiere hatten Mühe, sich an das Futter zu gewöhnen, bis im Jahre 1548 der spanische Colonist Cristoval Rodriguez auf den Gedanken kam, das Hornvieh in die Planos zum weiden zu schicken, von wo an sie sich außerordentlich vermehrten, aber zum großen Theil auch verwilderten, und zwar nicht nur Pferde und Ochsen, sondern auch Ziegen und Hunde.“

* * *

Columbus erzählt im letzten Brief an den König und die Königin von dem fürchterlichen Unwetter, das ihn 86. Tage lang auf dem Meer unthergetrieben, ohne daß er sagen könnte, wo er gewesen.“

(Humboldt erzählt Band II, Seite 271:)

„Es ist eine weit verbreitete Meinung an den Küsten von Cumana und der Insel Margaretha, daß der Golf von Cariaca seine Existenz einem Zerreißen des Landes verdanke, das mit unterseeischen Vulkanen in Zusammenhang gestanden sei. Die Erinnerung an jene Katastrophe lebte bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts fort, und man berichtet, daß zur Zeit der dritten Reise des Columbus die Eingeborenen davon als jüngst gesehen sprachen. Das Meer überschwemmte 1530 die Länder und neue Erdbeben erschreckten die Bewohner von Cumana und Paria; die See stieg oft bis zu 15—20 Meter Höhe. 1766 stürzte die ganze Stadt Cumana in wenigen Minuten durch ein Erdbeben zusammen und 14 Monate lang wiederholten sich die Stöße von Stunde zu Stunde. Die Einwohner von Cumana lebten die beiden Jahre 1766 und 1767 ganz in Freien, und begannen erst wieder Häuser zu bauen, als die Stöße sich nur noch von Monat zu Monat wiederholten. Während aber die Erde fortwährend zitterte, schien die Atmosphäre sich in Wasser auflösen zu wollen.

Niemand wollte Columbus glauben, was er erzähle, und alle Mühsal und Gefahr, die er bestanden, ward einfach mit dem Wort ‚der 83tägige Sturm‘ in Frage gestellt. Ist nicht Humboldt's Geschichte der Erdbeben von Südamerika, von denen hier eine Scene mitgetheilt ist, nach Dauer und Schrecken noch viel unbegreiflicher.“

* * *

(Zu Grand Khan, Seite 5 ff.:)

„Die erste Erwähnung dieser geheimnißvollen Persönlichkeit findet sich in der „Geschichte vom Kaiser Friedrich Barbarossa“, welche Otto von Freysingen schrieb. Ein Bischof von Gabala in Syrien hatte dem kaiserlichen Biographen davon Mittheilung gemacht. Wie weit sich Friedrich Barbarossa auf die Frage einließ, ist nicht bekannt.

Dagegen empfing auch Ludwig der Heilige, als er sich in Cypern aufhielt, Gesandte von Schikathai, dem mongolischen Gouverneur von Persien und Armenien. Diese Gesandtschaft rief die Idee, welche man sich von der Bekehrung der Mongolen zum Christenthum gemacht, auf's Neue in das Leben. Der heilige Ludwig war davon so sehr überzeugt, daß, als er dann seinerseits eine Gesandtschaft an die tartarischen Fürsten aussandte, er dem beigegebenen Pater Andreas von Lonjümel unter anderen Geschenken eine scharlachene Kapelle mitgab, dazu alle zum Gottesdienst nöthigen Geräthschaften, und mehrere Splitter vom heiligen Kreuze. Diese Gesandtschaft langte um das Jahr 1122 am mongolischen Hofe an,

aber der Empfang, der ihr wurde, entsprach keineswegs den gehegten Erwartungen, und der heilige Ludwig war so wenig mit dem Resultat derselben zufrieden, daß, als er 1253 Wilhelm von Rubriquez (oder Ruysbrook) absandte, er diesem befahl, sich nicht als Gesandten des Königs von Frankreich vorzustellen.

Im Jahre 1254 schickte sodann Papst Innocenz IV. zwei Gesandtschaften in verschiedene Richtungen aus, um den Grand Khan aufzufinden.

Die drei Padres Lorenz von Portugal, Jean Carpin de Plan und Duplin wurden an Batu, den General der Nordmongolen geschickt, welche damals an den Ufern der Wolga lagerten. Die Mönche Ascelin, Simon von Quentin und Alexander Albert, welchen sich unterwegs noch Richard von Cremona und Andreas von Conjümel anschlossen, wurden an Batschu, den General, gesandt, welcher in Persien und Armenien befehligte.

Von beiden Reisen sind noch Berichte vorhanden. Jean Carpin de Plan erzählt, wie die Gesandten, welche zu Batu gelangten, so übel aufgenommen wurden, daß sie sich gar nicht am Hofe desselben aufhielten, sondern sich in das Hauptquartier aller Mongolen begaben, wo Gayük, deren damaliger Kaiser, Hof hielt, um welchen sich viele georgische, armenische und andere Fürsten der verschiedensten Länder Asiens versammelt hatten.

Schon i. J. 1269 kamen abermals Gesandte nach Rom, mit der Bitte um Lehrer des Evangeliums, und zwar waren diesmal an der Spitze der Fremdlinge die beiden Venetianer Marco und Maffio Polo, welche 1250 in Handelsgeschäften nach Konstantinopel gereist, von da die Ufer der Wolga entlang nach Saraï und Wolghar, den Residenzen von Bartah, dem Enkel von Dschingis Khan, verschlagen worden waren.

Besondere Verhältnisse führten sie sodann nach Bokhara an den Hof von Kublai, dem Khan (Kaiser) der Tartaren. Dieser nahm sie sehr freundlich auf und schickte sie mit Herren seines Hofes nach Rom, um Lehrer des Evangeliums zu erbitten. Diesmal jedoch lag der Bitte ein ganz anderer Wunsch zu Grund, nämlich, daß die europäischen Fürsten sich vereinigen möchten, um den ägyptischen Sudan anzugreifen, um dadurch die Saracenen, seine bittersten Feinde, zu vertilgen.

Die Reisenden kamen im April 1269 in Saint Jean d'Acres und bald darauf in Venedig an. Daß der Wunsch des Tartarenkaisers unerfüllt blieb, versteht sich von selbst. Die Gebrüder Polo aber verließen 1271 Italien abermals, und diesmal begleitete sie Marco Polo ihr Neffe, der spätere Geschichtsschreiber ihrer und seiner Reisen.

Alle Drei drangen bis China vor, wo sie von dem Kaiser des Landes auf das Freundlichste aufgenommen wurden. Von dessen

Hof aus durchreisten sie ganz China und einen großen Theil Asiens. Erst 1295 kehrten sie zusammen nach Europa zurück. Die lange Abwesenheit, die ausgestandenen Strapazen, das tartarische Costüm, die fast vergessene Muttersprache waren die Ursachen, daß zuerst Niemand mehr sie erkennen konnte noch wollte. Als dann freilich bekannt wurde, welche große Reichthümer die Reisenden mitgebracht, schlugen die Herzen freudig Messer Marco „Millioni“ entgegen, und als seine Reisebücher erschienen und dadurch sein Ruhm durch ganz Europa drang, beeilte sich Venedig, ihn mit der Wiedererstattung der erloschenen Bürgerrechte als den ersten Bürger Venedigs zu preisen.“

* * *

(Zu Watlingsinsel, S. 23.)

„Man glaubte bis jetzt, daß die erste Insel, welche Columbus am 12. October 1492 entdeckte, und welche die Einwohner Guanahani nannten, die Insel sei, welche auf allen Karten als die große Salvatorinsel bezeichnet ist. Dieselbe liegt zwischen dem 24. und 25. Grad nördl. Br. und hat von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-Ost eine Ausdehnung von fünfzehn Meilen.

Don Juan Battista Muñoz dagegen glaubte, die Insel Guanahani sei dieselbe, welche man heutzutage unter dem Namen „Watlingsinsel“ kennt, welche fünfzig Meilen östlich von der ersten liegt, von Norden nach Süden eine Ausdehnung von vier Meilen hat und rings von Steinklippen umgeben ist. Als Verneuil und Roquette, die französischen Uebersetzer von Navarette's Briefen und Tagebüchern des Columbus, den von ihm eingeschlagenen Weg nach Westen verfolgten, von der ersten Insel, welche er entdeckte, bis zur Landung an Cuba, gelangten sie zu einer andern Ueberzeugung.

Columbus beschreibt die Häfen von Cuba: Nipa, de las Nuevatas, del Principe, de Tanomo, Cayo, Moa, Baracoa mit so wunderbarer Genauigkeit, daß die große Salvatorinsel unmöglich diejenige sein kann, welche er zuerst betrat, denn von da aus, wo sie liegt, hätte der Admiral unmöglich die Richtung nach Westen stets einhalten können, wie er doch that. Die große Bahamabank und ihre Ausläufer hätten ihm viel zu große Hindernisse in den Weg gestellt. Noch weniger konnte er von der Insel San Salvador aus in den Hafen von Nipa einlaufen, wenn er die Richtung von West-Süd-West eingehalten. Die französischen Gelehrten gelangten denn zu der von ihnen ausführlich dargelegten Gewißheit, daß das erste Land, darauf Columbus in der Neuen Welt seinen Fuß setzte, die Insel der großen Saline (del gran Turco) sein muß, welche zwischen dem 21. und 22° nördl. Breite und dem 71—72° westl. Länge liegt.

Von dieser Insel sagt Columbus am 13. October, sie sei sehr groß und eben, mit herrlich grünen Bäumen besetzt; sie habe viel Wasser, einen prachtvollen See in der Mitte, aber keinen Berg. Am 14. October sagt er von einem ungeheuern Felswall, von dem sie umgeben sei. Alles das bezeichnet genau die große Salineninsel als die erste, welche Columbus entdeckte, zumal der große See, von welchem er spricht, sich auf keiner andern der zuerst entdeckten Inseln findet.“

* * *

(Zu der Anmerkung von „Oviedo“, S. 75.)

Oviedo war einer der Zeit- und Reisegenossen von Columbus, und seine Bücher und Berichte jener Zeit haben den Werth, daß er nur Selbsterlebtes mittheilt. Seine Naturgeschichte Indiens besonders ist noch heutzutage geschätzt, obwohl nur der dritte Theil von fünfzig Heften derselben erscheinen konnten, welche in das Italienische und Französische übersezt wurden. Berneuil.“

* * *

(Zu „Columbus Gelübde“, S. 78.)

..... Er betrachtete sich fortan als Pilger, welcher ein ge-
thanes Gelübde zu erfüllen habe.

Dr. Chanca, der Begleiter des Admirals auf der zweiten Reise nach Amerika, von welcher der König und die Königin denselben zurückberiefen, weil man ihnen stets vorstellte, die aufgewandten Unkosten ständen in keinem Verhältniß zu dem, was Columbus erreiche, erzählt:

„Columbus kam im Monat Juni 1496 nach Castilien. Er war mit dem Kleid und der Farbe eines Franziskanermönches angethan. Als Gürtel trug er den Strick des heiligen Franziskus. Er brachte einige Indianer mit sich, denn ehe er Indien verließ, hatte er den großen Kaziken von Caonaboa und dessen Bruder und seinen zehnjährigen Sohn mit eingeschiffet; er hatte ihnen gesagt, er wolle sie nur dem König und der Königin vorstellen und ihnen dann die Freiheit wiedergeben. Der Bruder des Kaziken hatte eine goldene Halskette, welche der Admiral ihm beim Einzug in die Städte und Dörfer anzulegen befahl. Sie bestand aus aneinandergereichten Ringen und wog sechshundert Castilianer, = sieben Pfund und einige Unzen, repräsentirte also einen Werth von ungefähr zehntausend Franken.“

* * *

Zu S. 96. Es war nicht nur Columbus selbst, welcher seine Freude in solchen Worten ausdrückte.

„Der Kanoniker Alphons Ortiz von Toledo schrieb an die katholischen Majestäten: ‚Niemand, und lebte er an den äußersten Grenzen Indiens, ist so barbarisch, daß er Ihre Triumphe nicht mitfeiern sollte.‘ Denn von allen Enden der Erde wiederhallt der Ruf Ihres Muthes und Ihrer Größe so laut, daß er an die Ohren aller Lebenden dringen muß und den Bewohnern der ganzen Erde Bewunderung und Ehrfurcht einflößt.“

* * *

(Zu dem Brief „an die Königsfrau des Infanten“, S. 13 ff.)

Wie konnte es kommen, daß die Stellung von Columbus bei dem König und der Königin von Spanien sich aus Ehrerbietung und Gnadenerzeigungen ganz in das Gegentheil verkehrten?

„Columbus schreibt von der dritten Reise aus an die Majestäten: ‚Ich entdeckte durch Gottes Gnade dreihundert drei und dreißig Meilen Festland an den äußersten Enden des Orients und siebenhundert Inseln, außer denen, die ich auf meiner ersten Reise entdeckt habe, und unterwarf die Insel Española, welche für sich allein größer ist als ganz Spanien und unzählige Einwohner in sich schließt, welche alle Euren Hoheiten Tribut zahlen. Aber von da an fing man an, übel von mir und meinem Unternehmen zu reden, nur weil ich nicht Schiffe voll Gold geschickt. Man bedachte nicht die Kürze der Zeit, noch die vielen Hindernisse, die sich mir auf Schritt und Tritt in den Weg stellten u. c. u.‘

So klagt Columbus. — Die Könige dagegen waren umlagert von Unzufriedenen, welche sich bitter über Columbus beschwerten. Der auf Española ausgebrochene Aufstand sollte allein durch seine Grausamkeit hervorgerufen sein. Viele seiner Reisegefährten wollten allein um seiner Härte, seiner Ungerechtigkeit, und seines Ehrgeizes willen nach Spanien zurückgekehrt sein; Viele forderten den von ihm nicht ausbezahlten Sold, Andern hatte er die versprochene Anstellung nicht übertragen, wieder Andere hatten offenbar auf der Reise große Verluste erlitten.

Es gab Tage, wo fünfzig und mehr solcher Kläger im Hofe der Alhambra versammelt waren, und die Söhne des Admirals, welche in königlichen Diensten standen, mit Hohn und Schimpfworten übergossen.

Nicht der Geringste unter den Anklägern aber war der Bischof Las Casas, der spätere Biograph von Columbus. Dieser war entsetzt und empört über das namenlose Elend, das durch die Entdeckung Amerika's über die Eingeborenen hereingebrochen war, und

ganz besonders darüber, daß der Admiral anfang, sie als Sklaven zu verkaufen.

Wir sehen, daß er den Vorschlag dazu in aller Form den Königen machte und gar nicht unbedingt von ihnen abgewiesen wurde. Schon im Jahr 1497 ließ Columbus durch achtzig Spanier Jagd auf die Indianer machen, pakte ihrer bei sechshundert auf Schiffe, welche dann bei einem fürchterlichen Sturme sämmtlich untergingen.

Auf die dringenden Vorstellungen von Las Casas beschäftigte sich der spanische Staatsrath eingehend mit der Berechnung, wie viele Neger von Guinea nöthig seien, um die Indianer bei ihren Feldarbeiten im Dienste der Spanier zu unterstützen, und die Antwort war: „Viertausend!“ Und nun kauften die Flämänder von den Genuesern um vier und zwanzig tausend Dukaten das Alleinrecht für diesen Menschenhandel auf acht Jahre. (S. Verneuil et Roquette: Introduction aux Relations des quatre Voyages de Christof Colomb.)

Das war die jammervolle Anschauung jener Zeit, welche die Portugiesen noch vor Kurzem praktizirten und wofür wir den Columbus nicht allein anklagen dürfen.

Las Casas war ein edler Schwärmer, Columbus das Kind einer rauhen Zeit und rauhen Erziehung. Las Casas wollte für die Neue Welt keinen andern Gewinn, als daß die Indianer Christen werden, für die Christen nur die Ehre, das Reich Gottes zu verbreiten.

Columbus dagegen wollte die Neue Welt Spanien einverleiben, und ob die Grundsteine dafür mit harten Mitteln gelegt werden, achtete er nicht; Columbus wollte nur möglichst schnell den spanischen Monarchen zeigen, wie groß der Gewinn sei, welcher ihnen durch ihren Admiral zu Theil geworden.

In der Beurtheilung solchen Strebens geht Las Casas so weit, daß er Columbus vorwirft, sein Schmerz über die Entvölkerung der Insel Española gelte nur dem Verlust, welchen er durch den Tod von jedem der Indianer erleide, weil dieser nun keine Steuer mehr bezahle.

Zwischen streitenden und klagenden Parteien hin- und hergeworfen, sahen sich die Monarchen endlich gezwungen, Columbus im Jahre 1499 zurückzurufen und Bobadilla, einen hochgestellten Mann des Hofes nach der Insel Española abzuschicken. Als Bobadilla dort ankam, ließ er nur den Klägern das Ohr, rief weder den Admiral, noch seinen Bruder, noch seinen Sohn vor sich, bezog alsbald das eigene Haus derselben, gab von allem ihrem Besizthum nicht das Geringste heraus, ließ alle drei in Ketten legen und auf Caravellen bringen, mit dem Befehl, sie alsbald nach der Ankunft in Spanien dem Bischof Don Juan de Fonseca auszuliefern.

Im Anfang des October 1500 reisten die Unglücklichen von San Domingo ab und landeten am 20. oder 25. November in Cadix. Don Alonso de Vallejo und Andreas Martin, die Commandanten der beiden Caravellen, behandelten indeß die Gefangenen während der ganzen Reise mit der größten Rücksicht. Sie wollten ihnen die Ketten abnehmen, auf was aber Columbus nicht einging, denn er erklärte, daß er es nur geschehen lasse, wenn der König und die Königin es befehlen.

Raum waren sie in Spanien angelangt, so machten es die beiden Officiere Columbus möglich, einen vertrauten Diener an die Majestäten abzuschicken, welcher seine Berichte überreiche, noch ehe Bobadilla's Briefe angekommen waren. Das war von großem Vortheil für die Gefangenen, denn sobald Ferdinand und Isabella die Gefangenensetzung und Ankunft des Admirals erfahren hatten, erschrakten sie, ließen die Gefesselten in Freiheit setzen und schickten Columbus zweitausend Dukaten, damit er sich unverzüglich nach Granada an den Hof begeben.

Dort langten alle drei Columbus am 15. December an. Sie wurden von den Monarchen mit viel Mitleid und Güte aufgenommen und empfingen jeden Ausdruck des Wohlwollens. Columbus besonders, welcher stets in der besonderen Gunst der Königin gestanden hatte, erhielt von Isabella die Zusicherung, daß allen Klagen gegen ihn strenge Untersuchung zu Theil werden soll, und er in allen seinen Rechten, ohne eine einzige Ausnahme belassen werde.

Ehe Columbus sich zur letzten Reise einschiffte, verabschiedete ihn Isabella mit den Worten: „Seid fest versichert, daß Eure Gefangennahme Uns den größten Schmerz verursacht hat, — Ihr habt es wohl gesehen, denn, sobald Wir es erfuhren, sprachen Wir Euch frei. Wir sind jetzt mehr als je geneigt, Euch zu ehren und Euch wohlzuthun &c. &c.“

Die Erlaubniß, an der Insel Española zu landen, geschweige denn sich dort aufzuhalten, konnte Columbus indeß nicht erlangen, und nach viel Mißgeschick kehrte er — wir haben es erfahren — endlich nach Spanien zurück, wo er 1506 starb.“



II-846